



Patricia
Highsmith
*Die Augen der
Mrs. Blynn*

Stories · Diogenes

Patricia Highsmith • Werkausgabe
Romane und Stories
Herausgegeben von Paul Ingendaay und
Anna von Planta

Patricia Highsmith

Die Augen der Mrs. Blynn

Stories

*Aus dem Amerikanischen von
Christa E. Seibicke*

*Mit einem Nachwort von
Paul Ingendaay*

Diogenes

Herausgegeben in
Zusammenarbeit mit Ina Lannert,
Barbara Rohrer und Kate Kingsley Skattebol
Die Stories ›Die Heimkehren, ›Zum Versager geboren‹,
›Der Spatz in der Hand‹ und ›Ein gefährliches Hobby‹
wurden von Melanie Walz übersetzt,
›Des Menschen bester Freund‹ von Irene Rumler

Ausführlicher Nachweis
am Schluß des Bandes
Umschlagfoto von
Philipp Keel

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2002

Diogenes Verlag AG Zürich
Scan by an unsong hero
Bearbeitet von Brrazo 01/2006

www.diogenes.ch

100/02/8/1

ISBN 3 257 06430 6

Inhalt

Die Augen der Mrs. Blynn	7
Nichts Auffallendes	22
Die Heimkehrer	52
Zum Versager geboren	83
Des Menschen bester Freund	106
Der Spatz in der Hand	128
Ein gefährliches Hobby	152
Die zweite Zigarette	173
Ein Mord.....	206
Das mürrische Taubenpaar	234
Quitt.....	248
Wer ist hier verrückt?	268
Spiel mit Variationen.....	289
Ein Mädchen wie Phyl.....	316
 Anhang.....	 354
Nachwort	355
Editionsplan	381

Stories 1952-1980

Die Augen der Mrs. Blynn

Mrs. Palmer lag im Sterben; sie wußte es ebenso gewiß wie alle anderen im Haus. Der zweiköpfige Haushalt – bestehend aus Mrs. Palmer und Elsie, dem Dienstmädchen – hatte sich in den letzten zehn Tagen verdoppelt. Elsies vierzehnjährige Tochter Liza war hinzugekommen, um ihrer Mutter zur Hand zu gehen, und hatte ihren zottigen Hütehund Princy mitgebracht, den Mrs. Palmer als vierten Hausgenossen betrachtete. Liza, die sich die meiste Zeit in der Küche nützlich machte, schlief in dem niederen Stübchen mit dem Stockbett, nur ein paar Stufen unterhalb von Mrs. Palmers Zimmer. Es war überhaupt ein kleines Cottage: unten Wohnzimmer, Eßnische und Küche, oben Mrs. Palmers Schlafzimmer, der Nebenraum mit dem Stockbett und Elsies winzige Kammer. Alle Räume hatten niedrige Decken, und da Türstöcke und Treppenhaus noch tiefer lagen, mußte man ständig den Kopf einziehen.

Mrs. Palmer würde sich vermutlich nur noch wenige Male ducken müssen, da sie höchsten zwei-, dreimal täglich aufstand, um sich, zum Schutz gegen die Kälte fest in ihren lavendelblauen Morgenrock gewickelt, ins Bad zu schleppen. Sie hatte Leukämie. Von Schmerzen blieb sie verschont, aber sie war sehr geschwächt. Mrs. Palmer war einundsechzig Jahre alt. Ihr Sohn Gregory war als Offizier der Royal Air Force im Nahen Osten stationiert und würde vielleicht noch rechtzeitig kommen, vielleicht auch nicht. Mrs. Palmer hatte ihr Telegramm bewußt nicht dringlich

formuliert, denn sie wollte ihn weder aufregen noch ihm Ungelegenheiten machen, und er hatte nur zurück-telegraphiert, er werde alles daransetzen, Urlaub zu bekommen, und sie dann wissen lassen, wann er losfliegen könne. Ihr Telegramm war feige gewesen, dachte Mrs. Palmer jetzt. Warum hatte sie nicht den Mut gehabt, ehrlich zu schreiben: »Habe nur noch etwa eine Woche zu leben. Kannst du zu mir kommen?«

»Mrs. Palmer?« Elsie streckte den Kopf ins Zimmer und stützte sich mit mehlbestäubter Hand gegen den Türpfosten. »Hat Mrs. Blynn für heute halb fünf oder halb sechs gesagt?«

Mrs. Palmer wußte es nicht, und es schien ihr auch völlig unwichtig. »Ich glaube, halb sechs.«

Elsie nickte geistesabwesend, in Gedanken schön bei dem Imbiß, den sie zum Halb-sechs-Uhr-Tee im Gegensatz zu dem eine Stunde früher servieren würde. Ein Halbsechs-Uhr-Tee brauchte nicht so reichhaltig zu sein, da Mrs. Blynn sich um die Zeit bereits anderswo gestärkt haben würde. »Kann ich noch was für Sie tun, Mrs. Palmer?« fragte sie, und ihre liebevolle Stimme klang ehrlich besorgt.

»Nein danke, Elsie, ich fühle mich soweit ganz wohl.« Mrs. Palmer seufzte, sobald Elsie draußen war. Elsie war willig, wenn auch etwas beschränkt. Mrs. Palmer konnte sich nicht mit ihr unterhalten; nicht, daß sie etwa vertraulich mit ihr hätte werden wollen, aber es wäre doch ein schönes Gefühl gewesen zu wissen, daß sie mit jemandem im Haus plaudern könnte, falls ihr danach war.

Mrs. Palmer hatte keine richtigen Freunde in der Stadt, denn sie war erst seit einem Monat hier. Sie war unterwegs nach Schottland gewesen, als sie, von einem neuerlichen Schwächeanfall heimgesucht, auf einem Bahnsteig in Ipswich zusammengebrochen war. An die lange Reise nach Schottland per Bahn oder selbst mit dem Flugzeug war danach nicht mehr zu denken gewesen, und so hatte Mrs. Palmer auf Anraten eines fremden Arztes hin ein Auto gemietet und sich an die Ostküste chauffieren lassen, in einen Ort namens Eamington, der sich durch sein belebendes Reizklima empfahl und wo der Doktor von einer Krankenschwester wußte, die Hausbesuche machte. Der Arzt hatte offenbar geglaubt, ein paar Wochen Ruhe und Erholung würden sie wieder auf die Beine bringen, doch Mrs. Palmers dunkle Vorahnung sprach von Anfang an dagegen. Zwar hatte sich ihr Befinden während der ersten Tage in dem beschaulichen Städtchen gebessert; sie hatte das Cottage Sea Maiden gefunden und gleich gemietet; allein, der Aufschwung währte nur kurz. Im Sea Maiden war sie erneut zusammengebrochen, und Mrs. Palmer hatte das Gefühl, daß Elsie und auch ein paar andere, deren Bekanntschaft sie gemacht hatte (Mrs. Frowley, die Maklerin, zum Beispiel), ihr *ihre faiblesse* verübelten. Nicht nur, weil sie eine Fremde war, die ihnen zur Last fiel und Fürsorge beanspruchte, sondern auch, weil ihr Rückfall den Glauben an die heilkräftige Wirkung des Eamingtoner Klimas erschütterte – ein Klima, das gegenwärtig von einem steifen Nordostwind beherrscht wurde, der fast Tag und Nacht in Orkanstärke tobte, einem die Knöpfe vom Mantel zu reißen drohte und die Fenster der Häuser an der

Strandpromenade hinter einem klebrig-trüben Schleier aus salziger Gischt erblinden ließ. Mrs. Palmer bedauerte selbst, daß sie anderen zur Last fallen mußte, aber sie konnte die Leute doch immerhin dafür entschädigen. Sie hatte ein ziemlich heruntergekommenes Cottage gemietet, das andernfalls wohl den ganzen Winter leer gestanden hätte, denn es war schon Anfang Februar; Elsie verdiente bei ihr etwas mehr als den Eamingtoner Durchschnittslohn; sie zahlte Mrs. Blynn eine Guinée für eine halbstündige Visite (und den Großteil dieser halben Stunde beanspruchte ihr Tee); und bald würden auch der Bestattungsunternehmer, der Küster und vielleicht noch der Blumenhändler an ihr verdienen. Außerdem hatte sie die Miete bis einschließlich März im voraus entrichtet.

Als der Sturm einen Augenblick aussetzte und eilige Schritte von der Straße heraufklangen, richtete Mrs. Palmer sich im Bett auf. Mrs. Blynn war im Anmarsch. Über Mrs. Palmers fast durchsichtige Stirn huschte ein banger Schatten, dem sie freilich in vorauseilender Höflichkeit rasch ein mattes Lächeln folgen ließ. Sie nahm den langstieligen Handspiegel vom Nachttisch. Ihr fahler Teint hatte aufgehört, sie zu erschrecken oder zu beschämen. Alter und Tod waren nun einmal kein schöner Anblick, damit mußte man sich abfinden. Trotzdem hatte sie immer noch das Bedürfnis, der Welt einen halbwegs passablen Anblick zu bieten. Also strich sie sich das Haar aus der Stirn, befeuchtete die Lippen, überprüfte ihr Lächeln, zupfte die Schulterpartie ihres Nachthemds zurecht und zog die rosa Strickjacke über der Brust zusammen. Ihre blauen Augen wirkten in dem blassen Gesicht viel blauer

als früher. Immerhin etwas Erfreuliches.

Elsie klopfte und öffnete im selben Moment die Tür.
»Mrs. Blynn, Madam.«

»Guten Tag, Mrs. Palmer«, sagte Mrs. Blynn und kam die beiden Stufen von der Schwelle ins Zimmer herunter. Sie war eine stämmige Frau um die Fünfundvierzig, dunkelblond, mittelgroß und erschien wie gewohnt in ihrem unförmigen schwarzen Kostüm mit einer rosenroten Blütenagraffe am linken Revers. Sie benutzte blaßrosa Lippenstift und trug Schuhe mit ziemlich hohen Absätzen. Sie war die Witwe eines Seemanns, wie viele Frauen in Eamington, und hatte mit vierzig den Beruf der Krankenpflegerin ergriffen. In der Stadt zollte man ihr höchste Achtung als einer tatkräftigen Frau, die der Gemeinde nützliche Dienste leistete. »Und wie geht es Ihnen heute?«

»Guten Tag. Man könnte wohl sagen, den Umständen entsprechend«, antwortete Mrs. Palmer, um einen heiteren Ton bemüht. Dabei nestelte sie schon an ihrer Zudecke, bereit, sie für die tägliche Spritze zurückzuschlagen.

Doch Mrs. Blynn war mitten im Zimmer stehengeblieben, hatte die Hände in die Hüften gestemmt und ließ den Blick mit einem entrückten Lächeln abwechselnd über die Wände und aus dem Fenster schweifen. Mrs. Blynn hatte als Frischvermählte ein halbes Jahr lang mit ihrem Mann hier im Sea Maiden gewohnt, und es verging kein Tag, an dem sie das nicht irgendwie zur Sprache brachte. Mr. Blynn war Kapitän auf einem Handelsschoner gewesen und vor zehn Jahren bei einer Havarie mit einem schwedischen Dampfer, nur fünfzig Seemeilen vor Eamington, mit seinem Schiff untergegangen. Mrs. Blynn hatte nicht wie-

der geheiratet. Elsie wußte zu berichten, daß in ihrem Haus überall Fotos von dem Kapitän in seiner Uniform und von seinem Schiff stünden.

»Ach ja, ein wunderschönes Häuschen«, sagte Mrs. Blynn, »auch wenn's ein bißchen reinzieht.« Und als sie sich Mrs. Palmer zuwandte, leuchteten ihre Augen, als wolle sie sagen: »Also dann, noch ein paar von meinen Spritzen, und bald sind Sie wieder wie neu, was?«

Doch kaum, daß Mrs. Blynn in ihrer schwarzen Tasche nach der Spritze kramte und nach dem Fläschchen mit der klaren Flüssigkeit, die wieder nichts bewirken würde, wechselte ihr Gesichtsausdruck. Das Lächeln schwand von ihren Lippen, ihre Mundwinkel erschlafften, und die Falten rechts und links der Nasenwurzel vertieften sich. Und als sie die Nadel in Mrs. Palmers abgezehrten Körper stieß, waren ihre graugrünen Glupschaugen so glasig, als ob sie nichts sähe und auch nichts zu sehen brauchte: Spritzen zu setzen war ihr Beruf, und damit kannte sie sich aus. Mrs. Palmer war für sie ein Neutrum, das eine Guinée pro Visite zahlte. Das Neutrum lag im Sterben. Und Mrs. Blynns stoischer Gleichmut schien nicht einmal durch die Frage zu erschüttern, wann die Guineen ausbleiben würden, ob in drei Tagen oder erst in acht.

Mrs. Palmer bedeutete Geld an sich nichts, aber angesichts der Tatsache, daß sie schon bald aus dieser Welt würde scheiden müssen, wäre es ihr doch lieb gewesen, wenn Mrs. Blynn eine so menschliche Regung gezeigt hätte wie den Wunsch, die Guineenquelle möglichst lange zu erhalten. Doch Mrs. Blynns Augen blieben selbst dann glasig, wenn sie zur Tür blickte, um zu sehen, ob Elsie

endlich mit ihrem Tee kam. Die Dielen draußen im Flur knarrten hin und wieder, je nachdem, ob es zu warm wurde oder zu kalt, aber auch dann, wenn jemand an der Tür vorbeiging.

Heute war die Injektion schmerzhaft, doch Mrs. Palmer zuckte nicht mit der Wimper. Im Gegenteil, sie lächelte sogar über diese kleine Unannehmlichkeit. »Heute ist mal ein bißchen die Sonne rausgekommen, nicht wahr?« sagte Mrs. Palmer

»Ach ja?« Mit einem Ruck zog Mrs. Blynn die Nadel heraus.

»Ja, vormittags, so gegen elf. Ich hab's zufällig gesehen.« Und sie deutete mit matter Hand auf das Fenster hinter sich.

»Na, vertragen könnten wir's«, sagte Mrs. Blynn und verstaute ihre Instrumente wieder in der schwarzen Tasche. »Und so ein schönes Feuer auch, weiß Gott.« Sie hatte ihre Tasche zugeklappt, war an den Kamin getreten und rieb sich die Hände über den Flammen.

Was aussah wie ein aufgerollter, langfloriger Kaminvorleger, war Princy, der sich der Länge nach vor dem Feuer ausgestreckt hatte.

Mrs. Palmer hätte Mrs. Blynn gern etwas Nettes über deren Mann gesagt, über ihr gemeinsames Leben hier im Haus, über die Stadt, irgend etwas. Aber alles, was ihr einfiel, war, wie einsam Mrs. Blynn seit dem Tod ihres Mannes sein mußte. Kinder hatte sie keine gehabt, und Mrs.

Blynn, die ihren Mann laut Elsie vergöttert hatte, war stolz darauf, kein zweites Mal geheiratet zu haben. »Haben

Sie um diese Jahreszeit viele Patienten?« fragte Mrs. Palmer.

»O ja. Wie gewöhnlich«, sagte Mrs. Blynn, die immer noch ins Feuer blickte und sich die Hände warm rieb.

Und wen? hätte Mrs. Palmer gern gefragt. Erzählen Sie mir von ihnen. Sie atmete leise und wartete.

Elsie klopfte mit der Kante des Tablett gegen die Tür.

»Kommen Sie rein, Elsie«, sagten beide, Mrs. Blynn ein bißchen lauter.

»So, da wären wir«, sagte Elsie und stellte das Tablett auf zwei übereinandergestapelte, pralle olivgrüne Sitzkissen. Während das Dienstmädchen den Tee einschenkte, rann die Butter von einem warmen Scone auf den Teller und flockte.

Elsie reichte Mrs. Palmer eine Tasse Tee mit drei Stück Zucker, aber keinen von den Scones, denn die waren laut Mrs. Blynn für sie zu schwer verdaulich. Mrs. Palmer war nicht traurig deswegen. Sie erfreute sich auch am bloßen Anblick goldgelb gebutterter Scones und an dem gesunden Appetit, mit dem jemand wie Mrs. Blynn sie verzehrte. Das Ingwerplätzchen, das man ihr anbot, lehnte sie dankend ab. Mrs. Blynn unterhielt sich mit Elsie über ihre Wasserrohre und berichtete ihr vom Angebot der Woche beim Metzger. Und weil Elsie währenddessen mit verschränkten Armen in der halboffenen Tür lehnte, war Mrs. Palmer der eisigen Zugluft ausgesetzt. Elsie merkte sich all die Preisvorteile, auf die Mrs. Blynn sie hinwies. Jetzt ging es um den Ketchup im Reformhaus, der diese Woche runtergesetzt war.

»Rufen Sie mich, wenn Sie noch was möchten«, sagte

Elsie wie gewohnt, bevor sie mit eingezogenem Kopf verschwand.

Mrs. Blynn verzehrte andächtig ihre Scones. Sie hatte sich vorgebeugt, damit die zerlaufene Butter auf den Steinfußboden tropfte und nicht auf ihren Rock.

Mrs. Palmer zog fröstelnd die Decke hoch.

»Kommt Ihr Sohn denn nun?« fragte Mrs. Blynn laut und deutlich und sah Mrs. Palmer neugierig an.

Mrs. Palmer wußte nicht, was Elsie Mrs. Blynn erzählt hatte. Sie hatte Elsie nur gesagt, er käme vielleicht. »Ich habe noch keine Nachricht. Er wird wohl warten, bis er mir seine genaue Ankunft mitteilen kann ... oder bis er sicher weiß, ob er überhaupt Urlaub bekommt. Sie wissen ja, wie das ist bei der Air Force.«

»Hm-hm«, grunzte Mrs. Blynn, die den Mund voll Scone hatte. Aber es klang, als sei sie selbstverständlich im Bilde, wo ihr Mann doch bei der Marine gewesen war. »Er ist wohl Ihr einziger Sohn und Erbe, wie?«

»Mein einziger, ja«, sagte Mrs. Palmer.

»Verheiratet?«

»Ja.« Und der nächsten Frage vorgreifend, setzte sie hinzu: »Er hat eine Tochter, aber die ist noch sehr klein.«

Mrs. Blynns Blicke wanderten immer wieder zu Mrs. Palmers Nachttisch, und auf einmal begriff Mrs. Palmer, was ihr dort ins Auge stach – ihre Amethystbrosche. Mrs. Palmer hatte sie ein paar Tage an ihrer Strickjacke getragen, bis es ihr so schlecht ging, daß die Brosche sie nicht mehr aufheitern konnte, ja ihr fast geschmacklos vorkam. Da hatte sie sie abgenommen.

»Das ist eine wunderschöne Brosche«, sagte Mrs. Blynn.

»Ja, die habe ich vor vielen Jahren von meinem Mann geschenkt bekommen.«

Mrs. Blynn trat ans Bett, um das Schmuckstück aus der Nähe zu betrachten, aber sie rührte es nicht an. Der rechteckige Amethyst war von lauter kleinen Brillanten eingefaßt. Mrs. Blynns vorquellende Augen verrieten lebhaftes Interesse, als sie sich über die Brosche beugte. »Die werden Sie wohl Ihrem Sohn vermachen... oder seiner Frau.«

Unmut, vielleicht auch Verlegenheit ließ Mrs. Palmer erröten. Sie hatte sich eigentlich noch keine Gedanken darüber gemacht, wem sie die Brosche hinterlassen würde. »Da mein Sohn mein Alleinerbe ist, wird er vermutlich alles bekommen.«

»Hoffentlich weiß seine Frau so ein schönes Stück zu schätzen«, sagte Mrs. Blynn. Sie machte lächelnd kehrt und stellte ihre Tasse auf die Untertasse zurück.

Mrs. Palmer begriff, daß Mrs. Blynn es schon seit ein paar Tagen auf die Brosche abgesehen hatte, wann immer ihre Blicke zum Nachttisch gewandert waren. Als Mrs. Blynn gegangen war, nahm sie die Brosche an sich und bedeckte sie schützend mit der hohlen Hand. Ihr Schmuckkasten stand außer Reichweite, auf der anderen Seite des Zimmers. Elsie kam, um abzuräumen, und Mrs. Palmer sagte: »Elsie, seien Sie doch so gut und bringen Sie mir die blaue Schatulle.«

»Gewiß doch, Madam«, sagte Elsie, stellte das Tablett ab und reckte sich nach der Kasette auf dem Bücherschrank. »Meinen Sie die?«

»Ja, danke.« Mrs. Palmer nahm den Schmuckkasten, klappte den Deckel auf und ließ die Brosche auf ihre Perlen gleiten. Sie besaß nicht viele Schmuckstücke, zehn oder elf vielleicht, aber dafür erinnerte jedes an einen besonderen Anlaß oder eine besondere Phase ihres Lebens, und alle waren ihr gleich lieb und teuer. Als Elsie sich über das Tablett beugte und das Geschirr zusammenrückte, um alles auf einmal hinaustragen zu können, musterte Mrs. Palmer ihr einfältiges, reizloses Gesicht.

»Also diese Mrs. Blynn«, sagte Elsie kopfschüttelnd und ohne Mrs. Palmer anzusehen. »Fragt mich, ob ich glaube, daß Ihr Sohn kommt. Woher sollte ich das wissen? Doch, hab ich gesagt, ich dünkte schon.« Jetzt richtete sie sich mit dem Tablett auf und lächelte Mrs. Palmer verlegen an, so als hätte sie vielleicht schon zuviel gesagt. »Ihre ewige Schnüffelei – entschuldigen Sie den Ausdruck, Madam –, das ist das Unangenehme an Mrs. Blynn. Sie horcht die Leute aus, verstehen Sie?«

Mrs. Palmer fühlte sich so schwach, daß sie nur nickte, statt zu antworten. Sie wußte ohnehin nichts darauf zu sagen. Elsie, dachte sie, war seit Tagen an der Amethystbrosche vorbeigegangen und hatte nie ein Wort darüber verloren, hatte sie nie angefaßt, sie vielleicht nicht einmal bemerkt. Mrs. Palmer erkannte auf einmal, daß sie Elsie sehr viel lieber mochte als Mrs. Blynn.

»Das ist das Unangenehme an Mrs. Blynn... Sie meint es gut, aber...« Elsie hatte offenbar den Faden verloren. Als sie hilflos die Achseln zuckte, klirrte das Porzellan auf dem Tablett. »Wirklich jammerschade, aber es ist so, da können Sie fragen, wen Sie wollen«, schloß Elsie, als ob

damit alles erklärt wäre. Sie wandte sich zum Gehen, drehte sich aber in der offenen Tür noch einmal um. »Was zum Beispiel den Tee angeht, da besorge ich dauernd irgendwas extra für sie, als ob sie eine große Dame war. Sie kommt mir immer schon einen Tag im voraus mit ihren Sonderwünschen. Darum sehe ich nicht ein, wieso sie nicht ab und zu selber in die Bäckerei geht und sich was mitbringt. Falls Sie verstehen, was ich meine.«

Mrs. Palmer nickte. Doch, sie verstand. Ganz sicher sogar. Mrs. Blynn war wie ein Kindermädchen, das sie eine Zeitlang für Gregory gehabt hatte. Wie eine Geschiedene, die sie und ihr Mann in London gekannt hatten. Und es gab noch viele, mit denen man sie hätte vergleichen können.

Mrs. Palmer starb zwei Tage später. An diesem Tag ging Mrs. Blynn bei ihr ein und aus, vielleicht sechs-, vielleicht achtmal insgesamt. Morgens war ein Telegramm von Gregory gekommen, der mitteilte, er habe endlich das mit seinem Urlaub regeln können; in wenigen Stunden werde er losfliegen und auf einem Militärflugplatz in der Nähe von Eamington landen. Mrs. Palmer wußte nicht, ob sie ihn noch sehen würde, sie konnte ihre Kräfte nicht so weit vorausberechnen. Mrs. Blynn fühlte ihr häufig den Puls und maß ihre Temperatur, und hinterher drehte sie sich auf einem Bein und sah sich so ungeniert im Zimmer um, als ob sie allein wäre und ungestört ihren Gedanken nachhinge. Die Pfirsichwangen in ihrem ausdruckslos freundlichen Gesicht strotzten vor Gesundheit.

»Heute kommt Ihr Sohn«, sagte Mrs. Blynn bei einer ihrer Visiten, und es war halb Frage, halb Feststellung.

»Ja«, sagte Mrs. Palmer.

Da dämmerte es bereits, obwohl es erst vier Uhr nachmittags war.

Und das war auch das letzte Gespräch, das sie bei vollem Bewußtsein führte, denn kurz darauf versank sie in eine Art Traumzustand. Trotzdem sah sie, wie Mrs. Blynn unverwandt auf die blaue Schatulle oben auf dem Bücherschrank starrte, sogar dann, wenn sie das Fieberthermometer herunterschüttelte. Mrs. Palmer rief nach Elsie und ließ sich den Schmuckkasten ans Bett bringen. Zu dem Zeitpunkt war Mrs. Blynn nicht im Zimmer.

»Das geht alles an meinen Sohn, wenn er kommt«, sagte Mrs. Palmer. »Alles. Ohne Ausnahme. Haben Sie verstanden? Es ist alles schriftlich...« Aber obwohl jedes Schmuckstück einzeln aufgeführt war, mochte nachher doch ein Kleinod wie die Amethystbrosche fehlen, und Gregory würde nichts unternehmen, es vielleicht gar nicht bemerken oder denken, sie hätte die Brosche in den letzten Wochen irgendwo verloren und den Verlust nicht angezeigt. Das sähe Gregory ähnlich. Doch dann lächelte Mrs. Palmer still, und zugleich tadelte sie sich: Mitnehmen kannst du sie ohnehin nicht. Soviel stand fest, und wer das nicht wahrhaben wollte, der machte sich lächerlich und konnte nur Verachtung ernten. »Elsie, die gehört Ihnen«, sagte Mrs. Palmer und hielt Elsie die Amethystbrosche hin. »Oh, Mrs. Palmer! Nein, das kann ich unmöglich annehmen!« Elsie hob abwehrend die Hand und wich einen Schritt zurück.

»Doch, Sie sind sehr gut zu mir gewesen«, sagte Mrs. Palmer. Aber sie war so müde, daß ihr Arm aufs Bett zurücksank. »Also schön«, flüsterte sie und sah ein, daß es keinen Zweck hatte.

Ihr Sohn kam um sechs Uhr abends, setzte sich zu ihr ans Bett, hielt ihre Hand und küßte sie auf die Stirn. Aber als sie starb, war Mrs. Blynn ihr am nächsten. Ihr rundes Vollmondgesicht mit den Pfirsichwangen beugte sich über sie, und ihre graugrünen Augen blickten so leer wie die eines grimmigen Fabeltiers. Mrs. Blynn sprach bis zuletzt knapp und sachlich mit ihr: »Schön durchatmen. So ist's recht«, sagte sie und: »Kalt ist Ihnen nicht, oder? Gut.« Irgend jemand hatte zuvor davon gesprochen, einen Pfarrer zu holen, aber sowohl Gregory als auch Mrs. Palmer hatten dies abgelehnt. Und so blickte Mrs. Palmer, als sie ihr Leben aushauchte, in die Augen von Mrs. Blynn, die so gebieterisch war, so stark und tüchtig, daß man sie für den Herrgott persönlich hätte halten können. Zumal Mrs. Palmer ihren Sohn nicht richtig sehen konnte. Wenn sie zu ihm hinschaute, saß in der Ecke nur eine verschwommene, blaßblaue Gestalt, hochgewachsen und aufrecht, und der dunkle Fleck zuoberst, das waren seine Haare. Er sah sie an, doch sie war schon so schwach, daß sie ihn nicht einmal mehr rufen konnte. Außerdem hatte Mrs. Blynn sowieso alle von ihrem Bett fortgescheucht. Elsie stand sprunghbereit an der Tür, für den Fall, daß sie etwas holen oder man ihr irgend etwas auftragen sollte. Sie hatte die kleine Liza neben sich, die hin und wieder leise flüsterte, aber jedesmal von ihrer Mutter zum Schweigen gebracht wurde. Im Zeitraffer sah Mrs. Palmer ihr ganzes Leben an sich vorübergleiten – die sorglose Kindheit und Jugend, die glücklichen Jahre ihrer Ehe, das Herzeleid, als ihr anderer Sohn im Alter von zehn Jahren gestorben war, die Trauer über den Tod ihres Mannes vor acht Jahren – und doch war

es wohl alles in allem ein erfülltes Leben gewesen, auch wenn sie sich vielleicht ein besseres Naturell gewünscht hätte und gern tugendhafter gewesen wäre, nie aufbrausend und egoistisch zum Beispiel. Das war nun alles vorbei, doch zurück blieb ein Gefühl von Fehlerhaftigkeit und Schwäche. Bestes Beispiel dafür war Mrs. Blynns Anwesenheit in diesem Moment; Mrs. Blynn und ihr blasses Lächeln paßten nicht zu Anlaß und Stunde. Mrs. Blynn verstand sie nicht. Mrs. Blynn kannte sie nicht. Mrs. Blynn hatte keinen Begriff von Güte und Nächstenliebe. Daran haperte es, nicht nur bei ihr, sondern überhaupt im Leben. Das Leben, dachte Mrs. Palmer, ist eine lange Kette von Mißverständnissen, eine lange Irrfahrt einander verschlossener Herzen.

Mrs. Palmer hielt die Amethystbrosche in der geschlossenen Hand. Vor Stunden, irgendwann am Nachmittag, hatte sie sie an sich genommen in der Absicht, sie sicher zu verwahren. Und weil sie sie Gregory noch persönlich geben wollte, was sie dann aber vergessen hatte. Ihre geschlossene Hand hob sich ein paar Zentimeter, ihre Lippen bewegten sich, doch sie brachte keinen Ton heraus. Sie wollte die Brosche Mrs. Blynn schenken: eine wohlmeinende, großzügige Geste immerhin für diesen Inbegriff der Verständnislosigkeit, dachte sie, hatte aber nicht mehr die Kraft, ihren Wunsch kundzutun – und auch das deckte sich wieder mit dem Leben schlechthin: Alles kam immer ein kleines bißchen zu spät. Mrs. Palmers Lider schlossen sich, und das letzte, was sie sah, waren Mrs. Blynns glasige, wachsamen Augen.

Nichts Auffallendes

Hélène war keine auffallende Erscheinung. Sie war ein bißchen größer als der weibliche Durchschnitt, einsneun-undsechzig, und vielleicht auch attraktiver, aber außergewöhnlich war sie nicht. Ihre Augen wirkten manchmal blau und manchmal grau. Das dunkle, rötlichbraune Haar trug sie in der Mitte gescheitelt und im Nacken zu einem kleinen Knoten geschlungen, der freilich höchstens fünf Minuten hielt, wenn sie sich morgens oder nach dem Bad vor dem Abendessen frisiert hatte. Ihre Lippen waren ein wenig dünn, doch wenn sie lächelte, ließen die stark aufwärts gebogenen Mundwinkel das Lächeln strahlender erscheinen. Ihre Nase war schmal und gerade bis zur Spitze, die jäh nach oben strebte. Hélène fand ihre Nase grotesk und hielt sie für ihren größten Makel. Sie war weder gertenschlank noch pummelig, und ihr Gang wirkte ein bißchen steif, was von einer leichten Neigung zur X-Beinigkeit herrührte. Sie war fünfundvierzig Jahre alt.

Sie hatte nichts Ungewöhnliches an sich, als sie an einem Mittwochnachmittag im Januar im Hotel Waldhaus in Alpenbach eintraf. In Latexhosen, schwarzen Stiefeln mit weißem Pelzbesatz und einer grünen Lodenjacke stand sie am Empfang, um sich einzutragen, und doch – kaum daß sie mit zurückgelegtem Kopf und einem zufriedenen

Lächeln des Wiedererkennens im Gesicht einen ersten wohlgefälligen Blick durch die schlichte, grün-weiße Halle

schweifen ließ, schien jedermanns Auge von ihr angezogen. Ihr Knoten war halb aufgelöst, und während der Schlittenfahrt vom Bahnhof zum Hotel hatte sich ihr Lippenstift verwischt. Sie hatte feine Krähenfüße unter den Augen und zwei Querfalten auf der Stirn. Sie wirkte nicht annähernd so glamourös wie die meisten Frauen, die im Waldhaus abstiegen, und doch wandten alle – die Pagen (zwei junge Burschen in Lodengrün, die sich erwartungsvoll am Empfang bereithielten), der hochgewachsene Portier im zweireihigen grünen Gehrock mit Silberknöpfen, der Hoteldirektor im Cut und mit Eckenkragen, ja, selbst die beiden Gäste nebst der Gattin des einen, die gerade durch die Halle gingen – einmütig die Köpfe nach Hélène und ließen ihre Blicke auf ihr ruhen.

»Entschuldigung, jetzt hab ich mich verschrieben«, sagte Hélène und lachte. Sie sprach englisch mit Wiener Akzent.

»Madam haben gewiß kalte Hände. Es ist sehr kalt heute.« Der Manager nutzte die Gelegenheit, sein Englisch aufzupolieren, obwohl er wußte, daß sie aus München kam. Das Hotel und die meisten seiner Gäste sprachen vorzugsweise deutsch, aber Französisch, Italienisch und Englisch oder auch ein Gemisch all dieser Sprachen waren oft zu hören und eher die Regel als die Ausnahme.

Hélène korrigierte den Fehler, der ihr beim Datum unterlaufen war, und folgte dann dem kleinen Pagen, der mit ihrem abgewetzten Antilopeniederkoffer voranging. Während sie im Lift in den dritten Stock hinauffuhren, blickte der Junge immer wieder verstohlen zu ihr hoch. »Habt ihr zur Zeit viele Gäste?« fragte Hélène. Der Junge war kaum älter als ihr Sohn Klaus.

»Och... es geht«, antwortete der Page. Dann schluckte er und fragte hastig: »Bleiben Sie lange?« Es klang, als hätte er sich damit schon zuviel herausgenommen.

»Ein paar Tage«, sagte Hélène und lächelte ihn an, als sie aus dem Aufzug trat.

Ihr Zimmer war ein großer, quadratischer Raum mit weiß getünchten Wänden, einem grünen Teppich und grünen, rotbestickten Vorhängen. Die Fenster gingen auf einen verschneiten Hang hinaus, auf dem sich ein paar Skiläufer tummelten. Sie gab dem Jungen zehn Schilling Trinkgeld, und er schielte verstohlen nach dem Schein, bevor er die Augen wieder zu Hélène aufschlug. Mit einem gemurmelten Dankeschön entfernte er sich rückwärts aus dem Zimmer.

Hélène hängte ein paar von ihren Sachen auf und bestellte sich eine halbe Flasche Champagner aufs Zimmer. Während sie in kleinen Schlucken ein Glas davon trank, ruhte ihr Blick auf der wunderbar makellosen Welt vor ihren Fenstern. Sie öffnete eines, stützte sich auf den Sims und bewegte die Zehen in den dicken Wollsocken. Ihre Füße waren wieder warm geworden. Sie war sehr zufrieden mit dem Ort, den sie sich ausgesucht hatte – Alpenbach. Sie war schon einmal mit ihrem Mann und einem Ehepaar aus Wien hier gewesen, allerdings vor so vielen Jahren, daß sie von dem Dorf nur noch eine verschwommene Vorstellung hatte. Sie erinnerte sich lediglich, daß es recht hübsch war. Und genau das hatte sie gesucht, etwas recht Hübsches, an dem keine besonderen Erinnerungen hingen.

Sie schlüpfte wieder in Stiefel und Walkjanker, setzte eine Skimütze auf und ging spazieren. Die Straße vom

Hotel führte hinunter ins Dorf, das knapp einen Kilometer entfernt lag. Hélène zögerte, dann wandte sie sich in die andere Richtung und schlug den Fußweg ein, der bergan führte.

»Guten Tag... *Bonjour*«, grüßte sie die heimkehrenden Skifahrer zurück, die ihr entgegenkamen.

Sie merkte nicht, daß die Leute sich mit einem »Wer ist das?« nach ihr umdrehten.

Der Wind hatte den körnigen Schnee von den Höhen fortgeblasen und hie und da winzige Blümchen freigelegt, die im Schutz der Felsen wuchsen. Die Mehrzahl hatte kunstvoll geformte blaue Blütenkelche, aber es gab auch rosarote, gelbe und weiße. Zusammengenommen bildeten sie ein Muster, wie in einem Kaleidoskop. Wieder andere, die vereinzelt abseits standen, erinnerten an die filigranen Knospen in den Glaskugeln viktorianischer Briefbeschwerer. Hélène beugte sich tief mal zu dieser, mal zu jener hinunter und bestaunte die zarten Farben, die die weiß verkrustete Schneedecke ringsum zum Leuchten brachten. Lange Erfahrung und Anpassungsfähigkeit, dachte sie, hatten diese kleinen Blumen schneetauglich gemacht. Wenn ihre Zeit gekommen war, öffneten sie in anmutig heiterem Trotz ihre winzigen Blütenkelche mit der gleichen Leichtigkeit, mit der ein Zauberer ein Kunststück aus dem Handgelenk schüttelte. Hélène hörte leise knirschende Schritte hinter sich und sah, als sie sich umwandte, einen blonden Jüngling in pelzbesetzter Jacke auf sich zustapfen.

»Guten Tag! Wollen Sie bis ganz nach oben?« fragte er auf deutsch.

Hélène blickte zum Gipfel hinauf und sah dann wieder den jungen Mann an. »Ich weiß nicht. Wohl kaum.« Der ungebetene Begleiter irritierte sie, aber nur flüchtig. Im Grund war das doch alles unwichtig.

Sie gingen im Gleichschritt nebeneinanderher; der Pfad war gerade breit genug für zwei.

»Ich bin Gert von Böchlein«, sagte der junge Mann. »Sie sind erst heute angekommen, nicht wahr?«

Er hatte ein offenes Gesicht, ein gewinnendes Lächeln, er war nicht älter als zwanzig, und, dachte Hélène, er sieht nicht aus wie einer, der eine reifere Frau ansprechen würde, ohne ihr vorgestellt worden zu sein.

»Vor etwa einer Stunde bin ich eingetroffen, ja«, sagte Hélène und strich sich ein paar Haarsträhnen aus dem Gesicht. »Puh! Ich weiß nicht, ob ich Lust habe, bis ganz da rauf zu kraxeln.«

»Das kann ich mir auch nicht vorstellen! Wissen Sie, daß man acht Kilometer zu laufen hat bis zum Gipfel?« Er lachte. »Andererseits...«

»Andererseits?«

»... sollten wir vielleicht doch noch ein Stückchen weitergehen. Von dem Felsen da hat man nämlich eine sehr schöne Aussicht.« Er zeigte auf einen mächtigen schwarzen Felsen ein paar hundert Meter oberhalb.

Sie setzten ihren Weg fort, und er sah alle paar Schritte zu ihr hin. »Sie kommen aus Wien?«

»Ja. Aber ich lebe schon seit vielen Jahren in München.«
»Trotzdem haben Sie noch ganz den wienerischen Stil.« Seine Hand, die in einem dicken Schaffell-Fäustling

steckte, vollführte eine lässig-elegante Geste. »Meine Mutter und meine Schwester sind übrigens auch hier im Hotel. Sie müssen sie unbedingt kennenlernen. Ich meine, die beiden müssen Sie kennenlernen, falls es Ihnen recht ist.« Vor Verlegenheit schoß ihm das Blut in die ohnehin rosigen Wangen. »Darf ich fragen, wie Sie heißen?«

»Hélène Sacher-Hartmann.« Wieder beugte sie sich über ein kleines Blütenmosaik, pflückte eine rosarote Blume und zog den Stengel durch ein Knopfloch ihres Jankers. »Die ist so winzig, daß sie an mir gar nicht zur Geltung kommt«, sagte sie.

»O nein! Nein, das stimmt ganz und gar nicht.« Als sie von der Felsenhöhe aufs Dorf hinabblickten, zeigte ihr der junge Mann, wo sich die beste Konditorei im Ort befand, gleich um die Ecke hinterm Kirchturm, dort, wo eben der Schlitten mit den zwei Pferden wendete. Seine Mutter und seine Schwester Hedwig – sie war erst vierzehn – kehrten dort jeden Nachmittag um vier zu heißer Schokolade und Kuchen ein.

»Und Sie gehen nicht mit?« fragte Hélène. Gert errötete wieder. »Nein ... jedenfalls nicht heute.« Als Hélène beim Abstieg einmal ausrutschte, griff Gert rasch nach ihrer Hand, die er aber ebenso rasch wieder losließ, als ob er sich verbrannt hätte. »Pardon!« sagte er. Und ein paar Augenblicke später: »Ich bin heute deshalb nicht mitgegangen, weil ich Sie bei Ihrer Ankunft gesehen habe, und ich ... ich wollte Sie unbedingt kennenlernen.«

»Das ist aber nett«, sagte Hélène lächelnd, doch es klang zerstreut, denn sie hatte nicht wirklich zugehört. Sie konzentrierte sich vielmehr ganz auf die kalte, klare Luft in

ihren Lungen, eine Köstlichkeit, wie ein kühler Schluck Wasser, wenn man durstig ist.

Der junge Mann sprach mittlerweile von seinem Studium. Er besuchte die Technische Hochschule in Graz und wollte Wasserbauingenieur werden. Beim Hotel angekommen, fragte er, und seine Stimme klang dabei fast flehentlich, ob er sie vielleicht... ob sie sich eventuell um halb acht mit ihm und seiner Familie zu einem Aperitif in der Hotelbar treffen würde.

Hélène, der jedes Zeitgefühl abhanden gekommen war, sah auf ihrer Armbanduhr, daß es fünf Minuten nach halb sechs war. »Ja, warum nicht? Danke für die Einladung.« Damit verabschiedete sie sich und ging auf ihr Zimmer.

Hélène kam vor der vereinbarten Zeit in die Bar; das heißt, eigentlich hatte sie die Verabredung schon halb vergessen. Nachdem sie ein heißes Bad genommen und sich umgezogen hatte, betrat sie um sieben Uhr in einem dunkelgrünen Wollkostüm, mit passender Fransenstola um die Schultern, die Bar, in der bereits Hochbetrieb herrschte. Im weißen Kamin prasselte ein loderndes Feuer. Normalerweise wäre Hélène ein solcher Auftritt peinlich gewesen, denn sie war ein bißchen schüchtern, doch heute stellte sie erfreut fest, daß sie keine Spur von Scheu oder Unsicherheit empfand, nicht einmal im ersten Augenblick. Dann fiel ihr Gert ein. Rasch blickte sie sich um, aber als sie ihn nirgends entdeckte, trat sie an den Tresen, wo zufällig gerade alle Plätze besetzt waren. Doch sogleich erhob sich ein Herr und bot ihr seinen Barhocker an.

»*Permettez-moi, Madame.*«

»O danke, aber ich wollte nur etwas bestellen«, sagte H       auf französisch und lächelte ihn an.

»Ach nein, bitte setzen Sie sich doch. Sie sehen ja, es ist nirgends ein Tisch frei.«

»Danke sehr.« H       bestellte ein Kirschwasser.

Der Franzose bestand darauf, es von dem Kleingeld, das er auf der Theke liegen hatte, zu bezahlen. Er war etwa Mitte Vierzig, dunkelhaarig, mit einem schmalen Schnurrbart und buschigen schwarzen Augenbrauen. Er erkundigte sich, ob sie zum erstenmal in Alpenbach sei, wie lange sie bleiben werde, und der Herr, der auf der anderen Seite neben dem nun stehenden Franzosen saß, verfolgte das Gespräch so aufmerksam, als sei er ein Bekannter von ihm, auch wenn der Franzose ihn nicht vorstellte.

Kurz darauf bat er sie, ihm beim Abendessen Gesellschaft zu leisten. H       hatte inzwischen gemerkt, daß eines seiner grauen Augen aus Glas war. Er hatte schlanke, nervöse Hände. Er sei Cellist in einem Pariser Orchester, hatte er ihr erzählt. H       nahm seine Einladung an. Allerdings, meinte sie, habe sie um halb acht noch eine Verabredung mit ein paar Herrschaften hier in der Bar.

»Ich weiß gar nicht, wozu ich die überhaupt noch trage«, sagte sie mit einem raschen Blick auf ihre Armbanduhr. »Wo ich mich doch nie nach ihr richte. Ich bin viel zu früh dran.«

»Wären Sie um halb acht gekommen«, sagte der Franzose, »dann hätte ich Sie möglicherweise nicht kennengelernt. Übrigens... ich heiße André Lemaitre.... Ach nein«, setzte er mit einem nachdenklichen Lächeln hinzu.

»Irgendwie hätten wir uns bestimmt getroffen.«

Als Gert mit seinen Begleiterinnen erschien, ließ sie den Franzosen und ihr leeres Glas stehen und setzte sich zu den von Böchleins an ein Tischchen, das Gert reserviert hatte. Seine Mutter, eine Blondine mit feingeschnittenen Zügen, wirkte anfangs ein wenig kühl, was Hélène nicht im mindesten störte, doch nach fünf Minuten war Frau von Böchlein aufgetaut, und sie lachten und plauderten so angeregt miteinander, als ob sie alte Bekannte wären. Im Moment ging es um den schielenden und möglicherweise debilen Stationsvorsteher von Alpenbach, der heute eine ganze, für Alpenbach bestimmte Ladung Gepäck fehlgeleitet hatte, so daß sie um ein Haar in Wien gelandet wäre. Gerts Schwester Hedwig, ein blutjunges Mädchen, das immerhin schon einen Hauch von Lippenstift aufgelegt hatte, blickte Hélène unverwandt mit freundlichen, verträumten Augen an, schien jedoch wenig gesprächig. Gert war ganz Kavalier, der sich um die Getränke kümmerte und Hélène gegenüber einen so besitzerstolzen Ton anschlug, als ob sie seine Eroberung wäre, was Hélène amüsierte. Als man sich erhob, um zum Speisesaal hinüberzuwechseln, schien es ausgemacht, daß Hélène mit den von Böchleins essen würde, und sie selbst hätte den Franzosen ganz vergessen, wäre der ihr nicht in der Halle hinterhergeeilt.

»*Madame! ... Pardon, Madame,* Sie haben doch nicht vergessen, daß wir...«

»Ach!« Hélène tippte sich lachend an die Stirn. »Bitte verzeihen Sie, Frau von Böchlein... und Sie auch Gert, aber ich habe diesem Herrn versprochen, daß ich mit ihm essen würde.«

»Was haben Sie?« Gert schäumte, doch dann bezwang er sich. »Na ja, wenn Sie's versprochen haben... Ich finde das allerdings sehr, sehr schade.« Und in der Tat wirkte er ganz untröstlich.

»Morgen ist auch noch ein Tag, Gert.«

»Also morgen«, nahm Gert sie beim Wort. »Zum Mittagessen? Falls Sie nicht Ski laufen wollen.«

Den Blick, den ihm seine Mutter zuwarf, bemerkte er nicht.

»Ja, morgen zum Lunch, wenn Sie möchten«, sagte Hélène, an alle drei gewandt. »Und vielen Dank für den Aperitif. Hat mich gefreut, Sie kennenzulernen.«

»Ganz meinerseits«, antwortete Frau von Böchlein zuvorkommend.

Zu ihnen an den Tisch, der für vier Personen gedeckt war, gesellte sich der Mann, der schon in der Bar neben André gegessen hatte. André schien darüber nicht erfreut, stellte ihn Hélène jedoch als seinen »Skikameraden« vor und schien seinen Unmut binnen weniger Minuten vergessen zu haben. Jeder der beiden unterhielt sich mit Hélène, als ob der andere Luft wäre.

Gegen elf war man bereits zu acht, darunter ein italienisches Ehepaar aus Mailand. Eigentlich hatte man sich zum Kartenspielen in der Bar versammelt, aber dann wurde doch nur geredet, und Hélène fand sich zu ihrem Erstaunen im Mittelpunkt des Interesses, obwohl sie – wie gewöhnlich – ihrem Eindruck nach nichts Besonderes zu sagen hatte und auch wirklich nichts Bemerkenswerthes von sich gab; trotzdem hingen anscheinend alle an ihren Lippen.

Man erkundigte sich nach ihrem Leben in München, und sie erzählte von dem Buch- und Schreibwarenladen, der ihr gemeinsam mit zwei anderen Frauen gehörte, und davon, wie sie sich im Verkauf abwechselten, damit jede reichlich Urlaub nehmen konnte und das Geschäft trotzdem florierte. Hélène erwähnte nicht, daß sie ihren Laden nicht wiedersehen würde. Der Gedanke schmerzte sie nicht. Esther und Henriette konnten und würden ganz gut ohne sie weitermachen. Alles war bestens geregelt. Esther, die keine eigenen Möbel besaß und momentan ein ziemlich teures möbliertes Zimmer gemietet hatte, würde mit Freuden Helenes Wohnung übernehmen, die diese ihr in einem zu Hause deponierten Brief vermacht hatte. Doch davon sprach sie ebensowenig wie von ihrem Sohn. Als man sie fragte, sagte Hélène, sie sei kinderlos. Alle schienen fasziniert von dem wenigen, was sie erzählte, selbst von den kleinen Blumen im Schnee, die sie so entzückt hatten.

Es ist, als trüge ich ein zauberkräftiges Parfüm, dachte Hélène bei sich, eines, das selbst die Frauen betört. Sehr merkwürdig.

In den nächsten Tagen blieb Hélène, kaum, daß sie ihr Zimmer verließ, keinen Augenblick für sich allein. Die Männer reagierten gereizt, wenn andere sich hinzugesellten, wurden aber wieder versöhnlich, sobald alle gemeinsam beschlossen, einen Spaziergang zu machen, mit der Gondel zur Hütte hinaufzufahren (Hélène hatte keine Lust, Ski zu laufen) oder im Dorf unten Tee zu trinken. Einzig bei Gert legte sich die Gereiztheit nicht, und eines Morgens schoß er aus einem Sessel in der Halle auf und ihr entgegen, bevor jemand anders sie ansprechen konnte, und

machte ihr, kaum daß sie zur Tür hinaus waren, eine Liebeserklärung.

»Aber Gert, ich bin ja alt genug, um Ihre Mutter zu sein«, stammelte Hélène verdutzt. »Mindestens!«

»Ach, machen Sie sich doch nicht lustig über mich, Hélène«, flehte er. Seit zwei Tagen nannte er Hélène mit ihrer Erlaubnis beim Vornamen. »Ich ertrage es nicht, Sie umschwärmt von all diesen Männern zu sehen, denen nicht halb soviel an Ihnen liegt wie mir. Ich halte das nicht mehr aus!« Und er drückte sich Zeige- und Mittelfinger wie eine Pistole an die Schläfe.

»Aber...« Hélène hob abwehrend die Hände und wußte nicht, was sie entgegnen sollte. Sein Ausbruch amüsierte sie, was sie sich keinesfalls anmerken lassen durfte, denn dem jungen Mann war es todernst. Auf Gefühlsausbrüche hatte sie noch nie zu reagieren gewußt, warf sie sich vor.

»Wie soll ich ohne Sie weiterleben, Hélène? Ich kann's nicht!«

»Unsinn, Gert! Glauben Sie mir, in einer Woche –«

»Nicht in einem Jahr, niemals. Ich schwör's. Das ist endgültig. Für immer und ewig!«

»Kommen Sie, wir gehen ein Stück spazieren.«

Sie schlugen den Bergpfad ein, auf dem er sie zuerst angesprochen hatte.

»Wissen Sie, ich gehe bald fort, und dann werden wir uns ohnehin nicht mehr sehen können«, sagte Hélène.

»Wo wollen Sie denn hin? ... Und warum kann ich Sie nicht wiedersehen?«

Zurück nach München, dachte Hélène unwillkürlich, doch da dies nicht der Fall war, konnte sie es auch nicht sagen. »Sie werden bald nach Graz zurückkehren.«

»Aber ich würde überallhin gehen, um bei Ihnen sein zu können«, beteuerte er. »Australien, China, egal, wohin!«

Aber nicht dorthin, wo ich hingehge, dachte sie mit dem Anflug eines nervösen Lächelns. »Ich hab Ihnen doch gesagt, daß ich verheiratet bin, Gert.«

»Ja, aber... mir ist aufgefallen, daß Sie Ihren Mann nie erwähnen, wenn Sie von München erzählen. Wo ist er?«

»Er ist in Wien. Aber ich bin nicht geschieden.«

»Ach, was kümmert mich das – Ehe, Scheidung –, ich liebe Sie völlig losgelöst von alledem. Über alles und jenseits und unbeschadet davon.« Seine Linke, die in einem Fäustling steckte, deutete mit ausladender Geste zum Gipfel hinauf. Seine bloße Rechte hielt Helenes behandschuhte Hand.

»Ich bin vielleicht noch vier Tage hier. Warten wir also ab, wie Sie dann empfinden.« Sie sagte es so freundlich und beiläufig wie nur möglich und hatte doch ein bißchen Angst davor, wie er es aufnehmen würde.

Er entgegnete ingrimmig: »Meine Gefühle sind unwandelbar, und wenn ich Sie nicht wiedersehen kann, dann ist mir mein Leben nichts mehr wert. Das weiß ich.«

»Hallo!« hörte man es plötzlich rufen, und der Berg warf das Echo zurück.

Auf dem Wegstück unterhalb von ihnen standen die beiden Franzosen, und André winkte mit ausgestrecktem Arm.

Gert stöhnte.

Als Hélène an dem Morgen vom Frühstück zurückkam, standen Blumen auf ihrem Zimmer. Eine Karte war nicht dabei. Das Zimmermädchen hatte den Strauß in eine Vase gestellt. Langstielige rote Rosen, dazwischen ein paar kleine weiße und eine einzelne Paradiesvogelblume, vermutlich aus Nizza eingeflogen. Es klopfte. Doch als sie öffnete, standen draußen weder der Blumenkavalier noch ein Bote mit der vergessenen Karte, sondern der kleine Page, der am Ankunftstag ihr Gepäck heraufgebracht hatte. Er hielt eine rote Konfektschachtel in Händen.

»Für Sie, gnädige Frau«, sagte der Junge.

»Danke«, sagte sie und nahm die Bonbonniere entgegen. Wieder war keine Karte dabei. »Von wem?«

Der Junge wich mit schüchternem Lächeln zurück. »Das darf ich nicht sagen, gnädige Frau.«

Hélène tippte auf Gert. An diesem ungestümen, romantischen Jüngling hätte Goethe seine Freude gehabt. Hélène bezweifelte allerdings, daß seine Leidenschaft es mit der Werthers aufnehmen konnte. Sie aß mit den von Böchleins zu Mittag, aber Gert machte keinerlei Anspielung auf die Blumen oder das Konfekt, und als Hélène sich im Speisesaal umsah und ihr Blick auf das italienische Paar fiel, das ihr lächelnd zunickte, auf die beiden Franzosen, die sie ebenfalls anlächelten, auf vier oder fünf andere Männer und Frauen, die anscheinend jedesmal, wenn sie in ihre Richtung blickte, zu ihr hinschauten, gab sie es auf, den Blumen- und den Pralinenkavalier erraten zu wollen. Gert hatte sie inzwischen ausgeklammert. Der hätte sich

etwas Kostspieligeres und Symbolträchtigeres einfallen lassen.

Später am Nachmittag, als Hélène sich umgezogen und in Rock und Pullover mit einem Buch aufs Bett gelegt hatte, rief Gert an und fragte, ob er für einen Moment heraufkommen dürfe. Hélène brachte es nicht übers Herz, ihn abzuweisen. Er erschien unverzüglich und überreichte ihr eine große Rubinbrosche, ein Erbstück von seiner Großmutter, wie er sagte, das fortan ihr gehören solle.

»Oh, Gert, die ist doch sicher für Ihre Braut bestimmt.« Hélène lächelte ihn verwundert an.

»Du bist meine Braut«, sagte Gert mit feierlichem Ernst. »Deine Mutter wäre sehr verärgert, mein lieber Junge, wenn sie wüßte, daß du mir diesen Schmuck schenken wolltest.«

»Die Brosche gehört mir, und ich kann damit tun, was ich will. Bisher habe ich sie immer bei mir getragen, sogar in den Vorlesungen. Gefällt sie Ihnen denn nicht, Hélène? Willst du sie nicht?«

Hélène sann auf eine Möglichkeit, wie sie den Schmuck zwar annehmen, ihm aber später zurückgeben könnte. Sie sah wohl, daß es ihn bitter kränken würde, wenn sie die Brosche von vornherein zurückwiese. »Also gut. Ich fühle mich geehrt«, sagte Hélène und nahm die in zerknittertes weißes Seidenpapier eingeschlagene Brosche entgegen. Gert lächelte strahlend. »Ich danke dir, meine Liebste.« Er trat vor, und sie hob das Gesicht, um sich küssen zu lassen. Sie empfing einen keuschen Kuß auf die Lippen, flüchtig und seltsam, denn weder war es ein leidenschaftlicher Kuß,

noch besiegelte er etwas, sann H      , und doch schien er dem Augenblick angemessen.

»Ich laß dich jetzt ein Weilchen allein«, sagte Gert und wandte sich zum Gehen. Sein Gesicht strahlte vor Gl    . Leise schloß er die Tür hinter sich.

Sie war recht froh, daß sie nicht versprochen hatte, am Abend zusammen mit den von B      ns zu essen, denn Gerts Mutter wäre seine gl        nde Miene sicher aufgefallen. Was für ein t  rlicher Junge, wie konnte er nur so felsenfest an die Unwandelbarkeit seiner Gefühle glauben! H       war um sieben mit André in der Bar verabredet. Er hatte einen Schlitten bestellt und wollte zur Abwechslung einmal in einem Restaurant im Dorf essen.

Als H       und André das Restaurant unten im Dorf betraten, bereitete der Oberkellner ihnen einen königlichen Empfang.

Das Lokal war klein, aber André hatte einen ganzen Raum für sie beide reservieren lassen, der mit roten Rosen und kleinen Ornamenten aus den zarten Bergblumen dekoriert war, die H       so liebte.

»So, da wären wir. Ich hoffe, sie haben's nicht übertrieben«, sagte André ein bi  schen verlegen, nachdem sie Platz genommen hatten.

Unverzüglich erschien ein Ober und brachte Champagnercocktails.

André erzählte ausführlich von Paris, von seinen Kriegserlebnissen, von der Gefangenschaft in Deutschland und davon, wie er später, zurück in Frankreich, bei der Résistance ein Auge verloren hatte. Von seiner zweijährigen

Ehe, die vor zehn Jahren zerbrochen war, von seiner steinigen Laufbahn als Musiker und von seinen Erfolgen, die sich erst kürzlich eingestellt hatten. Zwischen den einzelnen Geschichten legte er lange Pausen ein, um Hélène die Chance zu geben, etwas dazu zu sagen oder gegebenenfalls das Thema zu wechseln, aber sie schwieg. Sie fand seine Erlebnisse interessant und war gerührt, daß seine Zuneigung zu ihr so weit ging, daß er ihr das alles anvertraute.

»Sie finden es vielleicht eigenartig, daß ich Ihnen mein ganzes Leben erzähle«, sagte er, als sie mit dem Essen fertig waren, »aber die Sache ist die, daß ich Sie bitten möchte, meine Frau zu werden, und wenn ich das tue, dann... na ja, ich denke, dann sollten Sie auch ein bißchen über mich Bescheid wissen. Wollen Sie mich heiraten, Hélène?«

Hélène war fassungslos. »Aber Sie wissen doch rein gar nichts über mich!«

»Das macht nichts. Natürlich möchte ich gern mehr über Sie erfahren«, setzte er lächelnd hinzu, »aber im Grunde ist das nicht entscheidend, denn ich weiß, Sie sind ehrlich und gut... eine Schönheit, sollte ich sagen, schön von innen heraus. Alles weitere hat Zeit bis später. Mir ist auch klar, daß Sie wahrscheinlich verheiratet sind. Aber selbst das ist nicht wichtig, denn ich werde warten. Wenn's sein muß, für den Rest meines Lebens, doch ich hoffe, das wird nicht nötig sein. Sie sind doch verheiratet, oder?« »Ja.«

»Und Ihr Mann ist in München?« »Nein, in Wien. Wir leben getrennt, und ich habe ihn seit drei Jahren nicht gesehen. Ich habe auch ein Kind«, sagte sie leise, »aber –« »Aber?«

»Er ist zwölf. Und... na ja, er ist seinem Vater sehr ähnlich, und ich glaube, er hat ihn lieber als mich. Jedenfalls hat Klaus entschieden, daß er lieber bei seinem Vater leben möchte. Das war vor drei Jahren. Sein Vater hat sehr viel Geld, verstehen Sie? Und der Junge hat immer die Sommerferien bei seinem Vater verbracht. Das heißt seit seinem achten Lebensjahr. Mein Mann macht sehr viel Aufhebungs um ihn, hat ihm ein Pferd gekauft und ein Boot, eine Unmenge Sachen zum Anziehen... und zur Zeit bringt er ihm das Schießen bei. Mir sind Waffen ein Greuel.«

»Ich verstehe«, sagte André.

»Meinem Sohn gefällt das alles. Ich kann nichts daran ändern, so ist er nun einmal, genau wie sein Vater eben.« Und Hélène lächelte, ließ die Gabel sinken und legte die Handflächen zusammen, als ginge es um etwas, was ihr Freude machte oder worum sie gebetet hätte... und tatsächlich hatte sie es vor Wochen, ja vor Monaten schon aufgegeben, sich zu grämen, sie hatte sich mit der Situation ausgesöhnt, und wenn sie jetzt über all das sprach, dann berührte es sie innerlich nicht mehr. Sie hatte das Gefühl, André könne das verstehen. »Ich mag Sie wirklich sehr gern, André«, sagte Hélène, »aber ich will nicht wieder heiraten. Das hat nichts mit Ihnen oder sonst jemandem zu tun. Vielleicht haben wir uns einfach zur falschen Zeit kennengelernt.«

André dachte einen Moment darüber nach, dann sagte er: »Nein. Nein, bestimmt nicht, aber ich werde warten. Und ich werde es leichten Herzens tun«, versetzte er mit einem spontanen Lächeln, das sie an Gerts Lächeln erinnerte, »weil mich nach Ihnen keine andere Frau mehr rei-

zen könnte.«

Ein paar Minuten später, sie waren inzwischen beim

Brandy angelangt, sagte André: »Vermutlich werden Sie sich irgendwann von Ihrem Mann scheiden lassen.«

»Vermutlich.« Hélène ließ es dabei bewenden.

»Würden Sie eventuell mit mir nach Paris kommen? Ich habe eine sehr große Wohnung. Gleich hinter dem Invalidendom. Mit einem zauberhaften Blick auf...«

Hélène schüttelte lächelnd den Kopf. »Danke, das ist sehr nett, aber nein. Auch das könnte ich mir im Moment nicht vorstellen.« Bei sich dachte sie: lauter Verrückte, diese Leute im Hotel Waldhaus. Das muß an der Höhenluft liegen.

»Vielleicht erscheint Ihnen das lächerlich... in meinem Alter«, sagte André. »Ich meine, daß ich Ihnen quasi aus heiterem Himmel einen Antrag mache. Andererseits bin ich alt genug, um zu erkennen, was für mich richtig ist, wenn ich's vor mir sehe.«

Am nächsten Morgen begleitete Gert sie auf ihrem Morgenspaziergang, nachdem er ihr wie tags zuvor in einem Sessel unten in der Halle aufgelauert hatte. Doch heute lächelte er nicht und war überhaupt ziemlich verstimmt. Als sie das Hotel ein Stück weit hinter sich gelassen hatten, sagte er: »Ich weiß, daß du gestern abend mit dem Franzosen unten im Dorf gegessen hast. Ein sehr ausgelassenes Diner, nach dem, was mir der Page erzählt hat.«

Diese klatschsüchtigen Pagen! dachte Hélène verärgert. »Na und? Was ist schlimm daran, wenn man zur Abwechslung mal im Dorf zu Abend ißt?«

»Am Abend des Tages, an dem ich dir die Brosche meiner Großmutter geschenkt habe. Und mit einem Mann, von dem jeder weiß, daß er in dich verliebt ist.« Gerts Stimme bebte vor Entrüstung.

»Er bedeutet mir nichts«, sagte Hélène rasch und wie zur Entschuldigung.

»Und ich bedeute dir vielleicht auch nichts! Sag's ruhig, wenn's so ist!«

Wer kennt schon die Wahrheit? In einem Punkt freilich war sie sich sicher: Sie wollte Gert nicht verletzen. Aber sie spürte auch, daß er diese Eifersuchtsszene aus reinem Selbstschutz und also im eigenen Interesse inszenierte. »Nein, so ist es nicht. Aber ich habe dir auch kein Versprechen gegeben, Gert. Und deine Brosche kannst du zurückhaben... Ich treibe keine Spielchen mit dir.«

»Wenn du mich nicht willst... wenn dir dieser Franzose lieber ist, dann bringe ich mich lieber um, jawohl, das tue ich!«

Sie glaubte ihm kein Wort, wollte ihn das jedoch nicht merken lassen. Sie stieg weiter den verschneiten Weg hinauf, und Gert ging neben ihr, die Augen unverwandt auf ihr Gesicht geheftet. Diese Leute saugen mich aus, dachte Hélène, und da sie das Gefühl hatte, viel sei aus ihr nicht mehr herauszuholen, wunderte es sie nicht, daß sie sich so erschöpft und hilflos vorkam. Und sie suchte vergeblich nach einer probaten Methode, um mit Gert ins reine zu kommen. Wahrscheinlich fiel ihr nichts ein, weil sie sich von derlei Dingen losgesagt hatte, bevor sie nach Alpenbach gekommen war, ja sogar schon Tage vor ihrer Abreise

aus München. Plötzlich erinnerte sie sich voll schmerzlicher Wehmut an den Abschied am Bahnhof, daran, wie sehr es sie überrascht hatte, daß sogar Frau Müller, ihre Zugehfrau, mit dem Fahrrad zum Bahnhof gekommen war, um ihr Lebewohl zu sagen. Es war, als hätten alle gespürt, daß sie Hélène zum letztenmal sahen, und trotzdem waren alle besonders vergnügt und herzlich gewesen.

»Siehst du die Felsen da?« fragte Gert und zeigte auf die zerklüfteten Zacken am Gipfel des Berges, den sie nie bestiegen hatten. »Da werde ich mich runterstürzen, es sei denn –«

»Es sei denn?« wiederholte Hélène so beiläufig, wie sie auf etwas, was sie nicht ganz mitbekommen hatte und was sie auch nicht sonderlich interessierte, mit einem höflichen »Wie bitte?« reagiert hätte. Sie hatte selber schon an diesen Gipfel gedacht, dem gegenüber sie einen ganz sonderbaren, um nicht zu sagen aberwitzigen Besitzanspruch entwickelt hatte. Gert würde das mit dem Felssturz nie wahr machen, und daß er eben damit gedroht hatte, war bloß ein ironischer Zufall gewesen.

»Es sei denn, ich darf auch weiter mit dir zusammen sein. Es sei denn, wir können uns auf einen... einen Pakt einigen.«

Sie wußte, was er meinte: Er wollte ihr einziger Liebhaber sein, freilich in einem sehr romantischen und wahrscheinlich platonischen Sinne. Er wollte hin und wieder zum Kaffee oder zum Essen in ihre Münchner Wohnung kommen dürfen, in der Gewißheit, daß sie das keinem anderen Mann gestattete. Irritiert schüttelte Hélène den Kopf.

»Was soll das heißen?« fragte Gert. Er verfolgte immer noch jede Regung in ihrem Gesicht.

Knirsch, knirsch... knirsch, knirsch ächzten ihre Stiefel im Schnee, und auf einmal hielt Hélène es nicht mehr aus. Sie blieb stehen, hob den Kopf und warf rasch einen Blick empor zum Gipfel des sanft ansteigenden Berghangs – der bestimmt keine acht Kilometer entfernt war, wie Gert behauptet hatte –, dann machte sie kehrt.

Doch er rührte sich nicht.

»Darf ich dich wiedersehen?« fragte Gert eindringlich.

»Ja. Hier. Aber nicht in München«, erklärte sie kategorisch. Sie war es müde, Erklärungen abzugeben, die ohnehin sinnlos waren. Sie trat den Rückweg an.

»Dann bleibt's bei dem, was ich gesagt habe«, versetzte Gert, der jetzt im Gehen die Arme genauso kläglich hängenließ wie den Kopf. »Aber erst schreibe ich noch ein Gedicht auf dich.«

Das, dachte Hélène, ist eine gute Beschäftigung vor dem Tod. Und sie sah voraus, daß die Arbeit an seinem Gedicht Gerts Gemüt vermutlich so beruhigen würde, daß er darüber jeden Gedanken an Selbstmord vergaß. Überhaupt war sie absolut sicher, daß er sich nicht umbringen würde, auch wenn sie nicht hätte sagen können, warum. Es war einfach eine intuitive Gewißheit, wie die jähe Erkenntnis: Ich bin verliebt.

»Darf ich dich noch zu einer Tasse Tee einladen?« fragte Gert, als sie wieder vor dem Hoteleingang standen.

Hélène hatte nicht vorgehabt, so bald zurückzukommen, aber jetzt wollte sie nur noch allein sein, und das konnte sie

nur in ihrem Zimmer. »Nein, Gert. Danke –aber wenn du mich entschuldigen willst, ziehe ich mich für eine Weile auf mein Zimmer zurück.«

»Wenn ich dich entschuldige!« wiederholte Gert mit leisem Lächeln. »Aber natürlich.«

»Bye-bye«, sagte Hélène, ins Englische wechselnd, tätschelte ihm flüchtig den Arm und verschwand im Hotel.

Oben in ihrem Zimmer nahm sie die Mütze ab, schlüpfte aus den Stiefeln und trug sie automatisch in das geflieste Bad, damit die paar Schneereste, die noch an den Sohlen hafteten, nicht auf dem Teppich schmelzen würden. Dann zog sie die Jacke aus und trat ans Fenster. Schwarz ragte der zerklüftete Berggipfel in den fahlen, blaßblauen Himmel. Bis auf drei, vier riesige, immergrüne Tannen war der ganze Hang weiß verschneit. Skifahrer waren keine in Sicht, und als ihr das auffiel, fand sie das Panorama plötzlich einsam und melancholisch.

»Diese Leute begehren mich alle nur deshalb, weil ich sie jetzt nicht mehr brauche«, schoß es Hélène durch den Kopf. »Das ist bitter, aber dann auch wieder menschlich. Sie haben das Gefühl, ich würde ihnen nichts wegnehmen, womit sie ja auch ganz richtig liegen.«

Und die Situation entbehrte nicht der Komik. Wäre sie zum Beispiel hergekommen und hätte sich in den Franzosen verliebt oder, falls sie noch jünger gewesen wäre, in Gert, und wenn sie dann versucht hätte, einen der beiden zu erobern, wäre das wahrscheinlich fehlgeschlagen. Sie war keine Schönheit. Es hatte in ihrem Leben ein paar Männer gegeben – zwei oder drei –, zu denen sie sich hingezogen

fühlte, aber es war ihr nicht gelungen, sie auf sich aufmerksam zu machen. H       l       auf die Landschaft vor dem Fenster hinab. Sie war wieder sch   , wundersch    sogar. Auch sie selbst kam sich seltsam sch    vor – und seltsam rein und schuldlos. Kein Mensch wirkt anziehender auf die Welt als der, der im Begriff steht, sie zu verlassen, dachte H      . Und wahrscheinlich erscheint einem auch die Welt nie sch     r als in diesem Augenblick, aber es ist nicht die Art Sch      , die man begehrt, die man besitzen m     t oder der man nachtrauert, wenn man sie aufgeben muß. Sie war erf    t von der begl    kenden Gewi      , daß die Welt weiterbestehen w      – mit allm    hlichen Ver            n zwar, aber unver      t sch   , wie eben jetzt.

Nachdem sie sich um elf Uhr vormittags mit solchen Gedanken getragen hatte, traf Signora Cacciaguerras seltsames Anliegen sie um halb eins folglich nicht ganz unvorbereitet. H       war vor dem Lunch auf ein Kirschwasser heruntergekommen, doch noch auf dem Weg zur Bar fing Signora Cacciaguerra, eine eher kleine Br         um die Vierzig, gut gekleidet und sehr gepflegt, sie in der Halle ab. Die Signora bat darum, H       einen Moment allein sprechen zu d     n, und H       schlug vor, in die Bar zu gehen.

Signora Cacciaguerra wirkte ziemlich f      , und ihre Stirn legte sich in bange Falten. »Ach bitte, w       es Ihnen etwas ausmachen, wenn wir uns in Ihrem Zimmer unterhielten?«

»Ist etwas mit Ihrem Mann?« fragte H      , die unwillk       an einen Skiunfall dachte.

»Nein, nichts dergleichen«, antwortete die Signora und deutete zum Lift hin    r. »K      nnten wir –«

»Ja, natürlich.« Hélène folgte ihr in den Fahrstuhl. Oben in ihrem Zimmer sagte Hélène: «Wenn Sie möchten, können wir uns etwas zu trinken heraufkommen lassen.» Und als Signora Cacciaguerra stumm blieb, bestellte Hélène beim Zimmerkellner ein Kirschwasser und einen Americano. »Bitte, setzen Sie sich doch, Signora«, sagte Hélène schon zum zweitenmal.

Endlich nahm Signora Cacciaguerra auf der Sesselkante Platz. »Sie finden das vielleicht sehr merkwürdig ... nein, bestimmt kommt es Ihnen merkwürdig vor, daß eine Ehefrau zu Ihnen kommt, um ... Aber mein Mann ...« Sie suchte nach Worten, lächelte und nahm einen neuen Anlauf. »Er benimmt sich auf einmal ganz eigenartig. Nicht... ich meine, er hat nicht direkt etwas gesagt, aber er sieht Sie dauernd an, und er träumt mit offenen Augen von Ihnen. Das müssen Sie doch auch gemerkt haben.«

Hélène war nichts Besonderes aufgefallen, weil Signor Cacciaguerra sie nicht öfter ansah als drei oder vier andere Männer und Frauen auch – einschließlich der Signora Cacciaguerra.

»Und er ist neuerdings auch so launenhaft – abwechselnd euphorisch und todtraurig. Dauernd starrt er aus dem Fenster. Aber nach draußen gehen mag er nicht. Das Komische daran ist, daß ich nicht eifersüchtig auf Sie bin«, sagte die Frau und lachte kurz auf. »Es mag abwegig klingen, aber ich bin gekommen, um Ihren Rat einzuholen. Wie wäre es zum Beispiel –«

»Zum Beispiel?«

»Wollen wir heute abend zusammen essen? Vielleicht

würde es helfen, wenn mein Mann Ihnen näherkommen könnte. Hin und wieder spricht er nämlich von Ihnen, und es ist gerade die Art, wie er von Ihnen spricht, die ich so sonderbar finde. Daß er sich ab und zu für andere Frauen interessiert, das bin ich schon gewohnt, glauben Sie mir, aber nicht so. Sie stellt er auf ein Podest.«

Just in dem Moment klopfte der Page, der die Getränke brachte, und Hélène war froh über die Unterbrechung. Sie nahm einen Zehnschillingschein aus ihrer Handtasche, gab ihn dem Pagen und bedankte sich.

»Danke vielmals, gnädige Frau«, sagte der Junge, stellte das Tablett auf den Frisiertisch und ging.

Hélène reichte Signora Cacciaguerra den Americano. »Hoffentlich schmeckt Ihnen so was.«

»Sehr sogar. In Mailand trinke ich ständig amerikanische Cocktails. *Cheers!*«

Hélène prostete ihr ebenfalls auf englisch zu. Ansonsten hatte Signora Cacciaguerra Italienisch gesprochen und Hélène Französisch, das ihr geläufiger war. An jenem Abend, als man nach dem Essen in großer Runde beisammensaß, hatten sich alle auf Französisch verständigt. »Es ist zu schön hier, um sich von Kleinigkeiten die Laune verderben zu lassen. Außerdem reise ich in ein paar Tagen ab, falls Ihnen das ein Trost ist«, erklärte Hélène fröhlich.

»O nein, durchaus nicht. Und ich bedaure keineswegs, Sie kennengelernt zu haben.« Signora Cacciaguerra erwiderte Helenes Lächeln ebenso herzlich. »Wissen Sie, jetzt fühle ich mich schon viel besser. Aber was ist nun mit heute abend? Essen wir zusammen?«

»Heute abend bin ich schon mit Monsieur Lemaitre verabredet. Aber könnten wir nicht alle an einem Tisch sitzen?«

»Nein, das wäre Monsieur Lemaitre bestimmt nicht recht«, sagte Signora Cacciaguerra liebenswürdig. »Und genausowenig wird es meinem Mann gefallen, daß Monsieur Lemaitre mit Ihnen zu Abend ißt.« Eine Erkenntnis, die sie zum Lachen reizte.

Hélène, die während des ganzen Gesprächs stehengeblieben war, lächelte dazu. Sie würde heute überhaupt nicht zu Abend essen. Sie hatte plötzlich das Gefühl, daß der heutige Abend ihr Abend war.

Signora Cacciaguerra blieb noch ein paar Minuten, trank ihren Americano aus und erzählte Hélène von ihren beiden Söhnen in Mailand. Sie waren elf und dreizehn Jahre alt und sehr verschieden. Der Ältere träumte von einer Zukunft als Maler, der Jüngere wollte Ingenieur werden und Wolkenkratzer bauen. Sie waren so unterschiedlich, daß sie inzwischen getrennte Zimmer beanspruchten. »Ich würde Ihnen meine Kinder gern vorstellen«, sagte sie begeistert. »Kommen Sie gelegentlich nach Mailand?«

»Leider höchstens alle fünf Jahre einmal.«

Signora Cacciaguerra gab Hélène trotzdem ihre Adresse, dann ging sie als erste hinunter. Sie wollte nicht, sagte sie, daß ihr Mann sie zusammen sähe, weil er sonst womöglich erraten könnte, daß und worüber sie mit ihr gesprochen habe.

Hélène folgte ihr ein paar Minuten später. Am Eingang zum Speisesaal traf sie André, der sie einlud, zusammen

mit ihm und einem Freund, der eben aus Paris eingetroffen sei, zu Mittag zu essen.

»Das heißt, falls Sie keine Angst haben, sich zu langweilen, wenn Sie zum Abendessen schon wieder mit mir vorliebnehmen müssen«, setzte André hinzu.

Hélène nahm die Einladung an.

Am Nachmittag packte Hélène der Ordnung halber ihren Koffer und bat die Rezeption, ihre Rechnung fertigzumachen. Der Hoteldirektor zeigte sich überrascht, daß sie schon so bald wieder fortwollte, und Hélène sagte, sie würde wahrscheinlich erst am nächsten Tag abreisen, wolle aber die Rechnung beizeiten begleichen. Sie bezahlte einen Tag extra und schob ein stattliches Trinkgeld unter die Lampe auf ihrem Nachttisch. Für Käthe, das Zimmermädchen, legte sie hundertfünfzig Schilling in ein Hotelkuvert. Gerts Brosche steckte sie ebenfalls in einen Umschlag, erwog, ein paar Zeilen dazu zu schreiben, und entschied sich dagegen. Sie adressierte den Umschlag lediglich an Gert von Böchlein. An ihren Mann oder ihren Sohn brauchte sie nicht zu schreiben, obwohl sie beiden ein freundschaftliches Lebewohl hätte senden können. Aber so ein Abschiedsbrief würde sie nur unnötig aufwühlen und ihrem Sohn später, wenn er erwachsen war, erneut weh tun, sofern ihm überhaupt je etwas weh tun konnte. Die einzigen, von denen sie sich hatte verabschieden wollen und denen sie auch Lebewohl gesagt hatte, waren ihre fidelen Freundinnen am Münchner Hauptbahnhof am Tag ihrer Abreise nach Alpenbach.

Um sechs Uhr verließ sie in Skianzug mit Mütze und Fäustlingen das Hotel. Zu dieser Stunde nahmen die mei-

sten Gäste ein Bad und kleideten sich für den Abend um, und sie war froh, daß ihr in der Halle niemand begegnete. Als sie den verschneiten Fußweg einschlug und sich an den Aufstieg machte, ging sie davon aus, daß sie den Gipfel erst bei völliger Dunkelheit erreichen würde. Sie bedauerte es, dem Hotel durch einen Todesfall Unannehmlichkeiten zu bereiten, aber der Tod war vermutlich immer unangenehm: Wenn man beispielsweise ins Wasser ging, würden viele Menschen tagelang nach dem Leichnam suchen müssen; und wenn die Leiche Tage oder Wochen später unverhofft am Flußufer auftauchte, würde auch das lästige Scherereien verursachen. Immerhin würde sie nicht direkt im Hotel sterben. Sie nahm an, sie würde in einer meterhohen Schneewächte landen und dort entweder erfrieren oder erstickten. Doch solche Vorstellungen erschreckten sie nicht länger, waren bedeutungslos geworden. Und was, wenn ich Gert auf dem Gipfel treffe und er das gleiche vorhat wie ich? dachte Hélène und lachte leise, so sicher war sie, daß er sich nichts antun würde.

Als sie sich dem Gipfel näherte, konnte sie den Weg schon nicht mehr erkennen. Mit beiden Händen zog sie sich an den kahlen, zerklüfteten Felswänden empor. Oben angekommen, zögerte sie nicht länger als zehn Sekunden. Sie hielt nur inne, um ein paarmal tief Luft zu holen, dann machte sie einen Schritt nach vorn, stürzte kopfüber vom Felsrand und ließ sich ins Bodenlose fallen. Der Wind piffte ihr durch die Mütze hindurch in die Ohren. Obwohl sie im Sturzflug hinabsauste, fühlte sie sich schwerelos, körperlos. Sie sah ihr ganzes Leben vorbeiziehen, von der blondgelockten Kindheit über ihre Studienjahre, die Ehe und

deren allmähliches Scheitern bis zu den letzten Etappen ihres Lebens in München... aber alles ging so rasch, daß es eine einzige Panoramaaufnahme hätte sein können, ein Schnappschuß ... *klick!* Und alles in allem, dachte sie, war das Leben gar nicht so schlecht. Das war ihr letzter Gedanke, bevor es endgültig *klick!* machte und finster wurde.

Die Heimkehrer

Für Esther und Richard Friedmann bedeutete die Heimkehr nach Deutschland 1952 eine triumphale Genugtuung, fast als wäre ihnen ein Wunder widerfahren, ähnlich den wundergleichen Schicksalsfügungen im Märchen, wenn edle und zu Unrecht vertriebene Könige in ihre alten Rechte wiedereingesetzt werden, nur daß im Fall der Friedmanns ein günstiges Geschick ihnen mehr bescherte, als sie zuvor besessen hatten. Richard hatte wieder seine alte Stelle bei seinem Münchner Verlag und ein höheres Gehalt als vor dem Krieg. Und nun endlich waren sie Mann und Frau, nach vierzehn Jahren eines anfangs mehr oder minder verstohlenen und entsprechend umständlichen Zusammenlebens. Richard wollte sofort ein richtiges Zuhause in München, und Esther, die über Tatkraft und Sinn fürs Praktische verfügte, hatte sehr bald ein zweistöckiges Haus in dem vornehmen Stadtteil Bogenhausen gefunden. Richard hatte ihr erklärt, daß man von ihnen zahlreiche Abendeinladungen erwarten würde, wesentlich förmlichere Abende als ihre Abendgesellschaften in England. Er war sehr zufrieden mit dem neuen Haus, zumal es sich angeblich nur drei Häuserblocks von der großen, bürgerlichen Villa entfernt befand, in der Thomas Mann fünfundzwanzig Jahre lang gewohnt und gearbeitet hatte.

In der ersten Woche war Esther damit beschäftigt, Tischwäsche und Silber in Ordnung zu bringen – ihr Eigentum, das sie aus ihrer vorherigen und ziemlich kata-

strophalen Ehe gerettet und aus einer gewissen Sentimentalität heraus für ebensolche Gelegenheiten aufbewahrt hatte –, zwei Ganztagshausangestellte anzuheuern und den Alltag zu organisieren. Sie rief zwei Münchner Freundinnen an, Greta Schwarzenfeld und Hermione Pieterich, die vor Überraschung und Entzücken kreischten, als sie erfuhren, daß sie wieder da war. Verheiratet obendrein! Esther spürte eine gewisse kühle Zurückhaltung, als sie ihnen eröffnete, daß sie Richard Friedmann geheiratet hatte, was an dem jüdischen Nachnamen liegen mochte. Greta sagte, sie erinnere sich daran, ihm vor ewigen Zeiten begegnet zu sein. Hermione kannte ihn nicht. »Er ist wieder bei seiner alten Firma, dem Beckhof-Verlag«, sagte Esther. »Ihr müßt uns besuchen, sobald wir aus dem größten Chaos heraus sind.« Das versprachen beide. Esther vergaß die Spur Zurückhaltung. In den ersten Tagen hatte sie viel zu tun. Richard hatte sich sofort in seine Arbeit vergraben, und abends vergrub er sich in seinem Arbeitszimmer, so daß Esther sich um alles übrige allein kümmern mußte, sogar darum, die Karten für Oper und Ballett abzuholen.

Nach der engen Wohnung in London war es ein herrliches Gefühl für Esther, wieder in einem Haus zu leben. Geschlagene sechzehn Jahre. Sechzehn Jahre, seit sie Deutschland nichtsahnend verlassen hatte, um mit Vincente dalla Palma und seiner stupiden Frau einen Monat in Cap d'Antibes zu verbringen. Damals war sie Baronin Esther von Dorhn-Neven gewesen. Hitler war seit drei Jahren an der Macht, und das Gerede von Säuberungen, Aufrüstung und noch schrecklicheren Zukunftsaussichten

dämpfte auf den Berliner Abendgesellschaften bereits die Stimmung. Im Haus ihres Mannes war es noch schlimmer, vor allem wenn jüdische Gäste kamen. Ihr Mann war erklärter Nazigegner, und Esther erinnerte sich, daß die Regierung ihm schon vor ihrer Abreise aus Deutschland den Zugang zu Chemikalien erschwert hatte, weil er sich geweigert hatte, seine zwei Kunststoffabriken in den Dienst der Rüstungsindustrie zu stellen. Die Briefe ihres Mannes waren im Verlauf des Sommers 1936 immer düsterer geworden, so daß Esther sich entschlossen hatte, am Cap zu bleiben. Sie erinnerte sich, daß ihr Mann mit keinem Wort auf Vincente angespielt hatte, obwohl die ganze Riviera wußte, daß sie ein Verhältnis mit ihm hatte. In der ganzen feinen Welt war Esther von Dorhn-Neven seit ihrem siebenzehnten Lebensjahr für ihre Affären so bekannt wie für ihre Schönheit. Der Baron war ihr dritter Ehemann. Augen hatte er vielleicht, aber sehen wollte er nicht. Doch im Winter von 1936 auf 1937 hielt ein gemeinsamer Freund dem Baron unwiderlegbare Beweise in Form von Fotoberichten in französischen Zeitungen unter die Nase, und der Baron reichte unverzüglich die Scheidung ein. Esther war noch entsetzter als all ihre Freunde, die sich wunderten, daß jemand auf die Idee kommen konnte, sich wegen einer solchen Lappalie scheiden zu lassen. Esther kam es vor, als habe er sich völlig uncharakteristisch verhalten. In Wahrheit verhielt er sich ganz und gar charakteristisch. Esther hatte ihn nur falsch eingeschätzt, genau wie Charakter und Großzügigkeit ihres Liebhabers Vincente. Der Baron setzte sie ohne einen Pfennig vor die Tür, und Graf Vincente dalla Palma, erbost über das öffentliche Aufsehen, ließ

keinen Zweifel daran, daß er nichts mehr mit ihr zu tun haben wollte.

Das verdarb ihr den Aufenthalt an der Riviera, und deshalb reiste Esther nach England, wo sie sich in einem luxuriösen Londoner Hotel ein paar Wochen lang von ihrem Schock erholte. Sie begegnete einigen attraktiven Leuten, ohne sich ernsthaft zu verlieben. Sie wußte, daß sie nicht der Frauentyp war, den Engländer mochten; sie war dunkelhaarig und lebhaft und hatte einen bodenständigen Witz, der ihnen offenbar nicht ganz geheuer war. Außerdem konnte sie Einladungen nicht ohne weiteres erwidern, sondern war gesellschaftlich als alleinstehende Frau das fünfte Rad am Wagen. Sie fuhr nach Paris, doch dort war außer den Rosenfelds niemand aus ihrer Bekanntschaft, und die Rosenfelds bezeichneten sich allen Ernstes als Flüchtlinge. In Deutschland ging alles den Bach hinunter. Die Leute seien wie gelähmt, sagten die Rosenfelds, und die Juden, die noch handeln konnten, machten, daß sie fort kamen. Esther dachte, daß die Rosenfelds allzu schwarz sähen. Sie fuhr nach England zurück in der Absicht, noch ein paar Monate zu warten, bis Klatsch und Tratsch über ihre Scheidung und die Hitler-Begeisterung der Deutschen sich gelegt haben würden, bevor sie zurückkehrte und ihren Platz in der Berliner Gesellschaft wieder einnahm, die zum Glück nicht mit den steifen Kreisen identisch war, in denen ihr Ehemann verkehrte.

Doch dann begegnete sie ganz zufällig auf einer Cocktailparty in Chelsea Richard Friedmann. Sie hatte ihn einige Jahre zuvor in Berlin kennengelernt. Auch er erinnerte sich an sie von einer Abendgesellschaft im Haus ihres

Mannes. Er schien über alle Maßen erfreut zu sein, sie zu sehen; sein häßliches, hageres, kinnloses Gesicht leuchtete vor plötzlicher Zuneigung, und seine schlechten Zähne entblößten sich zu einem jungenhaften Grinsen. Er sagte, er sei vor etwa einem Jahr nach England gekommen und arbeite für einen Verlag in Chelsea und für eine politische Zeitschrift an der Fleet Street. In einer Zimmerecke unterhielten sie sich über Deutschland. Er erzählte ihr, er habe Deutschland verlassen, weil er als Halbjude Gefahr gelaufen sei, jederzeit zur Zwangsarbeit in ein Kohlebergwerk oder an einen ähnlich gefährlichen Ort abkommandiert zu werden, was früher oder später sein Todesurteil bedeutet hätte. Das oder ein Konzentrationslager. All das sprudelte er arglos heraus, und weil er es auf deutsch erzählte, erhielt es für Esther eine Realität, die es als Zeitungslektüre nicht besessen hätte. Er lud Esther für denselben Abend zum Essen ein.

Er gefiel ihr nicht sonderlich; er sah zweifellos alles andere als gut aus, und von seiner Arbeit konnte er sich kaum über Wasser halten, doch seine Offenheit war anziehend und ebenso sein offenkundiges Vergnügen an ihrer Gesellschaft, und Esther fand es herrlich, mit jemandem zu tun zu haben, der zwar nicht ihrem Milieu in Berlin entstammte, sich darunter aber zumindest etwas vorstellen konnte. Sie sahen sich mehrmals wöchentlich, und sonntags lud er Esther in seine Zweizimmerwohnung zum Frühstück ein, denn in ihrem möblierten Zimmer gab es keine Kochgelegenheit. Esther, die besser Englisch sprach als Richard, überarbeitete seine Artikel für die politische Zeitschrift und tippte sie für ihn ab, weil er schlecht Schreibmaschine

schrieb. Unvermeidlich kam es zu einer Samstagnacht, in der Esther nicht nach Hause ging, und von da an, verbrachten sie jedes Wochenende miteinander in Richards Wohnung. Er war nicht der überwältigendste Liebhaber, den sie je erlebt hatte, und übertrieben galant war er auch nicht. Sie hatte den Eindruck, als behandle er sie geradezu verblüffend indifferent, bedachte man ihre Herkunft und mit welchen Männern sie verkehrt hatte –bis auf eine Ausnahme Mitglieder des Hochadels –, was Richard eigentlich hätte wissen müssen. Er fragte sie nur selten nach ihrem Leben, und wenn sie antworten wollte und in Erinnerungen an Sommer in Rapallo oder Capri zu schwelgen begann, unterbrach er sie mit irgendwelchen Tagesneuigkeiten aus seinem Büro oder aus der Zeitung.

Esther nahm eine Arbeit als Stenotypistin und Korrespondenzfräulein bei einer Firma für Rechnungsprüfungen in einer Seitenstraße der Shaftesbury Avenue an. Die Arbeit war schlecht bezahlt und entsetzlich stupide, doch die Situation war die, daß ihr Schmuck fast gänzlich versetzt war und Richard kaum für ihren Unterhalt aufkommen konnte. Hin und wieder besuchte sie noch vornehme Parties, doch Esther war sich im klaren, daß sie mit fünfundvierzig Jahren nicht erwarten konnte, auf Männer zu wirken, wie sie es mit fünfunddreißig getan hatte oder sogar noch mit vierzig, als sie nach England gekommen war. Seit ihrem achtzehnten Lebensjahr hatte sie aus dem vollen gelebt, und die letzten vier Jahre in London waren neben aller Langeweile auch der Geldnot wegen besonders hart gewesen. Sie hatte um die Hüften Speck angesetzt, bekam allmählich Hängebacken und sah aus wie eine

mollige Frau in mittleren Jahren; keine kosmetische Behandlung konnte die Tränensäcke unter ihren Augen ganz zum Verschwinden bringen. Ihre schöne Nase war unverändert, doch unauffällig und kein Ausgleich für alles andere. Nur ein Mann schien sich für sie zu interessieren, und das war Richard. Doch schon zu Beginn ihrer Beziehung hatte er ihr erklärt, daß eine Heirat für ihn niemals in Frage komme. Er sei zum Hagestolz geboren, sagte er, und wolle es bis ins Grab bleiben. Diese selbstsüchtige Hagestolzhaltung war in Esthers Augen für seinen Geiz verantwortlich und dafür, daß er ihr nie ein Geschenk machte außer zu Weihnachten. Doch auch Esther war nicht darauf erpicht, Richard zu heiraten. Und sie war sich nicht einmal sicher, ob sie ihn genug liebte, um ihn heiraten zu wollen.

Richard und Esther gehörten zu den wenigen, die an jenem Tag im September 1938, an dem die Alliierten die Tschechoslowakei im Stich ließen, entsetzt waren. Erst einen Monat zuvor hatte Esther aus dem Brief einer Freundin in Deutschland erfahren, daß ihr Exgatte aus Berlin verschwunden und sein gesamter Besitz beschlagnahmt worden war. Esther hatte im Vorjahr von mehreren Freunden gehört, die verschwunden waren. Sie sagte zu Richard, sie wolle mit ihm zusammenziehen, und er war einverstanden. Esther fürchtete sich, und das Zusammenleben mit Richard linderte ihre Furcht. Und was die Nachbarn davon hielten, daß auf dem Türschild zwei Namen standen, war beiden herzlich egal. Doch Esthers Furcht hinderte sie nicht daran, sich freiwillig als Helferin bei Feuerwehr und Flugzeugfrühwarnung zu melden und im Luftkrieg um

Großbritannien Seite an Seite mit den Londonern auszuhalten. Sie und Richard blieben den ganzen Krieg hindurch in London; keiner von beiden kam auf den Gedanken zu erwägen, ins Landesinnere zu ziehen, um in Sicherheit zu sein. Bei Richard handelte es sich um die Gleichgültigkeit des Fatalisten, bei Esther möglicherweise darum, daß sie gar nicht gemerkt hatte, wie sehr sie sich fürchtete. Bei Kriegsende, als Deutschland geschlagen und Esther für ihre Tapferkeit ausgezeichnet worden war, weil sie einen alten Mann aus einem brennenden Gebäude in der Nähe von St. Paul's gerettet hatte, merkte sie zum erstenmal, daß sie das Kriegsgeschehen mit einer Ergebenheit über sich hatte ergehen lassen, die fünf Jahre früher völlig untypisch für sie gewesen wäre. Und sie merkte, daß sie Richard mittlerweile in ähnlicher Weise akzeptierte. Sie hielt ihn nicht länger insgeheim für zweite Wahl. Sie hatte sich daran gewöhnt, seine Häßlichkeit zu lieben, seine Gleichgültigkeit, seine Zuverlässigkeit, die in Wahrheit nichts weiter war als die starre Routine des Hagestolzes. Die Kriegsjahre hatten sie miteinander verschweißt, und Esther konnte sich nicht mehr vorstellen, daß sie – oder sogar er – wieder allein leben könnte.

Ihre Londoner Freunde waren größtenteils Künstler, Schriftsteller und Verlagsleute – Menschen, die sich nicht darum scherten, ob sie und Richard verheiratet waren –, doch Esther begann es zu stören, ähnlich wie ein Zahn, der noch nicht weh tut, aber sicherheitshalber behandelt werden sollte. Aber jedesmal wenn sie es Richard gegenüber ansprach, verschanzte er sich hinter ihrer finanziellen Situation: Er könne sich eine Ehefrau einfach nicht leisten,

sagte er. »Wieso sollten wir als Ehepaar mehr Geld ausgeben als jetzt? Ich würde ja weiterhin arbeiten gehen«, sagte Esther. Darüber dachte Richard für einen Augenblick nach. »Unsere Lebensweise ist dir doch nicht peinlich, Esther, oder?« Esther versicherte ihm, daß dem nicht so sei, doch ein wenig war es sehr wohl so. Und da Leute nun einmal fünfzig und älter wurden, schien es in ihren Augen nur folgerichtig zu sein, daß man für halbwegs gesicherte Verhältnisse sorgte. Das sagte sie, worauf Richard sie fassungslos anstarrte. »Du verdienst doch zwischen zwölf und dreizehn Pfund in der Woche«, sagte Esther. Sein Einkommen schwankte, denn er war freier Journalist. »Ja«, antwortete Richard düster. – »Gut, und ich verdiene sieben Pfund in der Woche. Macht zusammen ein Minimum von neunzehn, zwanzig Pfund wöchentlich. Davon kann man leben. Wir tun's bereits.« – »Esther, ich...«, sagte er zwischen zwei Zügen an seiner frisch angezündeten Pfeife, »ich meine, wenn ich schon heirate, dann soll es auch Hand und Fuß haben.«

Damit war das Gespräch mehr oder weniger beendet. Es war nicht das erstemal. Esther wollte ihn nicht wieder daran erinnern, daß sie nichts dagegen hatte, so weiterzuleben wie bisher, daß sie sich keine schicke Wohnung mit neuer Wäsche und teurem Essen wünschte. Sie war schließlich nicht mehr zwanzig. Aber sie wußte nicht wirklich über seine Finanzen Bescheid. Hatte er Schulden? Hatte er irgendwelche finanziellen Entschädigungen für seine beschlagnahmten Konten in Deutschland bekommen? Verdiente er wirklich etwa zwölf Pfund in der Woche oder weniger? Sie hatte den Eindruck, daß die meisten seiner

Antworten Halbwahrheiten waren, und solange sie nicht seine Frau war, dachte sie, konnte sie keine genaueren Auskünfte verlangen.

Ihr Leben ging weiter wie zuvor, und Esther fand sich mit der Aussicht auf eine bis in alle Zeiten lockere Verbindung mit Richard ab, wie sie sich mit der Aussicht auf Lebensmittelrationierung in England bis in alle Zeiten abfand. In Deutschland standen die Dinge schlimmer, das wußte sie. Doch ihre Cousine Lotte Kiefer, die kürzlich aus München zu Besuch gekommen war, hatte ihr erzählt, daß gar nicht so wenige deutsche Firmen wieder existierten. Esther erzählte Richard, Lotte zufolge habe der Sohn des Verlagsgründers, Leopold Beckhof, seine Maschinen bereits zur Hälfte zurückgekauft. Richard überraschte sie mit dem Kommentar, das wisse er bereits. Er sagte, er habe mit Leopold Beckhofs Sekretärin korrespondiert, weil er der Ansicht sei, der Beckhof-Verlag solle wissen, wo er sich befand.

Lotte und ihr Ehemann blieben mehrere Wochen lang bei englischen Freunden in Kent. Zu Anfang ihres Besuchs sah Esther sie häufiger in London, doch vor ihrer Abreise rief Lotte nur kurz an, um sich von Esther zu verabschieden. Wie die meisten aus Esthers Verwandtschaft hielt Lotte auf Etikette und betrachtete Esther als Bohémienne. Esther zweifelte nicht daran, daß Lotte während ihres Aufenthalts in England von Esthers Liaison mit Richard Friedmann erfahren hatte. Lotte mußte sich an ihn aus Münchner Zeiten erinnern, denn er sagte, er könne sich an sie erinnern. Esther fiel ein, daß Lotte vielleicht so kühl zu ihr gewesen war, weil Richard Halbjude war, obwohl sie

nicht wirklich glauben konnte, daß ihre Familie sich von der ordinären Nazipropaganda hatte anstecken lassen, auch wenn sie noch so stolz auf ihr Blut war. Esther war gekränkt, doch mit der Kränkung fand sie sich genauso ab wie mit ihrer Armut, dem Krieg, Richard, ihrem ergrauenden Haar und ihrer molligeren Figur; sie zuckte die Schultern und lächelte.

Und dann kam der Morgen, an dem Richard den Brief erhielt, in dem man ihm seine alte Stelle beim Beckhof-Verlag in München antrug. Zu einem Gehalt, mit dem man, wie Esther wußte, in Deutschland zur Zeit große Sprünge machen konnte, sage und schreibe vierhundert Mark im Monat. »Oh, Richard! Wie wunderschön! Du nimmst es doch an, oder?« fragte Esther. Richards kleine hellbraune Augen strahlten plötzlich. »Ja, ich denke schon.« Beide mußten wenige Minuten später zur Arbeit gehen, weshalb für mehr keine Zeit blieb außer für Esthers Frage, wann er fahren wolle, und Richards Antwort: »So bald wie möglich.«

Esther fragte sich, ob Richard nun wohl frohgemut ohne sie nach München fahren würde. Sie konnte schließlich nicht mitkommen oder einige Wochen später wie zufällig aufkreuzen; dafür kannten beide in München zu viele Leute. Die Frage wurde beantwortet, als Richard abends zur Tür hereinkam. Er sagte: »Esther, willst du mich jetzt heiraten?«, und Esther sagte: »Aber ja.« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, legte die Arme um seinen mageren Hals und küßte ihn zärtlich. In ihren Augen standen Tränen der Freude und der Überraschung, und minutenlang schwieg sie. Richard sagte: »Ich sagte doch, daß es am Geld lag. Dieses Problem ist jetzt aus dem Weg geschafft.«

Esther und Richard heirateten in aller Stille und luden etwa zehn Freunde in ein Restaurant in der King's Road zum Hochzeitsessen ein. Die Vorstellung, all die Menschen zu verlassen, die so treue Freunde für sie und Richard gewesen waren – die Campbells, Tom Bradley mit Freundin Edna und die Jordans –, brach Esther fast das Herz. Tom Bradley, Edna und die Campbells mußten ihr versprechen, noch vor Weihnachten nach München zu kommen. »Ihr könnt bei uns wohnen; macht euch also keine Gedanken wegen der Reisekasse. Ich weiß, daß wir genug Platz haben werden«, sagte Esther. Als sie aufbrachen, klopfte John Campbell Richard auf den Rücken und sagte: »Das wollte ich schon seit langem tun.« – »Was?« fragte Richard. – »Schau dich um!« sagte Esther lachend. Sie hatten ihm ein Schild aus Pappe an das Jackett geheftet, auf dem stand: »Endlich in festen Händen!«

Sie hatten kaum Gepäck und nahmen das Flugzeug. Esther rückte während der kurzen niedrigen Schleifen über Frankreich und Westdeutschland nah ans Fenster, während Richard Unterlagen studierte, die ihm vom Verlag geschickt worden waren, und völliges Desinteresse am Antlitz Europas bezeugte. Esther fand das enervierend, doch sie sagte nichts. Sie hatte den Eindruck, als posiere er für jemanden, als wolle er vorgeben, er hätte diese Reise schon so oft gemacht, daß er sich an allem Sehenswerten bereits satt gesehen hatte. In München verhielt er sich nicht anders. Sein einziger Wunsch war, so schnell wie möglich Fuß zu fassen und mit der Arbeit zu beginnen.

In der ersten Woche besuchte Esther zusammen mit Richard zwei Abendgesellschaften, auf denen sie die

Beckhof-Lektoren und die Verlagsvertreter kennenlernte, die in Düsseldorf, Frankfurt und Berlin tätig waren. Mit einem freudigen Schauer registrierte sie, daß Richard als jemand Bedeutendes eingestuft wurde. Mit den Leuten auf diesen Gesellschaften kam Esther gut zurecht. Mit Schriftstellern und Intellektuellen hatte sie sich schon immer gut verstanden. Sich wieder in Deutschland einzuleben würde letzten Endes nicht weiter schwierig sein, dachte sie, vor allem hier in München, wo die Leute entweder nicht wußten, daß sie und Richard frisch verheiratet waren, oder sich nicht darum scherten; und sollte es mehr oder weniger unverhohlenen Antisemitismus geben, dann gewiß nicht unter den Leuten, mit denen sie und Richard zu tun hatten.

Unmittelbar nachdem sie ihr Haus in Bogenhausen bezogen hatten, sagte Richard, er wolle einige Leute einladen. »Nicht nur Geschäftsleute, sondern auch ein paar alte Freunde«, sagte er fröhlich. – »In Ordnung«, stimmte Esther zu. Aber sie wußte nicht, wer diese alten Freunde sein sollten, denn sie und Richard hatten in München so gut wie keine gemeinsamen Bekannten. Es stellte sich heraus, daß Richard einige seiner alten Freunde einladen wollte und daß sie ihre Freunde einladen sollte.

Am Tag vor der Veranstaltung rief Lotte Kiefer an. Ihr Bekannter Leopold Beckhof höchstpersönlich habe ihr die Neuigkeit erzählt. Sie gratulierte Esther zur Heirat, und das so warm und herzlich, daß Esther sie und ihren Ehemann zu der Party lud. »Es kommen nur ein paar alte Freunde von Richard und mir, die wir seit einer Ewigkeit nicht gesehen haben – eine Art Wiedersehensfeier.« Esther sah

der Party mit einemmal glücklich und frohgemut entgegen. Vielleicht hatte sie sich Lottes kühles Benehmen in London nur eingebildet, dachte sie. Sie hoffte es jedenfalls.

Alle eingeladenen Gäste kamen. Sie drängten sich in dem großen Wohnzimmer, und Esther und Richard führten sie abwechselnd durch das Haus. Lotte Kiefer wollte alles über Richards Arbeit wissen und sagte, Esther und er müßten sie unbedingt in ihrer Schwabinger Wohnung zum Abendessen besuchen. »Mit diesem Haus verglichen ein bißchen studentisch«, sagte Lotte entschuldigend, »aber man schaut auf den Englischen Garten, und ich finde, es hat einen gewissen Charme.« Esther strahlte vor Dankbarkeit und sagte, sie würden mit Vergnügen kommen. Erst nach dem Büffet, als die Gäste sich mit Kaffee und Zigaretten gesetzt hatten – Richard hatte daran gedacht, englische Zigaretten mitzubringen, weil der deutsche Tabak noch immer katastrophal schmeckte –, fiel Esther auf, wie ärmlich Lotte gekleidet war. Die braune Fuchsstola um ihren Hals war an einer Stelle blankgescheuert, und ihre Krokodillederschuhe hatten Risse, wie sie nur die Zeit in gutes Leder gräbt, denn die Schuhe waren sichtlich teuer gewesen. Und die Armut war nicht nur ihrer Kleidung, sondern auch ihrem verhärmtten Gesicht abzulesen. Esther starrte sie an, als traue sie ihren Augen nicht, denn sie war in dem Glauben aufgewachsen, daß der Zweig der Familie, zu dem Lotte gehörte, viel reicher war als der ihre. Das Geld war eben seit dem Krieg verlorengegangen. Lotte wirkte jetzt nicht weniger ärmlich als der alte Professor Haggbach in seinem abgetragenen schwarzen Anzug oder die ungepflegte Frau, die Frieda hieß und mit der

Richard sich den ganzen Abend unterhalten hatte. Lotte sagte: »Für Richard muß es fast so sein, als würde er wieder in seine alte Hausjacke schlüpfen, nicht wahr? Sogar seine frühere Sekretärin hat er wieder.« – »Wer ist das?« fragte Esther. – »Na, Frieda Meyer. Hat er denn nie –« Sie hielt inne, und Esther sah sie an. Lotte lächelte verhalten. »Die, mit der er gerade spricht, das ist Frieda«, sagte sie. Esther hatte den Namen nicht behalten; sie hatte so viele fremde Leute begrüßt. Sie konnte sich nicht erinnern, daß Richard Frieda Meyer je erwähnt hätte.

Später am Abend, als sie mit Richard im Schlafzimmer war, sagte Esther, wie überrascht sie von Lotte Kiefers offenkundiger Armut gewesen sei. – »Mich überrascht das gar nicht«, sagte Richard. »Heutzutage sind es die neuen Emporkömmlinge, die das Geld haben. Der alte Adel und sogar die meisten alteingesessenen Kaufleute wie die Kiefers sind finanziell am Ende.« Er sagte es so laut und ungerührt, daß Esther ein wenig schockiert war. Außerdem waren die Kiefers nicht lediglich alteingesessene Kaufleute, sondern eine der besten Familien. »Warum hast du mir nicht erzählt, daß Fräulein Meyer deine frühere Sekretärin ist? Ich wußte nicht, wer sie ist«, sagte Esther. – »Oh. Ja, vor dem Krieg hat Frieda für mich gearbeitet. Ich habe gehört, daß sie während des Krieges ab und zu für Leopold gearbeitet hat.«

In den folgenden Wochen dachte Esther immer wieder über den finanziellen Niedergang von Leuten wie Lotte Kiefer nach, weniger weil es sie als wirtschaftliches Phänomen interessierte, sondern weil sie zu begreifen begann, daß Leute, die früher Geld gehabt hatten und jetzt arm

waren, sich um sie und Richard bemühten, um von ihnen zu profitieren. Lotte verargte sie das nicht; Lotte war nur auf Einladungen erpicht und auf das ästhetische Vergnügen an einem anständig aufgetragenen Essen, da ihre wohlhabenderen Freunde sie offenbar mehr oder weniger von der Liste gestrichen hatten. Professor Haggenbach, der von einer kärglichen Pension lebte, versuchte den Verleger Beckhof dazu zu bringen, ihn zu unterstützen, damit er seine philosophische Abhandlung zu Ende schreiben konnte. Die Krügers hingegen waren genau die Emporkömmlinge, die Richard gemeint hatte, und Esther konnte sie nicht ausstehen. Hermann Krüger verdankte sein nagelneues Vermögen einem neuen Webverfahren, das er einer Augsburger Strumpffabrik verkauft hatte. Richard und sie hatten mit Leuten wie den Krügers keinerlei Gemeinsamkeiten, und es war nicht zu übersehen, daß die Krügers ihre Bekanntschaft nur suchten, um gesellschaftlich aufzusteigen, weil weniger neureiche Wohlhabende sie ignorierten. »Ich habe eigentlich nichts gegen sie«, sagte Esther zu Richard, »aber worüber soll man sich mit ihnen unterhalten außer über Socken und Strümpfe? Es gibt so viele nette Leute in München, daß ich wirklich nicht verstehen kann, warum wir uns ausgerechnet mit ihnen abgeben müssen.« Richard sagte mit leisem Lächeln: »Ich weiß nicht, was du an ihnen auszusetzen hast. Du wirst doch nicht etwa zum Snob werden?«

So kam es, daß sie die Einladung der Krügers zum Sonntagstee annahmen. Es war eine bedrückende und beinahe erschreckende Kopie der einstigen Münchner Nachmittagskonzerte, an die Esther sich aus der Zeit erinnerte,

als sie um die Zwanzig war und sich die Zeit damit vertreiben konnte, während der Arien der Sängerin, die für den Nachmittag engagiert worden war, mit gutaussehenden jungen Männern zu flirten. Die anderen Gäste waren ausnahmslos Leute vom Schlag der Krügers, die keine Gesprächsthemen kannten außer Sport und dem Textilgewerbe. Richard plauderte dennoch mit jedem einzelnen und sagte hinterher zu Esther, er habe sich glänzend unterhalten. Vielleicht, dachte Esther, mußte Richard solche Veranstaltungen zwangsläufig anders beurteilen als sie. Er hatte anderen gegenüber eine merkwürdig unpersönliche Haltung, sogar ihr gegenüber, wie sie sich eingestehen mußte. Und er arbeitete so viel, daß wahrscheinlich jede Art Geselligkeit eine angenehme Abwechslung bedeutete. Er hatte den ganzen Sonntag bis zum Tee in seinem Büro gearbeitet, und abends mußte er mit Leopold Beckhof und einem Gast aus Paris essen gehen.

Abends rief Leopold Beckhof an und wollte Richard sprechen. Esther sagte, Richard sei bereits auf dem Weg zu ihrer Verabredung. Herr Beckhof sagte, er wisse von keiner Verabredung und wolle Richard nur bezüglich eines Manuskripts instruieren, das dieser über das Wochenende nach Hause mitgenommen hatte. Er bat Esther, Richard zu sagen, er möge ihn am nächsten Morgen anrufen. Als sie auflegte, war Esther sonderbar benommen zumute. Ihr war plötzlich eingefallen, daß Lotte ihr vor einigen Tagen erzählt hatte, sie habe Richard und Frieda Meyer eines Abends gegen zehn Uhr im Ratskeller Kaffee trinken sehen. Esther hatte sich darüber nicht weiter den Kopf zerbrochen; sie hatte angenommen, daß Richard seine Se-

ekretärin möglicherweise nach einer besonders langen Arbeitssitzung mit Leopold im Büro auf einen Kaffee eingeladen habe. Doch sie erinnerte sich an das amüsierte Lächeln, mit dem Lotte es ihr erzählt hatte. Jetzt sah sie vor ihrem inneren Auge Richard mit Frieda Meyer in einem Restaurant beim Abendessen. War es denkbar? Diese unattraktive, farblose Person? Mit Hornbrille! Und ohne Lippenstift. Esther erinnerte sich deutlich an Friedas unförmige Gestalt auf dem Lederpuff vor dem Kamin und versuchte zu erraten, was Richard daran anziehend finden konnte. Sie nahm den Telefonhörer ab, weil sie Lotte anrufen wollte, um sie ohne Umschweife zu fragen, ob sie Richard verdächtige, mit Frieda eine Affäre zu haben, doch dann legte sie ihn auf; es wäre passender und weniger würdelos, Lotte zu fragen, wenn sie sie das nächste Mal sah. Dann kam ihr dieser Gedanke absurd vor; sie nahm den Hörer wieder ab und wählte Lottes Nummer. »Ich würde dich gern... etwas Persönliches fragen, Lotte. Du mußt mir nicht antworten, wenn du nicht willst.« Doch sie hörte, wie neugierig Lotte mit einemmal wurde, und war überzeugt, daß Lotte mit Vergnügen antworten würde. »Tja, Esther – ich dachte, du wüßtest Bescheid«, erwiderte Lotte. »Du bist sicher der einzige Mensch in ganz München, der nichts davon weiß. Richard und Frieda hatten vor dem Krieg jahrelang ein Verhältnis. Als ich zu dir sagte, ich hätte sie im Ratskeller gesehen, wollte ich damit natürlich nicht behaupten, sie hätten jetzt noch etwas miteinander. Ich meine, so etwas würde Richard sicher niemals tun, jetzt, wo er verheiratet ist.«

Esther wartete bis elf Uhr im Wohnzimmer; sie rauchte

nervös und versuchte zu lesen. Richard kam um halb zwölf. Esther fragte ihn, wie der Abend verlaufen sei, und Richard sagte, sehr gut, sie hätten eine Menge Arbeit erledigt. »Leopold hat gegen acht Uhr angerufen, um dich zu sprechen. Hast du ihn gesehen?« Richard starrte sie einen Moment lang mit offenem Mund an, und Esther sah, daß er zusammenzuckte. Dann sagte er: »Nein, Leopold konnte nicht kommen. Ich habe den Besucher allein getroffen.« – »Nicht mit Frieda Meyer?« Richard starrte sie auf die gleiche Weise an wie zuvor. »Was soll das, Esther?« Esther beschloß, die Geheimniskrämerei aufzugeben. »Bist du in Frieda Meyer verliebt? Ist sie in dich verliebt?« Richard lachte ungläubig. »Mein Gott, Esther! So ein Schwachsinn!« – »Ich weiß aber, daß es früher einmal so war«, sagte Esther. Richard trat zu ihr und faßte sie unter das Kinn. »Ich bin mit dir verheiratet, und ich liebe dich.« – »Kannst du das beschwören?« fragte Esther. – »Ja!« sagte Richard lachend. Esther zauderte, dann beschloß sie, ihm zu glauben. Doch sie konnte sich nicht verkneifen zu sagen: »Ich habe dich das gefragt, weil – weil ich erfahren habe, daß du letzte Woche mit Frieda im Ratskeller warst. Davon hast du mir nichts gesagt. Und das fand ich merkwürdig.« Richard runzelte die Stirn. »Wer hat dir das erzählt?« – »Es stimmt aber doch, oder?« – »Ja«, räumte Richard freimütig ein. »Ich habe mich nur gefragt, wer dir das erzählt haben kann.« – »Das möchte ich für mich behalten«, sagte Esther. Es gefiel ihr, ihre Informationsquelle vor Richard geheimzuhalten.

An diesem Abend gingen sie fast wortlos zu Bett.

Esther führte ein zweites Gespräch mit Lotte. Sie verab-

scheute ihre Cousine für deren Harne, doch in puncto Tratsch erwies sich Lotte als wahre Goldgrube. Sie war einmal in Friedas Wohnung gewesen und wußte, daß Frieda Mitbewohnerin an der Rezeption eines Hotels arbeitete, von vier Uhr nachmittags bis Mitternacht, was bedeutete, daß die Wohnung fast jeden Abend gewissermaßen eine sturmfreie Bude war. Außerdem erfuhr Esther von Lotte, daß sich hinter Friedas fügsamem Auftreten preußische Hartnäckigkeit verbarg und daß Frieda nie ein Hehl daraus gemacht hatte, daß Richard der einzige Mann war, der für sie zählte. Die logische Folgerung daraus war die, daß sie früher oder später versuchen würde, ihn zurückzuholen. Esther stellte fest, daß Frieda sie weniger beunruhigte als Richards Charakter. Richard war ein Gewohnheitsmensch. Die Zwänge der Ehe waren ihm ein wenig lästig, während von Frieda, vor allem in ihrer gegenwärtigen Lage, kaum zu befürchten war, daß sie Ansprüche an ihn stellte. Esther konnte sich vorstellen, wie er in Gewohnheiten zurückfand, die er vor dem Krieg mit Frieda praktiziert hatte – ohne mit ihr zusammenzuleben, besuchte er sie mehrmals wöchentlich und schlief vielleicht einmal pro Woche mit ihr. Diese Gewohnheiten waren mit seinem gegenwärtigen Alltag ohne weiteres zu vereinbaren, und vielleicht hatte er sie bereits damit vereinbart. Was Esther diese Vermutung nahelegte, war der Umstand, daß

Richard, aus welchem Grund auch immer, fast nie vor halb acht nach Hause kam, obwohl seine Firma, wie sie wußte, um sechs Uhr Schluß machte. Natürlich gab es keine Möglichkeit, Näheres herauszufinden, ohne Friedas Wohnung zu observieren, und davor scheute Esther zurück.

Leopold Beckhof wußte möglicherweise Bescheid, ein halbes Dutzend Leute mochten Bescheid wissen, doch keiner von ihnen würde Richard verraten. So etwas tat man nicht. Bis auf Leute wie Lotte, die Esther dafür verachtete.

Esther hatte mehr freie Zeit, als ihr lieb sein konnte. Die zwei Hausangestellten hatten sich alle Hausarbeiten unter den Nagel gerissen, und als wahre Arbeitstiere weigerten sie sich, Esther die geringste Tätigkeit zu überlassen, beispielsweise das Stopfen von Richards Socken, etwas, was sie tatsächlich gern tat. Wenn sie eine Besorgung zu erledigen hatte, brachte sie soviel Zeit wie möglich damit zu, schlenderte an den eleganten Geschäften der Theatinerstraße vorbei, besuchte eine bestimmte Konditorei, um eine Tasse vorzüglichen Kaffees mit Sahne zu trinken und das köstliche Gebäck zu probieren, das im Schaufenster lockte. Danach fuhr sie mit dem Taxi nach Hause, und dann hatte sie noch eine Stunde oder länger Zeit, um Briefe an ihre Freunde in England zu schreiben, bevor Richard nach Hause kam. Esther war eine gewissenhafte Korrespondentin. Sie hatte Tom Bradley und Edna für die zwei letzten Novemberwochen eingeladen, doch Tom schrieb, daß er gerade eine neue Stelle angetreten habe und nicht kommen könne. Jetzt erwartete Esther einen Brief von den Campbells als Antwort auf ihre Einladung, wenn auch mit geringer Hoffnung, denn John war seiner Arbeit wegen nicht recht abkömmlich. Und ihre anderen englischen Freunde hatten entweder zuwenig Geld oder zuwenig Zeit für die Reise, wie sie sehr wohl wußte. Sie fehlten Esther ganz schrecklich.

Eine Arbeit hätte ihr über die Langeweile hinwegge-

holfen, aber arbeiten durfte sie als britische Staatsbürgerin in München nicht. Ihre Freundinnen waren tagsüber ausnahmslos beschäftigt; es gab niemanden, mit dem sie einkaufen gehen oder sich zum Lunch treffen konnte. Sie hätte sich mit Frau Krüger verabreden können oder mit anderen Damen aus diesem Zirkel, die sich so heftig um sie und Richard bemühten, doch aus schierem Stolz war Esther dazu nicht bereit. Inzwischen kannte sie für diese Schmarotzer nur noch Verachtung. Es entging ihr nicht, daß sie sich Frechheiten erlaubten und anmaßend auftraten, weil Richard ihnen als Jude selbstverständlich gesellschaftlich untergeordnet war. Eine bestimmte Freundin Frau Krügers, eine Person mit rotgefärbtem Haar, hatte Esther letzte Woche dreist zu fragen gewagt, ob Richard Volljude oder nur Halbjude sei. Der Antisemitismus der Deutschen war nicht ausgestorben, o nein! Auch in der Bäckerei Köbler hatte es einen Zwischenfall gegeben. Esther hatte eine umfangreiche Bestellung für eine Teegesellschaft aufgegeben und dem Ladenmädchen Name und Adresse für die Zustellung buchstabiert. Und mit einemmal war ihr aufgefallen, daß alle anderen Frauen in dem Laden sie auf eigentümliche Weise anstarrten, weil sie einen jüdischen Namen trug und dies nur eins bedeuten konnte: daß sie oder ihr Ehemann sich wieder nach Deutschland eingeschlichen hatten, obwohl man sie fortgejagt hatte. In diese Bäckerei hatte Esther keinen Fuß mehr gesetzt. Und ihr Mißtrauen Richard gegenüber überschattete ihr ganzes Leben, der Umstand, daß sie an ihm zu zweifeln begonnen hatte, ob zu Recht oder zu Unrecht.

Kurz vor Weihnachten luden Esther und Richard etwa

fünfzehn Gäste zu einem Abendessen ein. Esther schätzte die Kosten für den Abend auf mehr als fünfhundert Mark; mit der Rechnung für zwei neue Läufer und den Ofen im ersten Stock würde dies Richards Monatsgehalt aufzehren. Sie überlegte, wie sie am Menü sparen konnte, und schlug es Richard vor, der sagte, sie solle sich keine Gedanken machen und keinesfalls knausern. Sie machte sich aber Gedanken, denn angesichts der Ausgaben, die sie in den vergangenen drei Monaten gehabt hatten, war kaum anzunehmen, daß Geld übriggeblieben war. »Haben wir irgendwelche Reserven, Richard?« fragte sie unvermittelt. – »O ja, ein bißchen haben wir«, sagte er. – »Aber findest du nicht, daß wir wissen sollten, wieviel es genau ist – und wieviel Geld ich ausgeben darf und wieviel nicht –, jetzt, wo wir verheiratet sind?« Die letzten Worte schwebten in der Luft; sie spürte, daß Richard sich nie weniger darum geschert hatte als jetzt, ja daß er es nicht hören wollte und sich ärgerte, daß er es war. »Habe ich je irgend etwas Derartiges gesagt?« Mit einem Seufzer ließ Esther die Angelegenheit auf sich beruhen. Richard hatte ihr noch nie einen Kontoauszug gezeigt, nicht einmal bei den spärlichen Anlässen, als sie ihn darum gebeten hatte. Sie sagte: »Könntest du mir bitte etwas Taschengeld für den Rest der Woche geben? Ich hatte heute nur zwei Mark fünfzig bei mir und konnte nicht einmal mit Greta zum Lunch gehen, weil ich befürchten mußte, ich könnte mein Essen nicht bezahlen.« Richard zückte auf der Stelle seine Brieftasche und gab ihr dreißig Mark. Esther war versucht, ihn noch einmal zu fragen, warum sie kein festes Haushaltsgeld haben konnte, doch sie wußte die Antwort im voraus: Richard würde sa-

gen, er habe im Augenblick nicht genug zur Hand, aber grundsätzlich könne sie immer auf Geld von ihm rechnen. Frieda Meyer erschien zu dem Essen. Richard hatte Esther nichts davon gesagt, doch als sie ihn darauf ansprach, beteuerte er das Gegenteil. Esther wußte jedoch, daß Richard Frieda in letzter Sekunde nach der Absage Raimund von Hagens eingeladen hatte. »Ich fände es nett, wenn du dich mit ihr unterhalten würdest«, sagte Richard zu Esther. »Sie ist bei weitem nicht so abweisend, wie du vielleicht denkst.« – »Ich habe es versucht. Aber mit mir will sie sich nicht unterhalten«, sagte Esther. Sie ließ Richard stehen und ging zu dem Sofa, auf dem Lotte und die Gräfin von Bernsdorf saßen. Aperitifs wurden herumgereicht, und die Atmosphäre im Raum war fröhlich und entspannt in der Aussicht auf ein gutes Abendessen. Sämtliche Lektoren des Beckhof-Verlags waren mit ihren Ehefrauen gekommen und ebenso einige der interessanteren und eleganteren Leute, die sie und Richard frequentierten, doch bedrückt stellte Esther fest, daß unter den Anwesenden niemand war, den sie mit Fug und Recht hätte als Freund bezeichnen können – nicht einmal Lotte, ihre eigene Cousine. Esther setzte sich neben Lotte. Die Gräfin von Bernsdorf wandte sich kurz ab, und Lotte flüsterte Esther hastig zu: »Ich muß schon sagen, Frieda paßt wirklich nicht in diese Gesellschaft. Meinst du, Leopold hat sie mitgebracht, damit sie die Unterhaltung mitstenografiert?« Das sagte sie auf englisch, damit niemand es mithören konnte. Es war genau das, was Esther undeutlich selbst gedacht hatte; sie spürte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Ein halbes Dutzend Fragen, die sie Lotte gern gestellt

hätte, ging ihr durch den Kopf, doch sie wagte keine einzige zu artikulieren – schließlich waren sie nicht allein. Und eine Frage stellte sie sich selbst: Was wollen wir hier, Richard und ich? Was wollen wir beweisen, indem wir heute abend diese Leute eingeladen haben? Und wem wollen wir etwas beweisen? Sekundenlang überkam sie irrationale Furcht; ihr war, als erführe sie eine Bestrafung, eine endlose Demütigung, hier in Deutschland und mit einem Halbjuden verheiratet, der sie nicht einmal liebte. Es war die gleiche Panik, die sie in der Bäckerei erfaßt hatte.

Den ganzen Abend über beobachtete Esther, wie vorsichtig Richard und Frieda einander aus dem Weg gingen. Frieda plauderte bei Tisch mit Leopold Beckhof, und nach dem Essen hielt sie sich in seiner Nähe auf, als fürchte sie sich davor, mit einem anderen Gast zu sprechen. »Wenn du Frieda schon einlädst, solltest du dich auch mit ihr unterhalten«, sagte Esther zu Richard. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie sich blendend amüsiert.« – »Na ja, wenn du meinst«, sagte Richard. Und Esther sah zu, wie Friedas ungeschlachte, schwerfällige Züge zum Leben erwachten, als Richard sie ansprach und ihr ein Glas Cognac reichte. Esther wollte nichts mehr trinken. Während ihre Gäste im Wohnzimmer mit Cognac und Kaffee beschäftigt waren, verschwand sie in ihr Zimmer im ersten Stock.

Sie setzte sich vor den Frisierspiegel und unterzog ihr Gesicht einem prüfenden Blick. Sie sah, daß Haar und Gesichtszüge sich seit Beginn des Abends nicht verändert hatten; dennoch wirkte sie jetzt viel unattraktiver. Die Augensäcke waren prononcierter. An den Zwischenräumen hatten ihre großen Zähne im Lauf des letzten Jahres

Flecken bekommen, und wenn ihr Gesicht so blaß war wie heute abend, machte sich das besonders unvorteilhaft bemerkbar. Der Lippenstift ließ sie noch ordinärer und häßlicher aussehen, fast wie einen Clown, fand sie. Frieda Meyer war all ihrer hausbackenen Aufmachung zum Trotz jünger als sie. Esther fuhr zusammen, als leise an die Tür geklopft wurde.

Es war Lotte. »Wir haben dich vermißt«, sagte sie. »Ist mit dir alles in Ordnung, Schätzchen?« Esther versuchte zurückzulächeln und zermartete sich das Gehirn nach etwas, was sie sagen könnte, doch ihr fiel nichts ein. »Ich wüßte gern, ob du noch mehr zu hören bekommen hast«, sagte sie. – »Über Richard? N-nein, nicht direkt, glaube ich. Obwohl – aus dem, was Leopold mir erzählt hat, habe ich mir eben zusammengereimt, du weißt schon... « Lotte sprach nicht unbedacht. Sie ließ den Satz absichtlich unbedendet und lächelte Esther wieder zärtlich an. »Herzchen, du mußt dich einfach damit abfinden. Das ist mein Rat, falls du ihn willst. Ich glaube nicht, daß Richard sich vorschreiben läßt, was er tun und lassen soll. Ich glaube, Frieda gehört in seinen Augen wohl einfach zu ihm, wie ein Möbelstück.« (O ja – Esther konnte sich das gut vorstellen, keine Galanterie, keine Blumen, so als wäre Frieda ein alter Sessel, den er in Deutschland wieder in Besitz genommen hatte. So weit hatte Esther sich in Gedanken schon seit Wochen vorgewagt. Das einzige, worüber sie noch immer unschlüssig war, war die Frage, ob sie sich damit abfinden konnte, was sie tun wollte, wie sie reagieren würde in der entsetzlichen Krise, die sie drohend in der Zukunft wühlte und die sicherlich ohne Vorwarnung über

sie hereinbrechen würde.) Lotte legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Esther, wenn ich irgend etwas für dich tun kann ... Du weißt, daß du jederzeit kommen kannst, wenn dir danach zumute ist. Nicht daß ich persönlich Erfahrungen in dieser Hinsicht hätte, aber ich kenne genug Frauen, die so etwas durchgemacht haben.« Esther brachte es nicht fertig, Lotte ins Gesicht zu sehen, weil es so gar nicht das Gesicht einer Freundin war. »Komm, wir gehen zu den anderen«, sagte sie.

Den restlichen Abend über erfüllte Esther brav ihre Pflichten als Gastgeberin. Richard schenkte seinen französischen Cognac großzügig aus. Er schien sich königlich zu amüsieren. Hier war er glücklicher, als er es in London je gewesen war, erkannte Esther. Er war wahrscheinlich nicht der einzige Anwesende, der seine Frau betrog; auf einer Party in England wäre er die Ausnahme gewesen, selbst unter den Malern und Schriftstellern, mit denen sie in Chelsea verkehrt hatten. Vielleicht hatte sie mehr englische Moralvorstellungen verinnerlicht, als sie für möglich gehalten hätte, dachte Esther, denn sie konnte sich nicht recht vorstellen, daß sie ebenso reagiert hätte, wenn einer ihrer ersten drei Gatten sie betrogen hätte. Erschwert wurde die Demütigung dadurch, daß Frieda als Sekretärin Richard gesellschaftlich nicht einmal gleichgestellt war. Und Richards Alter – sechsundfünfzig – machte die Sache doppelt lächerlich. Esther wäre nicht im Traum auf die Idee gekommen, Richard zu betrügen. Aber hatte sie ihre ersten zwei Männer etwa nicht betrogen? Und den dritten ebenfalls? War das hier möglicherweise die Vergeltung des Schicksals? Esther hatte Richard unverwandt angestarrt;

unvermutet drehte er sich um und schaute sie an, und Esther sah das fröhliche, triumphierende Lächeln, das zu sagen schien: »Tja, meine Liebe, was jetzt?« Und noch während sie ihn ansah, legte er Frieda vertraulich den Arm um die Schulter, und beide lachten ausgiebig. Esther versuchte einen Augenblick abzapfen, in dem sie mit Richard unter vier Augen sprechen konnte, um ihm zu sagen, daß sie mit ihm sprechen wolle, sobald die Gäste gegangen waren. Es war nicht nötig, ihm das explizit zu sagen, doch Esther verspürte das dringende Bedürfnis danach, weil sie dringend Richard die gute Laune verderben wollte.

Doch mit dem letzten Trüppchen Gäste verdrückte er sich, während er Esther zurief: »Ich bringe ein paar Leute nach Hause, Esther. Bis nachher.« Zu den Leuten zählte Frieda, wie Esther sah. Über eine Stunde später war Richard noch immer nicht zurück; Esther wußte, daß er sagen würde, er sei mit den Bernsdorfs auf ein letztes Glas im Schwarzwälder eingekehrt – wenig glaubwürdig angesichts der Freigebigkeit, mit der er Cognac ausgeschenkt hatte. Mit Befriedigung registrierte sie, daß es Viertel vor eins war. Friedas Mitbewohnerin würde bald nach Hause kommen, und Esther hoffte voller Erbitterung, daß sie Frieda und Richard in einer peinlichen Situation überraschen würde. Andererseits, dachte sie, war die Frau vielleicht längst eingeweiht, vielleicht sogar Komplizin, wenn sie aus dem gleichen Holz geschnitzt war wie Frieda. Weitaus wahrscheinlicher.

Richard erschien kurz nach ein Uhr; er schloß die Haustür leise, als hoffe er, sie liege bereits im Bett und

schlafe. Als er sie im Wohnzimmer antraf, war er verblüfft. – »Warum kommst du erst jetzt?« fragte Esther. Es war genau das, was sie nicht hatte sagen wollen. – »Oh, die Bernsdorfs wollten noch ein Glas trinken. Wir waren in der Spinne, einer komischen kleinen Bar.« – »Ich glaube dir kein Wort. Du warst bei Frieda.« Richards Miene war so ungläubig und verblüfft, als hätte er soeben begriffen, daß Esther über hellseherische Fähigkeiten verfügte. – »Du mußt mir nichts vorlügen, Richard. Ich weiß jetzt Bescheid. Es wäre mir lieber, wenn du es einfach zugeben würdest und auch, daß du sie jeden Tag nach der Arbeit besuchst. Hältst du mich für zu dämlich, um zu wissen, wann deine Firma abends zumacht?« Um Richards schmale Lippen spielte ein verlegenes Lächeln. Schuldbewußt strich er sich über den Schnurrbart. »Nun ja, Esther. Es stimmt. Wenn du es unbedingt wissen willst.« Er lächelte dreister. – »Und was soll ich jetzt tun?« fragte Esther. Sie zitterte, obwohl sie spürte, daß sie tief in ihrem Inneren so fest und hart wie Stein war. – »Tja«, er streckte seine knöchigen Hände aus, »tu das, was du tun willst, meine Liebe«, sagte er in fast zärtlichem Ton, doch seine Worte verrieten Esther, daß es ihn nicht kümmerte, ob sie litt, ob sie blieb oder ging, und sie verabscheute ihn. Er kam ihr eher wie eine Maschine vor als wie ein Mensch, eine Maschine, die in ihren alten Trott zurückgefunden hatte und ihr gegenüber blind und taub war, als hätte es ihr gemeinsames Leben in London nie gegeben. Esther wußte plötzlich, daß sie ihn nie wieder berühren, ihn nicht einmal wiedersehen wollte. Er öffnete den Mund, doch sie sagte, es gebe nichts mehr zu besprechen. Richard ging nach oben.

Esther rief das Hausmädchen und ließ sich auf dem Sofa ein Bett herrichten. Sie wollte nicht einmal in einem der Gästezimmer im ersten Stock schlafen. Schlaflos lag sie mehrere Stunden da und dachte an London und ihre Londoner Freunde. Sie malte sich aus, wie die Campbeils und Tom Bradley und Edna sie willkommen heißen würden und wie sie alle zusammen in dem Restaurant in der King's Road essen gehen würden. Sie malte sich aus, ihre alte Stelle wiederzubekommen, und träumte von ihrem Londoner Alltagsleben, von ihren bescheidenen Einkäufen auf dem Nachhauseweg, wenn sie in einem Laden am Strand Kekse kaufte. Egal, wie arm sie in England wäre, dort wäre sie glücklich. Esther war zumute, als wäre keine größere Glückseligkeit denkbar als die, ihre armselige Stelle zurückzuergattern, über eigenes Geld zu verfügen und in der Lage zu sein, abends das zu tun, was ihr gefiel. Sie hörte förmlich englische Stimmen um sich herum, die abgehackten Rufe der Cockneys auf der Shaftesbury Avenue in der Nähe ihres Büros. Sie sah, wie ein Mann höflich beiseite trat, um ihr an der Haltestelle Hyde Park Corner, wo sie immer umstieg, den Vortritt an dem roten Doppeldeckerbus zu lassen, und dann schlief sie ein.

Zwei Tage später reiste Esther nach England ab. Sie hatte Tom Bradley telegraphiert, daß sie komme, und er hatte zurücktelegraphiert, daß er sie am Flughafen abholen werde. Richard gab sich bis zuletzt abwechselnd unbeteiligt und überzeugt, sie werde es sich bald anders überlegen und zurückkehren. Esther bemühte sich gar nicht erst, darauf einzugehen. Doch als sie sich am Flughafen von ihm verabschiedete, lächelte sie. Sie war so glücklich über

ihre Freiheit! – »Adieu«, sagte Richard und versuchte, mit Ton und Blick auszudrücken, was zu sagen er zu faul oder zu selbstüchtig war. Esther schüttelte ihm die Hand und sagte: »Adieu, Richard«, doch sie sah geradewegs durch ihn hindurch, und seine knochige Hand hätte ebensogut Staub sein können.

Zum Versager geboren

Manche Männer sind für den Erfolg geboren, wie die Funken nach oben fliegen. Manche machen das erste Geld als Fünfjährige mit Limonaden für Pfennigbeträge, legen sich zurück, was sie als Fünfzehnjährige beim Gebrauchtwagenhandel verdienen, und wenn sie fünfzig sind, rauschen die Tausender nur so herein, die sie mit Erdöl machen, mit Baumwolle, Windeldiensten, tiefgefrorenen Käsesnacks – kurz: mit allem, woran sie ihre goldenen Hirne verwenden, und wenn auch noch so oberflächlich.

Winthrop Hazlewood gehörte nicht zu ihnen. Winnie war der geborene Versager. Auf dem Foto, das ihn zusammen mit seinem älteren Bruder (der bereits als Zehnjähriger erfolgsgewohnt aussah) in einem Ziegenwägelchen zeigt, sieht er schon als Fünfjähriger wie ein Versager aus; das Foto steht heute noch auf dem Klavier in Winnies Haus in Bingley, Vermont. Ein anderes Bild auf dem Klavier zeigt Winnie als Einundzwanzigjährigen mit den anderen Absolventen seines College; er ist der fünfte von links in der letzten Reihe, unaufdringlich und mit Armesündermiene, als schäme er sich allen Ernstes, mit auf das Foto geraten zu sein.

Doch Winnie hatte ein Ziel, schon mit einundzwanzig. Er wollte eine Gemischtwarenhandlung eröffnen. Es war bezeichnend für ihn, daß er nie von einem »Warenhaus«, sondern immer von einer »Gemischtwarenhandlung«

sprach. Winnie wollte in einer Kleinstadt leben. Er wollte das Gewerbe erlernen, indem er als Lehrling in einem Warenhaus in seiner Heimatstadt Bennington arbeitete, und danach einen eigenen Laden eröffnen. Im siebten Lehrjahr wurde seine Verlobte Rose Adams sein ewiges Lehrlingsdasein leid und verfrachtete ihn von seiner Stelle und von Bennington nach Bingley-on-the-Dardle, wo er seinen eigenen Worten zufolge schon immer hatte leben wollen. Winnie hatte ein paar Dollar gespart, und Rose bekam von ihrem Vater tausend Dollar als Mitgift und zusätzliche tausend Dollar für den neuen Laden. Winnie brauchte über fünf Jahre, um Mr. Adams die tausend Dollar samt Zinsen zurückzuzahlen. Mittlerweile war Winnies erstes und einziges Kind Mary geboren und im zweiten Lebensmonat gestorben. Der Arzt sagte, Rose dürfe nie wieder ein Kind bekommen. Winnie war tief enttäuscht, denn er liebte Kinder, doch Rose ließ er seine Enttäuschung nie merken. Er war ein Mensch, der sich in sein Schicksal fügte.

Winnie hatte sich einen Laden gewünscht, der hauptsächlich Männerkleidung verkaufte, und zwar Arbeitskleidung, weil Bingley eigentlich ein Bauerndorf war und Dinge wie Bänder, Knöpfe, Nägel und Hämmer, Dinge, wie man sie jeden Tag benötigte, wie Winnie sagte. Rose brauchte nicht lange, um zu begreifen, daß es schon zwei Läden in Bingley gab, die diese Artikel führten, und daß dem Ort ein gutsortiertes Textiliengeschäft fehlte. Winnie befolgte ihren Rat und führte hinfort alles von Kattun- bis zu schweren Wollstoffen. Er führte auch

Kurzwaren, Seife, Schreibwaren, Spielzeug, Überschuhe, Wasserfilter und Bohnerwachs. Die letztgenannten

Artikel variierten, weil Winnie mit Vorliebe Sonderposten jeglicher Art kaufte, die Vertreter ihm anboten. Und die Geschäfte gingen zäh, wie Rose immer wieder betonte, weil niemand wissen konnte, was Winnie gerade im Sortiment führte. Kam man, um einen zweiten Karton Seife zu kaufen, hatte er keinen mehr vorrätig; das war nicht der Weg, sich Stammkundschaft zu sichern. Die Frauen in Bingley nähten alle, doch sie waren einfach nicht zahlreich genug, um Winnie reich zu machen. Winnie war zweiundfünfzig und ein müder, spindeldürrer alter Mann, bevor er sein zweistöckiges Haus an der Independence Street abbezahlt hatte.

Und selbst das war nur möglich um den Preis, den Laden nicht anstreichen oder das Dach decken oder den Keller abdichten zu lassen oder irgend etwas zu tun, wie es einem ehrbaren Warenhaus anstand. Genau wie Winnie sah der alte, mittelgroße arme Schlucker von einem Laden auf der Flußseite der Main Street weit älter aus, als er war. Der rötliche Anstrich war zu einem fleckigen Braun verwittert, und fast alle der vergoldeten Buchstaben auf dem Ladenschild von HAZLEWOOD'S GENERAL MERCHANDISE waren abgeblättert, so daß man den Namen nur entziffern konnte, wenn man ihn bereits kannte. Trotzdem war der Laden aus Bingley nicht mehr wegzudenken, und die meisten Frauen kauften ihr Nähzubehör nirgendwo anders, nicht einmal in Bennington. So niedrig der Pegelstand von Winnies Konto auch sein mochte, erreichte er doch nie ganz Ebbe, und Winnie und Rose hatten zu essen, wenn auch nicht viel, wollte man nach Winnies Aussehen schließen. Er hatte die Figur eines mageren Vierzehnjährigen; er war nicht groß

und ging gebeugt. Sein Gesicht war glattrasiert und völlig nichtssagend – eine Nase, die nichts weiter war als eine Nase, ein Mund, sanft wie ein Schafsmaul, und ruhige, aber müde graue Augen, die unter völlig gewöhnlichen braunen Augenbrauen hervorsahen. Sein Vater war früh kahl geworden, doch Winnies glattes, braungraues Haar wuchs hartnäckig so dicht wie eh und je, links gescheitelt und ihm ein wenig in die Stirn hängend, wie man es seit seiner Kindheit an ihm gewohnt war. In einer größeren Stadt wäre Winnie den wenigsten aufgefallen, doch in Bingley kannte ihn jeder, und jeder sprach ihn auf der Straße an, so als wäre er in einer Kleinstadt wie Bingley gerade wegen seiner Gewöhnlichkeit etwas Besonderes. Mit der Buchhaltung seines Ladens war er bis neun Uhr abends und später beschäftigt; um diese Zeit brachten die jungen Männer von Bingley ihre Mädchen von dem Siebenuhrfilm im Orpheus nach Hause. Alle sagten Winnie im Vorbeigehen guten Abend, und wenn im Hinterzimmer des Ladens noch Licht war, sagten sie: »Vermutlich ist Winnie noch bei der Arbeit, der arme Kerl.« Und wenn sie ihn nicht sahen und kein Licht war, bemerkten sie, daß Winnie offenbar ausnahmsweise früh nach Hause gegangen war. Kurzum, Winnie war in Bingley kein Niemand, kein Rädchen in einer Maschine, wie es viele Großstadtbewohner waren. Doch er war sich sehr wohl bewußt, daß er es nicht halb so weit gebracht hatte wie die meisten in Bingley, obwohl er doppelt soviel arbeitete wie die meisten.

Neben der Pech- oder zumindest nicht gerade Glückssträhne, die ihn jahrelang begleitete, widerfuhren Winnie

einige Schicksalsschläge, die wirklich außergewöhnlich waren. So, als sein älterer Bruder in Bingley auftauchte, fünfzig Jahre alt und bankrott. Das letztmal hatte Winnie von Richard gehört, als dieser mit mexikanischen Minen an der Börse eine Viertelmillion Dollar gemacht hatte. Richard hatte Winnie einen triumphierenden Brief geschrieben und ihm mitgeteilt, er stehe im Begriff, sich ein Dorf in Mexiko zu kaufen und sich dort zur Ruhe zu setzen. Der Richard, der in Bingley auftauchte, war ein Schatten seiner selbst. Er hatte all sein Geld in eine Silbermine gesteckt, in der nichts gefördert wurde, hatte mit Verlust verkauft und den Verkaufserlös in einem Casino in Mexico City verspielt. Richard bat Winnie um Arbeit in seinem Laden. Winnie sagte, Richard könne ohne weiteres bei ihm wohnen, aber im Laden könne er ihn nicht brauchen. Es gab nicht genug Arbeit, und die Einnahmen waren zu gering, als daß er jemandem ein Gehalt zahlen konnte. Doch Richard ließ nicht locker.

»Verstehst du was von Buchhaltung?« fragte Winnie.

»Selbstredend! Klar verstehe ich was davon. Zahlen waren doch schon immer mein Spezialgebiet, stimmt's?« Richard wedelte dabei unbestimmt mit den Händen, und ein Schatten seines munteren Lächelns spielte auf seinen Zügen.

»Einen Buchhalter könnte ich schon brauchen«, sagte Winnie. »Aber ich kann dir nicht mehr zahlen als – sagen wir, fünfundzwanzig Dollar die Woche.«

Richard war einverstanden. »Ich helf dir auch beim Bedienen«, sagte er.

Rose war außer sich. »Richard, der dir nie einen Cent gegeben hat!« sagte sie zu Winnie.

»Nun ja, ich hab ihn nie um einen gebeten«, erwiderte Winnie.

»Ich wette, er kann nicht mal zwei und zwei zusammenzählen! Er hat noch nie was anderes gekonnt als sich herumtreiben und großspurige Reden schwingen!« Rose hätte noch ganz andere Dinge gesagt, wenn sie nicht in gewisser Hinsicht froh gewesen wäre, daß Winnie einen Buchhalter einstellte, selbst einen schlechten. Es schmerzte sie, daß man in Bingley darüber sprach, daß Winnie keinen einzigen Verkäufer in seinem Laden hatte und sommers wie winters so spät nach Hause kam, weil er nach Ladenschluß noch die Buchhaltung machen mußte. Rose hatte ehrgeizige Pläne gehabt, als sie nach Bingley gekommen waren. Nach und nach hatte sie sich von den meisten verabschiedet, doch noch immer ersehnte sie sich einen Kühlschrank und eine neue Nähmaschine, die elektrisch betrieben wurde. Aber wenn sie Richard jetzt jede Woche fünfundzwanzig Dollar auf die Hand zahlen mußten, konnte sie diese Träume bis auf weiteres begraben.

Richard hatte kein Händchen für die Buchhaltung, nicht einmal für das Rechnen. Er saß den ganzen Tag über seinen Schreibtisch hinten im Laden gebeugt und tat so, als schreibe er, während er nur die Ränder der Seiten vollkritzelte und Pläne schmiedete, wie er an Geld kommen und dem trübseligen Bingley den Rücken kehren könne. Statt Winnie beim Verkaufen zu helfen, pflegte Richard bei den seltenen Anlässen, wenn sich mehr als ein Kunde blicken ließ, zu verschwinden, entweder auf die Toilette oder zur

Hintertür hinaus. Er versuchte, in Bingley Bekanntschaften zu knüpfen, und war nicht daran interessiert, daß jedermann wußte, daß er für seinen Bruder arbeitete. Wenn Richard sich der Ladentheke näherte, dann nur, um sich eine neue Krawatte auszusuchen oder sich ein frisches Paar Socken zu besorgen.

So kam es, daß Winnie schon bald seine Buchhaltung wieder selbst machte und um zehn Uhr abends durch kniehohen Schnee nach Hause stapfte, vor Erschöpfung so vornübergebeugt, daß er kleiner und unbedeutender aussah als je zuvor. Doch er sagte Rose nie etwas davon, daß Richard sich als Tunichtgut entpuppt hatte, und zahlte ihm weiterhin fünfundzwanzig Dollar in der Woche fürs Nichtstun. Rose verlangte nur zehn Dollar für Kost und Logis, und Richard aß mehr als sie und Winnie zusammen. Richard nahm zu, und die Farbe kehrte in sein Gesicht zurück.

»Ich glaube nicht, daß er noch lange bei uns bleiben wird«, sagte Winnie.

»Hat er gesagt, wann er geht?« fragte Rose hoffnungsvoll.

»Nö, aber so was spüre ich.«

»Wenn er geht, durchsuchst du ihn besser rechtzeitig«, warnte ihn Rose.

Doch das hätte gar nichts genützt, denn Richard verabschiedete sich eines schönen Tages – von Winnie und Rose zum Bahnhof begleitet und mit einem Lunchpaket aus gebratenem Hühnchen und Biskuitkuchen versehen – im Besitz von Wertgegenständen, die er nicht am Körper trug:

siebenhundertfünfzig Dollar, die er von Winnies Firmenkonten an eine Bank in New York City überwiesen hatte. Winnie entdeckte den Verlust erst einen Monat später. Und er sagte Rose nichts davon.

Das war kurz vor Weihnachten; jedes Jahr, seit er in Bingley lebte, hatte Winnie um die hundert Dollar für eine Weihnachtsfeier und Geschenke für die Kinder des Waisenhauses ein paar Meilen außerhalb der Stadt beiseite gelegt. Diese Feiern kosteten ihn obendrein jedesmal seine Spielzeugvorräte. Und auch in diesem Jahr gelang es ihm, trotz der von Richard unterschlagenen siebenhundertfünfzig Dollar hundert Dollar Bargeld zusammenzukratzen, um Süßigkeiten und Plätzchen zu kaufen und den Pferdeschlitten zu mieten, in dem er die Waisenkinder zu sechst und zu acht spazierenfuhr. Rose schimpfte nicht, daß Winnie dieses Geld für die Kinder ausgab. Sie war glücklich, wenn sie sah, wie sein verhärmtes, müdes Gesicht strahlte, sobald er mit den Zügeln in der Hand umringt von Kindern im Schlitten saß und der Wind den Pelz seiner Waschbärfellmütze glattblies, während er die Pferdezungenschnalzend zu einem munteren Trab anspornte. Rose wußte, wie sehr ihm eigene Kinder fehlten.

Im Winter des Jahres, das Richards Kommen und Gehen gesehen hatte, gab es starken Schneefall und frühes Tauwetter, das alle überraschte und Winnie ganz besonders. Waren im Wert von dreitausend Dollar – Woll- und Baumwollstoffe, Drillichhemden, Nägel und was sonst noch an den Kellerwänden gelagert war – wurden durch Schimmel und Rost verdorben. Das Tauwetter war nicht allein schuld. Winnies Keller war schon immer feucht gewesen. Winnie

hatte ihn neu zementieren lassen wollen, doch er hatte nie das Geld dafür erübrigen können. Und jetzt war es zu spät. Winnie erwartete einen Wutanfall bei Rose, die ihm seit Jahren eingeschärft hatte, er solle den Keller reparieren. Doch Rose legte ihm nur wortlos den Arm um die Schulter und tätschelte ihm den Arm. Ihre unermüdliche Geduld mit ihm berührte ihn so sehr, daß ihm die Tränen kamen.

»Sei nicht traurig, Rose. Ich mache es dieses Jahr wieder gut«, versprach Winnie.

Einige Monate später erzählte ein Vertreter aus New Haven ihm von einer Ladung Baumwolle aus Indien, die er für weniger als einen Drittel ihres wahren Werts haben konnte, und Winnie dachte, der Moment sei gekommen, seine Verluste wettzumachen. Der Vertreter hatte eine Stoffprobe dabei.

»Nur eintausend Dollar«, sagte der Vertreter. »Die einzige Schwierigkeit ist die, daß die Fracht nicht versichert ist. Die indische Firma ist in Konkurs gegangen und hat keinen Cent mehr.«

Winnie dachte darüber nach. Er beschloß, keinen Fehler zu machen. »Ich werde sie von hier aus versichern«, sagte er. »Wie bald kann ich mit der Sendung rechnen?«

»Sie ist schon unterwegs. Sie soll in drei Wochen via Suez und Gibraltar ankommen. Die Papiere sind nicht indossabel.«

Winnie konnte keinen Vorteil in nicht indossablen Papieren sehen, wie es der Vertreter zu tun schien. Der einzige Vorteil war der niedrige Preis, und sogar Winnie war gewieft genug zu begreifen, warum er so niedrig war.

»Wollen Sie es wagen? Besiegeln wir das Abkommen mit etwas Barem?«

»Ja«, sagte Winnie. Er gab dem Vertreter fünfundsiebzig Dollar in bar und den Rest als Scheck, ausgestellt auf seine Bank in Bingley, die ihm ein Darlehen einräumte.

Auf den Tag drei Wochen nach dieser Transaktion erhielt Winnie ein Schreiben des Vertreters, das besagte, der Frachter *Bena-Li* aus Kalkutta mit Kurs auf Gibraltar habe im Mittelmeer Feuer gefangen und sei gesunken. Rose nötigte ihn, der Sache nachzugehen. Der Vertreter antwortete nicht auf Winnies Brief, aber die New Yorker Hafenbehörde bestätigte, daß ein Schiff besagten Namens zum genannten Zeitpunkt im Mittelmeer gesunken war. Die Fracht bestand aus Rohbaumwolle, Bambus und Tee. Stoffballen wurden nicht erwähnt.

»Ich bin mir sicher, daß es nie das kleinste bißchen Stoff gegeben hat«, sagte Rose. »Warum hatte der Vertreter nur ein kleines Stückchen, das er dir zeigen konnte?«

Winnie wußte, daß sie vermutlich recht hatte. Er stand mitten im Wohnzimmer und schämte sich so entsetzlich, daß ihm die Worte fehlten.

»Weißt du, was du meiner Meinung nach tun solltest? Einmal richtig Urlaub machen«, sagte Rose. »Fahr nach Maine zum Fischen. Weißt du noch, wie du dir immer gewünscht hast, zum Fischen nach Maine zu fahren?«

Winnie konnte sich kaum noch daran erinnern. Seit Jahren war es ihm nicht in den Sinn gekommen, Urlaub machen zu wollen. Er konnte sich nicht erinnern, wann er zum letztenmal Urlaub gehabt hatte. »Das habe ich nicht verdient, Rose.«

»Aber es würde dir wirklich guttun. Sperr den Laden einfach zu und fahr, Winnie. Noch in diesem Monat!«

Winnie sagte, in der zweiten Julihälfte wäre es vielleicht möglich. Dann im August und dann im September, und es wurde nie etwas daraus. Er machte sich Sorgen wegen des Darlehens, das er der Bank zurückzahlen mußte. Winnie arbeitete weiterhin von sieben Uhr morgens bis zehn Uhr abends, räumte die Warenbestände auf, nahm Kleingeld ein, orderte Nachbestellungen in vorsichtigen Mengen und rechnete am Ende des Tages seine Einnahmen von 6,25 Dollar, 11,19 Dollar und manchmal nur 3,10 Dollar zusammen.

Eines Abends faßte er den Sofaschoner auf der Rücklehne seines Lehnstuhls an, und er zerfiel ihm unter den Fingern zu Staub. Besser gesagt, er löste sich auf wie Rauch. Er ließ die gewichtlosen Reste in den Papierkorb fallen. Sie waren so leicht, daß er bezweifelte, daß Rose sie überhaupt bemerken würde, wenn sie das nächste Mal den Korb ausleerte.

Fünf weitere Jahre vergingen, und trotz so mancher kleinen Aufs und Abs belief Winnies Kontostand sich noch immer auf etwa hundertfünfsiebzig Dollar, genau wie damals, nachdem Richard mit den siebenhundertfünfzig Dollar durchgebrannt war. Das einzige, was sich veränderte, war Roses Haar, das immer grauer wurde, und das Gefühl in Winnies Beinen, wenn er im Winter abends nach Hause trottete und die Füße anhob, um durch den Schnee vorwärts zu kommen. Von Winter zu Winter kam er sich erschöpfter vor.

Und eines Tages im April, als Winnie einundsechzig Jahre alt war, erhielt er ein Schreiben einer Anwaltskanzlei

in New York. Es besagte, Oliver Hazlewood, ein Onkel Winnies, sei gestorben und habe ihm testamentarisch hunderttausend Dollar vermacht. Es würde ein Jahr dauern, bis das Testament Rechtskraft erlangte, doch nach Abzug von Steuern und Unkosten würde Winnie achtzigtausend Dollar erhalten.

Winnie und Rose nahmen diese Nachricht sehr gelassen auf, weil keiner von ihnen sich vorstellen konnte, daß sie wirklich wahr sein könnte. Tagelang erwähnten sie das Geld nicht einmal. Schließlich brach Rose das Schweigen und sprach vom alten Oliver Hazlewood, dem sie bei ihrer Hochzeit zum einzigen Mal begegnet war. Rose sagte, es sei sehr nett von ihm gewesen, Winnie so großzügig zu bedenken, denn soweit sie wisse, habe Winnie ihm nicht sonderlich nahegestanden, oder? Winnie sagte, er habe seinem Onkel überhaupt nicht nahegestanden und er sei sehr gerührt, daß Onkel Oliver ihm so viel Geld hinterlasse.

Etwas später begannen sie sich darüber zu unterhalten, was sie tun wollten, wenn sie das Geld bekamen. Sie wollten in Florida Urlaub machen. Oder vielleicht in Kalifornien. Möglicherweise würden sie sich sogar in Florida oder Kalifornien ein Haus kaufen.

»Das würde bedeuten, den Laden aufzugeben«, sagte Winnie.

Beide saßen eine Minute lang sprachlos da und versuchten sich ein Leben ohne den Laden vorzustellen.

»Wir sind wer, Rose. Jetzt wollen wir das, was uns vom Leben bleibt, in vollen Zügen genießen«, sagte Winnie tapfer.

Rose versuchte sich vorzustellen, wie sie das, was ihr vom Leben blieb, in vollen Zügen genoß. Limonade in einer Hängematte. So viele neue Kleider, wie sie wollte. Bridgepartys mit Tee und Süßigkeiten, wie sie es aus Romanen kannte. Aber Rose spielte nicht Bridge. Seereisen... Sie konnte so vieles tun, daß ihr schwindelig wurde, sobald sie daran zu denken begann.

Sie beschlossen, Laden und Haus zu verkaufen, sobald das Geld im kommenden Mai kam, mit dem Zug gemütlich die kanadische Grenze entlangzufahren, die sie schon immer hatten sehen wollen, und dann nach Kalifornien zu ziehen. Wohin genau, wußten sie nicht, aber sie hatten von entzückenden kleinen Ortschaften an der Küste südlich von Los Angeles gehört. Bis der nächste Sommer sich einstellte, würden sie genauer wissen, welcher Ort ihren Wünschen am ehesten entsprach.

Weihnachten kam, und Winnie war so knapp bei Kasse wie eh und je, doch er mietete den Schlitten, belud ihn mit Geschenken für die Waisenkinder und fuhr wie in all den gut dreißig Jahren, die er in Bingley gelebt hatte, am Nachmittag des Heiligen Abends zum Waisenhaus. Doch diesmal erwartete ihn eine Überraschung.

Über dem Eingangstor des Waisenhauses flatterte ein roter Wimpel, auf dem in Goldbuchstaben stand: FRÖHLICHE WEIHNACHTEN, WINNIE!

Alle Kinder standen auf der Treppe, und Oberin Schwester Josephine war ebenfalls da. Sobald Winnie anhielt, trat Schwester Josephine vor und überreichte ihm eine kleine Schachtel.

»Die Kinder haben gesammelt, um Ihnen dieses Weihnachtsgeschenk zu kaufen«, sagte Schwester Josephine.

»Sie haben mich gebeten, es zu überreichen, aber es ist ganz allein ihr Geschenk.«

Winnie öffnete die Schachtel. Sie enthielt eine goldene Uhr, in deren aufklappbarem Gehäuse Blumengirlanden und auf deren Rückseite seine ineinander verschlungenen Initialen eingraviert waren.

»Fröhliche Weihnachten, Winnie!« riefen die Kinder.

Winnie errötete. Er konnte nur daran denken, daß die Kinder Tausende von kostbaren Pennys geopfert hatten, um die teure Uhr zu kaufen, und daß er bald so reich sein würde, daß er sich eine solche Uhr leisten konnte, ohne die Ausgabe überhaupt zu bemerken. Er würde unter vier Augen mit Schwester Josephine sprechen müssen und sie bitten, die Uhr zu verkaufen und den Kindern das Geld zurückzugeben. Doch das hatte natürlich noch ein paar Tage Zeit, bis nach Weihnachten.

Winnie zeigte Rose die Uhr. Rose sagte, er müsse sie auf jeden Fall behalten. Es gehe um den Geist des Geschenks und nicht um das Geld, sagte sie.

»Außerdem willst du doch nicht, daß alle in der Stadt erfahren, wie reich wir sein werden – noch nicht –, oder?«

Das wollte Winnie auf keinen Fall. Die achtzigtausend Dollar machten ihn jedesmal ganz furchtbar verlegen, wenn er daran dachte. Irgendwann würden sie es allen sagen müssen, gewiß, doch Winnie wollte es erst im letzten Augenblick tun und möglichst ohne Aufhebens.

»Aber Schwester Josephine kann ein Geheimnis für sich

behalten«, sagte Winnie. »Ich muß die Uhr so bald wie möglich zurückgeben, damit sie denselben Betrag zurückbekommen, den sie bezahlt haben.«

Rose merkte, daß es zwecklos war, mit ihm über diese Uhr zu streiten oder darüber, daß er jetzt schon mit Schwester Josephine sprechen wollte.

Winnie ging am zweiten Januar zu Schwester Josephine und bat sie, die Uhr zurückzunehmen. Schwester Josephine wollte ihn dazu überreden, sie zu behalten und ihr den Geldwert der Uhr zu geben, wenn er sein Erbe ausgezahlt bekam. Doch Winnie konnte sich nicht dazu durchringen, bis zum Mai zu warten.

»Die Kinder werden sehr enttäuscht sein«, sagte die Schwester zu ihm.

»Ich hoffe, sie werden darüber wegkommen«, sagte Winnie. Dann schlich er aus ihrem Büro, gebeugt und klein und demütigeren Herzens, als je ein Kind nach einer Strafpredigt von dannen geschlichen war.

Schließlich war es Mai, und Winnie erhielt einen Brief von Mr. Hughes in der Anwaltskanzlei, in dem man ihn bat, nach New York zu kommen und die Papiere zu unterzeichnen und das Geld entgegenzunehmen.

»Tja, jetzt ist es wohl an der Zeit, Ed zu sagen, daß wir das Haus und den Laden verkaufen wollen«, sagte Winnie. Ed Stevens war der Immobilienhändler von Bingley.

»Das ist es wohl«, sagte Rose.

Am Nachmittag desselben Tages sprach Winnie mit Ed und sagte ihm den Grund: daß er achtzigtausend Dollar erbe und er und Rose in Kalifornien leben wollten. Inner-

halb einer Stunde wußte die ganze Stadt die Neuigkeit. Am Nachmittag war Winnies Laden bis zum Bersten voller Leute, die hereinkamen, um ihm zu gratulieren und ihm die Hand zu schütteln. Aus ihrem Lächeln entnahm Winnie, daß sie es ernst meinten. Er hatte sich Sorgen gemacht, der eine oder andere könnte neidisch sein.

Am nächsten Tag fuhr Winnie nach New York. Es war erst das zweitemal in seinem Leben, daß er die große Stadt besuchte. Beim erstenmal war er so klein gewesen, daß er sich nicht an viel erinnern konnte, und so war es eine ganz neue Erfahrung für ihn; allein die Taxifahrt – Winnie wäre lieber zu Fuß gegangen, aber er fürchtete, sich zu verirren und bei dem Termin mit Mr. Hughes zu verspäten – von der Grand Central Station zur East Fifty-second Street ließ ihn sich vorkommen wie ein Stück Fichtenholz, das er einmal in einer Sägemühle in Bennington gesehen hatte und das im Handumdrehen entrindet, zugerichtet und in Haushaltsstreichhölzer zerschnitten worden war. Winnie kam sich ungefähr so unbedeutend vor wie eines dieser Streichhölzer, als er den Plüschteppich in Mr. Hughes' Büro betrat. Doch Mr. Hughes war unvorstellbar freundlich und nett zu ihm und erklärte alle Papiere, bevor Winnie sie unterschrieb, als wäre Winnie mit solchen Dingen ganz vertraut.

»Auf welche Bank wollen Sie die achtzigtausend überwiesen haben, Mr. Hazlewood?« fragte der Anwalt. »Oder wollen Sie den ganzen Betrag als Treuhandvermögen verwalten lassen?«

Winnie mußte schlucken, als er sich vorstellte, daß achtzigtausend Dollar in der Bank von Bingley landeten.

»Meine Frau und ich fahren nach Kanada«, sagte er. »Und danach ziehen wir nach Kalifornien und geben unsere gegenwärtige Bank auf. Vermutlich können Sie mir das Geld nicht bar auszahlen, oder?«

Mr. Hughes sah einen Augenblick überrascht aus, doch dann lächelte er und sagte: »Selbstverständlich, bis zum Nachmittag wäre das möglich. Aber sind Sie sicher, daß Sie mit so viel Geld in der Tasche nach Vermont zurückreisen möchten?«

Winnie hatte eine alte Aktentasche mitgebracht, in der er das Geld wegbringen wollte. »Ich habe noch keinen roten Heller in meinem Leben durch Liegenlassen verloren – und auch nicht durch Überfälle«, fügte er mit einem Lächeln hinzu.

Sie vereinbarten, daß Winnie gegen vier Uhr in Mr. Hughes' Büro zurückkommen solle, so daß ihm Zeit genug blieb, den Nachtzug nach Vermont um halb sechs zu erreichen. Die Zwischenzeit verbrachte Winnie damit, langsam die Fifth Avenue entlangzuwandern, von der er wußte, daß sie die berühmteste Straße war, die großen Busse zu bestaunen, die bunten Taxis, die vorbeirasteten, und die Schaufenster voller kostspieliger Artikel. Ein Fernglas für fünfundachtzig Dollar erregte Winnies Aufmerksamkeit. Er betrachtete es mit dem undeutlichen Verlangen und der großen Distanz, wie sie das Unerreichbare einflößen, so wie er sein Leben lang jeden kostspieligen Gegenstand betrachtet hatte, den er gern besessen hätte. Und plötzlich wurde ihm klar, daß er das Fernglas noch am selben nachmittag kaufen konnte.

Die fünfundachtzig Dollar waren ja nur ein Tausendstel

des Geldes, das er besitzen würde! Dieser Gedanke machte Winnie schwindelig, und er ging die Avenue entlang und versuchte, wieder zur Besinnung zu kommen, indem er an etwas anderes dachte. Eine Zeitlang saß er im Central Park. Die Bäume sahen ziemlich kläglich aus, doch im Grünen ging es ihm besser als inmitten all der Betongebäude.

Kurz nach vier Uhr überreichte Mr. Hughes Winnie acht Packen Geldscheine, die aus je zehn Tausenddollarnoten bestanden. Die Scheine mit den kleinen Tausenderziffern in der Ecke sahen gar nicht wie echtes Geld aus, aber Winnies Hände zitterten, als er die Päckchen in der Aktentasche verstaute. Mr. Hughes schüttelte ihm herzlich die Hand und wünschte ihm alles Gute in Kanada und in Kalifornien. Winnie dankte ihm von Herzen, für sich wie in Roses Namen.

Im Zug bemühte er sich, nicht an das Geld zu denken. Er legte die Aktentasche in das Netz über seiner oberen Schlafkoje und schlief so schnell ein wie immer.

Erst am nächsten Morgen, auf der Fähre über den Dardle nach Bingley, begann Winnie über das Geld in der Aktentasche nachzudenken. Er dachte darüber nach, wie schwer er all die Jahre gearbeitet und wie wenig es ihm eingebracht hatte. Nicht einmal genug, um Rose einen Kühlschrank zu kaufen. Er dachte über all die Fehler nach, die er gemacht hatte, und über das Pech, das ihm so unerbittlich folgte wie ein Spürhund einer sicheren Fährte, seit er den Fuß nach Bingley gesetzt hatte – das Durchbrennen seines Bruders mit dem ganzen Geld und der Schimmel im Keller und die unzähligen Male, wenn er Waren eingekauft hatte, die unverkäuflich waren, wenn er

den Falschen Kredit eingeräumt und wenn er Waren nicht eingekauft hatte, die verkäuflich gewesen wären und mit denen er ein bißchen Geld verdient hätte. Es war fast, dachte er, als hätte er sein Leben lang den Mißerfolg gesucht und als wäre das einzige, was er mit Erfolg getan hatte, ihn zu finden. Und jetzt überreichte man ihm achtzigtausend Dollar auf dem Silbertablett für nichts und wieder nichts. Er hatte es nicht verdient. Dieser glückliche Zufall, der sein ganzes Leben ändern würde, paßte nicht zu seinem Schicksal. Winnie griff nach einem Taschentuch in seiner Hosentasche. Er dachte daran, daß er Bingley verlassen würde, und hatte Tränen in den Augen. Und als er den Arm hob, stieß er mit der Hand gegen die Aktentasche, die auf der Brüstung der Fähre lag.

Winnie wollte sie festhalten, aber es war schon zu spät. Die Aktentasche fiel schier endlos lange und versank mit einem leisen Plumpsen im Wasser. Winnie beugte sich über die Brüstung. Die Aktentasche war spurlos verschwunden.

»He!« rief Winnie zur Brücke hoch. »Halten Sie das Schiff an! Ich habe gerade achtzigtausend Dollar verloren!«

»Was haben Sie verloren?« fragte einer der Passagiere an Deck, ein Mann, den Winnie nicht kannte.

Winnie lief zu der Treppe, die zur Brücke hochführte. Dann blieb er stehen, von Kopf bis Fuß zitternd. Wie albern, die Fähre anhalten zu wollen! Wenn er sah, wie der Fluß dahinströmte – Hochwasser obendrein, strudelnd und voller Schlamm vom Frühlingsregen –, wußte er, daß er die Aktentasche nicht in tausend Jahren wiederfinden würde, selbst wenn er ein Heer von Tauchern nach ihr suchen ließ!

»Was haben Sie verloren?« fragte der Mann neben ihm.

»Ach, nichts«, sagte Winnie.

Die Fähre näherte sich dem Landeplatz von Bingley. Eine Menge Leute schien sich eingefunden zu haben. Winnie hatte gehofft, unbemerkt nach Hause zu gelangen, weil er wußte, daß der erste, der ihn aus New York kommen sah, ihm sofort zum Besitz des Geldes gratulieren würde. Als er den Landungssteg betrat, ertönte das Hurrageschrei der Menge.

»Willkommen zu Hause, Winnie!« »Wie fühlt man sich als Millionär?« »Winnie, wo hast du deinen Rolls-Royce?« Die Feuerwehrkapelle neben dem Bootshaus intonierte »*There'll Be a Hot Time in the Old Town Tonight*« so laut, daß sie alles Geschrei und alle Rufe übertönte, und Winnie sah Rose im Sonntagsstaat und mit Blumen, die sie an einer Schulter festgesteckt hatte. Jetzt riefen alle wie aus einer Kehle: »*Ansprache! Ansprache!*« Winnie ging den Landungssteg hinunter und auf Rose zu. Er kam sich vor wie ein geprügelter Hund, und er vermutete, daß er auch so aussah, doch niemand schien daraus irgendwelche Schlüsse zu ziehen.

Cal Whiting, der Direktor der Bank von Bingley, hob die Hand, damit Ruhe einkehrte.

Winnie riß sich zusammen. Warum nicht die Gelegenheit ergreifen und es hinter sich bringen? dachte er sich. In ein paar Stunden würden ohnehin alle Bescheid wissen. »Meine Damen und Herren – liebe alte Freunde aus Bingley«, begann er, und lauter Applaus setzte ein. »Zu meiner unendlichen Scham muß ich Ihnen sagen, daß ich

das Geld vorhin über die Brüstung der Fähre fallen gelassen habe. Aus Unachtsamkeit.«

Stöhnendes »Ooh!« war zu hören.

Und einzelne ungläubige »Huh?«.

»Oh, Winnie!« Roses Gesicht hatte sich verzogen. Sie streckte die Hand aus, als stehe sie im Begriff, ohnmächtig zu werden, und Winnie fing sie auf.

»Was soll das heißen, Winnie?« fragte eine Stimme.

»Das soll heißen, daß ich das Geld nicht mehr habe. Ich habe es verloren. Es ist in den Fluß gefallen. Ich nehme an, ich bin wieder derselbe alte Versager, den ihr schon alle kennt – und ich nehme an, Rose und ich werden nicht aus Bingley wegziehen.«

Es dauerte eine ganze Minute, bis die Menge begriffen hatte, was Winnie da gesagt hatte. Winnie hatte sich noch nie so elend gefühlt, so wertlos, so lebensunwürdig. Da standen sie, er und Rose, klammerten sich aneinander, wieder einmal als Verlierer, und das vor den Augen der ganzen Stadt.

Und plötzlich sagte Cal Whiting laut: »Also, Leute, ich finde, es ist ein echter Grund zum Feiern, daß Winnie nicht aus Bingley wegzieht. Was vorbei ist, ist vorbei, und ich finde, wir sollten zu meinem Haus gehen und das Fest feiern, wie wir es vorhatten!«

Damit waren alle einverstanden. Winnie wurde wie ein Strohalm auf die Schultern der Männer neben ihm gehoben und die Main Street entlang und von dort zur Walnut Street und zu Cal Whittings Haus getragen. Winnie verlor Rose aus den Augen, und in all dem Gedränge und Singen konnte er nicht nach ihr rufen. Auf dem großen Rasen des Whiting-

Anwesens standen vier oder fünf lange Tische voller Schüsseln mit Punsch, Sandwiches, Kuchen, Plätzchen, Doughnuts und Süßigkeiten. Genug, um die ganze Stadt satt zu bekommen, dachte Winnie. Auch alle Kinder aus dem Waisenhaus waren da und Schwester Josephine, die ihn so anlächelte, daß Winnie annahm, sie habe die schlechte Nachricht noch nicht gehört. Sie kam geradewegs auf ihn zu, sobald die Männer ihn absetzten. »Winnie –«

»Schwester Josephine, ich habe das Geld verloren. Ich habe es gerade allen erzählt«, sagte Winnie mit dünner Stimme.

»Das habe ich schon von einem kleinen Jungen erfahren.« Schwester Josephine ergriff seine Hand und drückte etwas hinein. »Ich hoffe, Sie werden die Uhr jetzt behalten, Winnie. Ich habe sie nicht zurückgegeben. Sie hat auf Sie gewartet.«

Winnie schloß die Hand um die Uhr. »Danke, Schwester Josephine.«

Und dann traktierten sie Winnie mit Erdbeerpunsch und Hühnersandwiches und schwerer Schokoladentorte, bis er sich in einen Winkel des Rasens zurückziehen mußte, um nicht zu platzen. Rose folgte ihm. Sie sagte kein Wort und stand nur neben ihm. Sie lächelte, wenn auch ein anderes Lächeln als das am Landeplatz, bevor sie erfahren hatte, was mit dem Geld geschehen war.

»Bist du sehr enttäuscht, Rose?« fragte er sie. »Ich glaube, ich bin überhaupt nicht enttäuscht. Ich glaube, heute ist der glücklichste Tag meines Lebens, Winnie.«

Winnie sah ihr geduldiges Gesicht an. Ihm war zumute,

als wäre er dem Tod von der Schippe gesprungen. Aber er hatte auch das Gefühl, als hätte er das nicht verdient. »Weißt du, Rose, heute morgen auf der Fähre, kurz bevor ich das Geld verloren habe, da war mir, als könnte ich mich sehen – ich meine, als könnte ich sehen, wie ich auf die eine oder andere Weise immer den Mißerfolg gesucht habe –, Rose, hör mir einen Augenblick zu.«

»Komm zu den anderen, Winnie. Reden können wir später noch.« Rose zog ihn an der Hand.

»Aber ich muß es dir sagen. Ich will sagen...«

Sie ließ seine Hand los, und er sah ihr zu, wie sie zu einem der Tische ging, graziös und mit glücklicher Miene, fast so wie an ihrem Hochzeitstag. Winnie blieb, wo er war, in seinem Winkel. Er hatte plötzlich ein befremdliches und herrliches Gefühl, als wäre auch er zwanzig oder dreißig Jahre jünger.

Und er hatte noch eine Erkenntnis: Er sah, wie sein ganzes Leben zu diesem Augenblick hinführte, wie all die Jahre des Zweifels, der Verzweiflung, der schweren, fruchtlosen Anstrengungen zu diesem Augenblick hinführten, in dem alle, von denen er gar nicht gewußt hatte, wie gern sie ihn hatten, ihm bewiesen, daß er alles im Überfluß besaß, was er sich nur wünschen konnte. Und diese neue Wärme um sein Herz, die Gewißheit, daß Rose ihn liebte und daß jedermann in der Stadt ihn liebte – was sonst als das hatte er sein Leben lang gesucht? Was mehr konnte man sich ersehnen? Winnie machte sich keine Sorgen mehr. Winnie kam sich – er schämte sich fast, den Gedanken zu Ende zu denken – erfolgreich vor.

Des Menschen bester Freund

Jeden Morgen pünktlich um halb acht verließ Dr. Edmund Fenton seine Wohnung in den East Sixties und ging mit seinem deutschen Schäferhund Baldur in Richtung Central Park. Nach einem etwa halbstündigen flotten Spaziergang kehrten die beiden nach Hause zurück, um zu frühstücken – für Baldur gab es, wie im Hundebuch empfohlen, warme Milch und trockenen Toast, für Dr. Fenton Orangensaft, trockenen Toast und Kaffee. Um neun Uhr fanden sich beide in Dr. Fentons Praxis in der Lexington Avenue ein, wo Baldur den ganzen Vormittag brav unter dem Schreibtisch saß und geduldig auf die Mittagspause um eins wartete, in der sie zum Lunch nach Hause gingen.

Um sechs Uhr und dann noch einmal vor dem Schlafengehen führte Dr. Fenton Baldur entweder im Central Park oder auf der Madison Avenue spazieren. Er hielt sich haargenau an die in seinem Hundebuch enthaltenen Anweisungen für die Aufzucht von Hunden, und dank seiner sorgfältigen Pflege wuchs Baldur zu einem kräftigen und schönen Hund heran. Über seinen Rücken zog sich ein tiefschwarzer Streifen, der erst in Braun und an Bauch und Beinen dann in ein helles Lederbeige überging. Seine Manieren waren untadelig. Er bellte nie und zerrte nie an der Leine. Das Beißen erledigte er auf dem ledernen Spielzeugknochen, den Dr. Fenton zu diesem Zweck angeschafft hatte. Wenn Baldur im Lift hinten stand, wartete er stets, bis alle Leute ausgestiegen waren, ehe er sich in Be-

wegung setzte. Er benahm sich in der Tat höflicher als die meisten Menschen. Einmal, als Dr. Fenton eine Party gegeben hatte und einige Gäste bis in die frühen Morgenstunden geblieben waren, womit sie Baldur nicht nur um seinen abendlichen Auslauf, sondern auch um den Schlaf brachten, geleitete der Hund die Gäste schließlich mit größerer Liebenswürdigkeit zur Tür als Dr. Fenton, von dessen Gastfreundschaft zu diesem Zeitpunkt nicht mehr viel zu spüren war. Einer der Gäste, Bill Kirstein, machte sogar eine entsprechende Bemerkung.

»Also gut, Ed, wir gehen ja schon«, sagte er. »Du brauchst uns nicht hinauszuwerfen. Könnte nicht schaden, wenn du von deinem Hund da ein bißchen Manieren lernen würdest.«

Diese Bemerkung hatte Dr. Fenton gekränkt, zumal sie ihn an einem ohnehin wunden Punkt traf – seinem Stolz. Und sie hatte ihn um so härter getroffen, als ihm in der vergangenen Woche der gleiche Gedanke durch den Kopf gegangen war: daß Baldur ihn mit seinem tadellosen Betragen beschämte. Beim Metzger beispielsweise wartete Baldur gelassener, als Dr. Fenton es vermochte, vor allem wenn er mehrere geschwätzige Hausfrauen vor sich hatte. Einmal hatte Dr. Fenton versucht, seine Bestellung dazwischenzumogeln, obwohl er noch nicht an der Reihe war; eine Frau hatte ihn zur Rede gestellt, worauf er sich aus dem Metzgerladen geschlichen hatte und sich vorgekommen war wie ein Verbrecher.

Rückblickend hatte Dr. Fenton den Eindruck, daß seine Niedergeschlagenheit auf Bill Kirsteins Bemerkung zurückzuführen war. Von dem Tag an hatte er keine Freude

mehr an Baldur und freute sich auch über sonst nichts mehr. Mit der Zeit fühlte er sich dem Hund unterlegen. Er gab sich Mühe, seine Manieren zu verbessern, zwang sich, im Lift ebenfalls zu warten, und zog öfter den Hut, hatte jedoch nie das Gefühl, es in puncto Höflichkeit mit Baldur aufnehmen zu können; sie war dem Hund offenbar angeboren, da Dr. Fenton keinerlei Zeit darauf verwendet hatte, ihm gute Manieren beizubringen. Auch Baldurs Gesicht strahlte eine Würde aus und eine Intelligenz, die den Eindruck erweckte, als betrachtete er die Menschen auf der Straße – und selbst seinen Herrn – hinter seiner lebenswürdigen Fassade mit fundierter und unbestechlicher Klarsicht. Dr. Fenton beschlich das Gefühl, daß der Hund wußte, weshalb er ihm geschenkt worden war, und daß er seine besondere Schwachstelle, nämlich das Gefühl zu versagen, kannte. Immerhin war Baldur das Geschenk einer Frau, die vor sechs Monaten Dr. Fentons Heiratsantrag abgelehnt hatte.

Und so war es dazu gekommen: Fünf Jahre lang war Dr. Fenton heimlich in die Frau seines Freundes Alex Wilkes verliebt. Theodora Wilkes war eine hochgewachsene, gutaussehende Frau Mitte Dreißig, mit glattem schwarzem Haar, das sich im Nacken nach innen rollte, und wunderschönen, langen, schmalen Händen, die, wenngleich sie nichts taten, doch den Anschein erweckten, als könnten sie mit jeder Situation fertig werden. Theodora hatte gern Menschen um sich, und so kam es selten vor, daß Dr. Fenton sich mit ihr allein unterhalten konnte, es sei denn, bei einer Cocktailparty in irgendeiner Zimmerecke. Wenn er dann mit ihr in einer Ecke stand und die Möglichkeit

hatte, ein paar schüchterne Banalitäten von sich zu geben, kam er sich vor wie in Gegenwart einer Göttin der Liebe, des Glücks und des *savoir vivre* – kurz: einer Göttin, die all das verkörperte, was ihm fehlte. Dr. Fenton war nie verheiratet gewesen. Als Sohn armer Eltern hatte er sich sein Zahnmedizinstudium selbst finanziert, und da er bescheiden und wenig energisch war, hatte er seine Fähigkeiten nicht im Rahmen des Möglichen zu Geld gemacht, so daß er trotz der guten Adresse seiner Praxis auch nach zehn Jahren beruflicher Tätigkeit nicht mehr als Zwölftausend Dollar im Jahr verdiente, die größtenteils für die allgemeinen Unkosten draufgingen. Und seine hoffnungslose Liebe zu Theodora hatte nach fünf Jahren auch keinerlei Fortschritte gemacht. Seine Träume indessen waren kühner und kühner geworden. Wenn er sie heiraten könnte, so träumte er, würde sich sein Einkommen vervierfachen, seine Geschicklichkeit würde zunehmen, und sogar seine Stimme würde sich positiv verändern.

Dann geschah etwas, was Dr. Fenton nie zu träumen gewagt hätte: Alex Wilkes starb plötzlich an Herzversagen. Diskret begann Dr. Fenton, Theodora den Hof zu machen. Nach drei Monaten bat er sie, ihn zu heiraten. Der Augenblick, in dem Theodora ihn zärtlich ansah und sagte, sie brauche etwas Zeit, um darüber nachzudenken, war der glücklichste in Dr. Fentons Leben. Bei ihrem nächsten Treffen dann erklärte sie ihm, sie könne ihn nicht heiraten. Nein, das bedeute nicht, daß sie überhaupt nicht mehr heiraten werde, sagte sie, und die Schlußfolgerung lag auf der Hand: daß sie *ihn* niemals heiraten würde. Mehrere Wochen lang schleppte sich Dr. Fenton am Rande des

Selbstmords dahin, so deprimiert war er. Eines Tages rief Theodora ihn an, und sie verabredeten sich. Dr. Fenton, der gehofft hatte, Theodora könnte es sich anders überlegt haben, war von der Unterredung mit einem vier Monate alten Schäferhund zurückgekehrt, Baldur von Hohenfeld-Neuheim. Sie habe ihm etwas Lebendiges schenken wollen, hatte sie gesagt. Der Welpen werde ihm Gesellschaft leisten und dafür sorgen, daß er öfter aus dem Haus komme.

Dr. Fenton wollte Theodora nicht mehr sehen; selbst die Erinnerung an ihre langen, schmalen Hände war für ihn schmerzlich, dennoch fühlte er sich veranlaßt, sich besonders gut um Baldur zu kümmern, weil er ein Geschenk von ihr war. Und da er selbst ein Mensch mit einer gewissen geistigen Disziplin war, gelang es ihm, den Welpen zu hegen und zu pflegen, ohne dabei finstere und negative Gedanken in bezug auf Theodora zu hegen.

Daß Baldur um diese Dinge wußte, meinte Dr. Fenton ihm an seinen braunen Augen ablesen zu können, wenn der Hund zuweilen dalag und ihn beobachtete, vornehmlich beim Abendessen, das Dr. Fenton an einem Ende des weißlackierten Tisches in seiner Küche einnahm. Er hatte das Gefühl, als wollte der Hund, während er an seiner langen Schnauze entlangblickte, sagen: Du Versager, du erbärmlicher Abklatsch von einem Mann! Jetzt erlebe ich dich in deiner wahren Umgebung, wie du in Hemdsärmeln am Küchentisch dein armseliges Abendessen verspeist.

Dabei flimmerte vor Dr. Fentons Augen Baldur von Hohenfeld-Neuheims Stammbaum mit all den Großeltern und Urgroßeltern, all den Odins und Waldins und Ulks von

Sowieso und ihren jeweiligen Auszeichnungen. Irgendwann hatte Dr. Fenton seine Ärmel heruntergekrem-pelt, einen Sakko angezogen und dann den Bridgetisch im Wohnzimmer gedeckt, um dort zu essen. Jetzt deckte er den Bridgetisch jeden Abend mit einer Tischdecke. Baldur zog ins Wohnzimmer und lag in der Nähe seines Herrn auf dem Läufer, betrachtete ihn ruhig, ohne jemals zu betteln, ohne sich in irgendeiner anderen Form zu äußern als mit seinem beredten, hoheitsvollen Blick, der Dr. Fenton trotz aller Bemühungen nach wie vor unerbittlich zu tadeln und zu verurteilen schien. Wenn Dr. Fenton ihm den Knochen von seinem Steak oder Kotelett hinhielt, nahm Baldur ihn mit der unpersönlichen, distanzierten Miene eines Fürsten an, der einen rein symbolischen Zehnten entgegennimmt.

Dennoch hätte Dr. Fenton nicht behaupten können, daß der Hund nicht loyal, einigermaßen zutraulich und in jeder Beziehung so war, wie man es von einem braven Hund erwarten durfte. Immer donnerstags, wenn Dr. Fenton in einer Klinik arbeitete und Baldur nicht mitnehmen konnte, begrüßte dieser ihn abends um sechs an der Wohnungstür und schien sein Bedauern darüber, daß er seit dem Morgen nicht mit ihm hatte vor die Tür gehen können, mit einem Achselzucken abzutun. Doch Dr. Fenton erkannte in der gleichbleibenden Höflichkeit des Hundes, die seiner Meinung nach eine heimliche Verachtung kaschierte, das gleiche Verhalten, das er so häufig an Theodora bemerkt oder sich eingebildet hatte. Zum Beispiel hatte Theodora ihn zu später Stunde oft gedrängt, doch noch zu bleiben, was sie, wie ihm mittlerweile klar war, nur aus Höflichkeit getan hatte und nicht, weil sie seine Gesellschaft schätzte.

Dr. Fenton fühlte sich in seinen eigenen vier Wänden nicht mehr wohl, und aus demselben Grund hätte er sich nicht wohl gefühlt, wenn Theodora auf irgendeiner unvorstellbaren platonischen Basis mit ihm in dieser Wohnung gelebt hätte.

Dr. Fenton saß jetzt nie mehr in Hemdsärmeln in seiner Wohnung, und im Schlafanzug erst recht nicht, auch nicht am Sonntag. Er traf sich fast nie mit Freunden, redete aber manchmal mit Baldur. Er fragte ihn, ob er bereit sei zum Spaziergehen – was Baldur mit wedelndem oder hängendem Schwanz beantwortete –, und erkundigte sich, was er gern zum Abendessen hätte. Baldur kannte die Bezeichnungen für mehrere Fleischsorten, mochte einmal in der Woche Leber und votierte meistens für Hamburger. Eigentlich wäre Dr. Fenton ihn liebend gern losgeworden, aber die lebhaftige Intelligenz des Hundes, die in Dr. Fentons Augen fast schon an Hellsichtigkeit grenzte, hinderte ihn daran, auch nur darüber nachzudenken. Seine Depression verstärkte sich, und er hegte finstere Selbstmordgedanken.

Auch eines späten Abends, während er mit Baldur über die Queensboro Bridge ging, sann er darüber nach. Er ließ den Hund von der Leine und befahl ihm voranzulaufen. Mit einem Satz sprang Dr. Fenton über das eiserne Geländer. Noch ein oder zwei Schritte, und er stand am Rand der Streben, die über den Fluß ragten. Da spürte er, wie er zurückgerissen wurde, fiel hin und griff dabei instinktiv nach den Metallstreben unter seinen Händen. Baldur stand über ihm, sah ihn irritiert an, wedelte aber mit dem Schwanz. Dr. Fentons düstere Stimmung war verflogen, und er setzte seinen Heimweg fort.

Am folgenden Wochenende las er in der Sonntagsausgabe der *Times* von Mrs. Theodora Wilkes' Hochzeit mit Robert Frazier II. aus Pennsylvania. Dr. Fenton hatte nie von ihm gehört, doch schon allein der Name beschwor das Bild eines gutaussehenden, kultivierten Menschen aus namhafter Familie herauf, eines Mannes mit Geld und Muße. Er stellte sich Theodora und ihren neuen Gefährten auf einer langen Hochzeitsreise vor, einer Kreuzfahrt rund um die Welt womöglich, und ihre Freunde gehörten vermutlich zur gesellschaftlichen Creme. Er machte mit Baldur einen langen Spaziergang, um auf andere Gedanken zu kommen. Im Central Park sprach ihn ein Mann an, der sich als Hundehändler ausgab und ihn fragte, ob er Baldur unter Umständen verkaufen wolle. Dr. Fenton zuckte bei diesem Ansinnen zusammen. Wenn er ihn nicht verkaufen wolle, dann werde er ihn doch sicher an der einen oder anderen Hundeschau teilnehmen lassen wollen, oder? Der Mann berichtete Dr. Fenton von einer Hundeschau in New Jersey, die in drei Wochen stattfinden sollte und bei der Baldur in der Kategorie Deutscher Schäferhund spielend den ersten Preis gewinnen könnte.

»Sicher. Aber den anderen gegenüber wäre es höchst unfair, ihn teilnehmen zu lassen«, murmelte Dr. Fenton nervös und setzte seinen Weg fort.

Mit seiner Praxis ging es bergab. Er leistete sich zwei üble Schnitzer – in beiden Fällen vergaß er, ein Stück Watte aus einem aufgebohrten Zahn zu entfernen, bevor er die Füllung einsetzte –, und er schlief miserabel, da er zu jeder Tages- und Nachtzeit damit rechnete, daß das Telefon klingelte und ein verzweifelter Patient sich meldete. Seine

ingesunkene Körperhaltung spiegelte seinen Gemütszustand wider und bildete einen starken Kontrast zu Baldurs vornehmerem Auftreten. Wenn sie zusammen die Straße entlanggingen, meinte Dr. Fenton in den Augen der Vorübergehenden lesen zu können, was sie über sie beide dachten. Er besaß nicht mehr so viel Stolz, daß es ihm etwas ausgemacht hätte. Sein einziges Anliegen bestand darin, sich um den Hund zu kümmern, so gut er es vermochte. Zum ersten Geburtstag schenkte er Baldur ein neues Kettenhalsband mit Leine, und danach bekam er ein Steak in einem vornehmen Restaurant. Dann besuchten beide ein Open-air-Konzert mit Wiener Walzern.

Mittlerweile fürchtete Dr. Fenton die Wochenenden, weil er sich dem mißbilligenden Blick des Hundes nicht eine Minute entziehen konnte. Und mit einiger Verspätung begann er, über Theodora nachzugrübeln und sich ihr Leben mit Robert Frazier II. auszumalen. An den langen Sonntagnachmittagen trieb seine Phantasie wilde Blüten. Er sah Theodora, wie sie, eingehüllt in Wolken von Glück und Tabakdunst, behängt mit kostbarem Schmuck, den er ihr nie hätte kaufen können, verächtlich auf ihn herablächelte. Er hatte die Gestalt eines kleinen Stinktiers oder einer von Ungeziefer geplagten Ratte angenommen, die zu ihren Füßen kauerte, während Baldur höhnisch um ihn herumsprang, ihn mit der Schnauze anstupste und lachte.

An einem trostlosen Sonntagnachmittag unternahm Dr. Fenton seinen zweiten Selbstmordversuch. Er dichtete das Küchenfenster mit Klebeband ab, brachte Baldur dazu, ins Schlafzimmer zu gehen, und schloß die Tür. Er verklebte die Ritzen der Küchentür und drehte sämtliche Flammen

am Gasherd an. Dann setzte er sich davor, legte die Arme auf die geöffnete Backofentür und atmete tief Zug um Zug das köstlich süßliche, schwindelig machende Gas ein. Zum erstenmal seit Monaten war er glücklich.

Dr. Fenton wachte ganz allmählich auf und fand sich von verschwommenen menschlichen Gestalten umgeben. Sein Kopf fühlte sich an, als würde er von einem Schraubstock zusammengequetscht.

»Es wird alles gut«, sagte eine Gestalt. »Wir haben Ihren Hund bellen hören. Beinahe hätte er die Tür eingerannt. Wirklich ein braver Hund ...«

Dr. Fenton sah Baldurs hübsches Gesicht über sich und begriff, daß er wieder in seiner alten Welt war.

Später erfuhr er, daß Baldur die Schlafzimmertür aufgemacht hatte, zu deren Schloß es keinen Schlüssel gab, dann die Küchentür aufgerissen hatte, obwohl sie mit Klebeband versiegelt war, ihn in den Flur gezerrt und dann so lange gebellt hatte, bis Nachbarn den Hausmeister holten und mit Gewalt in die Wohnung eindrangten. Baldur wurde von sämtlichen New Yorker Zeitungen fotografiert, und Dr. Fenton wurde ausgiebig über ihn befragt, über seine Persönlichkeit, was er fraß, welche Kunststückchen er beherrschte und dergleichen mehr. Niemand stellte Dr. Fenton auch nur eine einzige Frage zu seiner Person. Am nächsten Tag lächelte Baldur von der Titelseite zweier Boulevardblätter, und im Lokalteil wurde der Hergang der Rettungsaktion in einer nachgestellten Bildsequenz geschildert, für die sich Baldur offenbar gnädig zur Verfügung gestellt hatte, während Dr. Fenton von den Ärzten ins Bett verfrachtet wurde. Sogar die seriöseren Zeitungen

widmeten der Geschichte nebst einem Foto von Baldur zwei Spalten. Der Hund wurde als »des Menschen bester Freund« apostrophiert. Dr. Fenton dagegen wurde in einer Zeitung als »Dr. Benton« bezeichnet, in einer anderen als »Mr. Fenton« und in einer dritten als »Frauenarzt«.

Noch tagelang blieben Passanten auf der Straße stehen und tätschelten Baldur, und Dr. Fenton wurde gefragt, ob es auch wirklich Baldur sei. Baldur nahm das Getätschel und die lobenden Worte mit Schwanzwedeln entgegen, doch mit der Zeit reagierte er ungehalten auf so viel Anerkennung, als wüßte er, daß sich die Aufregung allmählich legen dürfte. Dr. Fenton hatte den Eindruck, daß Baldur ihn besser denn je im Auge behielt, und er beschloß, den Gedanken an Selbstmord aufzugeben, solange Baldur bei ihm war. Er fühlte sich in die Enge getrieben, doch kaum hatte er den Entschluß gefaßt, keinen Selbstmordversuch mehr zu unternehmen, fühlte er sich auch versöhnt. Sein schwacher Selbsterhaltungstrieb begann sich aufs neue zu regen und äußerte sich anfangs darin, daß er mit erhobem Kopf ging, wenn er und Baldur die Straße entlangspazierten. Dann straffte er auch seine Schultern und schritt etwas flotter aus. Nun konnten Vorübergehende zumindest nicht mehr behaupten, daß er eine deutlich schlechtere Figur abgab als sein Hund.

Dr. Fenton gab sich auch große Mühe, auf seine Arbeit stolz zu sein. Er wußte nicht, ob sie sich dadurch verbesserte, aber immerhin vergingen drei Wochen, ohne daß ihm ein Fehler unterlief. Abends nach dem Essen vertiefte er sich in Bücher über Philosophie und Geschichte. Er besorgte sich Unterlagen der Berlitz School und lernte Fran-

zösisch. Sein Verstand, durch das Studium der Zahnmedizin darauf trainiert, Fakten aufzunehmen und zu behalten, nahm die französische Grammatik auf gleiche Weise in Angriff. Um seine Redegewandtheit zu verbessern, plauderte er unter der Dusche und beim Rasieren französisch mit sich selbst. Da er bis Mitternacht oder länger lernte und las, hatte er Mühe einzuschlafen, wenn er ins Bett ging, und so ließ er die ganze Nacht leise das Radio laufen, einen UKW-Sender, der nur klassische Musik spielte. Baldur mochte sie lieber als Tanzmusik, wie Dr. Fenton sehr wohl wußte. Mozart und Richard Strauss mochte er auch, und so kaufte Dr. Fenton ein paar Langspielplatten mit ihren Werken für den Plattenspieler, den er seit zwei oder drei Jahren nicht mehr angerührt hatte.

Als die Kirsteins anriefen, um ihn für den Samstagabend zum Pokern einzuladen, sagte Dr. Fenton höflich mit der Begründung ab, er habe eine andere Verpflichtung. Er stellte fest, daß er es in der Tat vorzog, zu Hause bei seinen Büchern zu bleiben, und daß ihn die Aussicht, Bill Kirsteins lautes Gelächter ertragen zu müssen, zwanzig oder dreißig Dollar zu verlieren, wie jedesmal, und zudem am Sonntag einen Kater zu haben, keineswegs lockte. Früher hatte er die Kirsteins besucht, um nicht einsam zu sein, aber jetzt fühlte er sich nicht mehr so einsam. Schließlich war Baldur da, und es schien ihm, als betrachtete der Hund ihn weniger kritisch, seit er sich der französischen Sprache und klassischer Musik zugewandt hatte, aber vielleicht lag es auch nur daran, daß Baldur selbst froh war, abends Gesellschaft zu haben. Selbst ins Kino war Dr. Fenton schon seit Wochen nicht mehr gegangen.

Ganz allmählich ging es mit seiner Praxis bergauf. Untertags gab es keine unausgefüllten Stunden und halben Stunden mehr. Seine alten Patienten hatten ihm stets ein paar neue geschickt, doch jetzt kamen sie in einer Größenordnung von einem halben Dutzend pro Woche. Dr. Fenton hob seine Honorare leicht an. Er lag damit nach wie vor unter dem Preisniveau der meisten Zahnärzte mit seinen Fähigkeiten – zwei oder drei seiner Patienten sagten ihm das auch –, aber ihm war bewußt, daß die Leute ihn eher respektieren würden, wenn er seine Honorare nicht zu tief ansetzte. So waren die Menschen nun mal. Von dem zusätzlichen Geld kaufte er neue Teppiche für seine Praxisräume, hängte ein paar hübsche Reproduktionen von Cézanne und Matisse an die Wände und ließ schließlich sogar die ganze Praxis frisch in einem kräftigen, freundlichen Grün streichen.

All das führte dazu, daß er Baldur gegenüber anders da stand. Anfangs hatte er es für Einbildung gehalten, aber mittlerweile war er überzeugt. Baldur lächelte tatsächlich, wenn Dr. Fenton ihm einen Spaziergang im Park vorschlug. Wenn er beim Abendessen saß, vor sich ein aufgeschlagenes Buch, lag der Hund dicht neben ihm am Boden und schaute ihn nicht mehr mit verhohlenem Abscheu an. Und in der Tat hätte Dr. Fenton auch nicht gewußt, weshalb, denn der Tisch war stets makellos gedeckt und mit Kerzen erleuchtet, und auch das Essen kam längst nicht mehr aus der Dose. In den vergangenen Monaten hatte Dr. Fenton ein französisches Kochbuch gelesen, um sich mit den Ausdrücken auf französischen Speisekarten vertraut zu machen, und nun probierte er zahlreiche Rezepte selbst

aus. An manchen Abenden kochte er so vorzüglich, daß er sich wünschte, er hätte einen Freund zum Essen eingeladen. Dieser Wunsch hielt freilich nur an, solange er aß. Danach war er recht froh, den Rest des Abends für sich allein zu haben.

Eines Morgens erhielt er in der Praxis einen Anruf von Theodora. Einen Moment lang gefror ihm das Blut in den Adern, und ein Anflug von Panik verschlug ihm die Sprache. Das Ehepaar Robert Frazier II. stand für ein medusenähnliches Ungeheuer, das er in den hintersten Winkel seines Bewußtseins zu bannen versucht hatte, da schon ein kurzer Gedanke an die beiden ausreichte, um ihn zu lahmen und sein Selbstbewußtsein, das er so mühsam wieder aufgebaut hatte, vollends zu erschüttern. Zum Glück redete Theodora weiter, während er einfach nur sprachlos dastand. Sie sagte, in ausgesprochen freundlichem Ton, sie hoffe, daß es ihm im vergangenen Jahr gut ergangen sei, und rufe an, um ihn zu einer Cocktailparty einzuladen, die sie und ihr Mann am nächsten Freitag geben würden.

»Ich... also, ich glaube nicht, daß ich etwas anderes vorhabe. Das ist sehr...«

»Schön! Und bring Baldur mit, Ed. Wir haben einen Briard. Dann können die beiden einander Gesellschaft leisten.« Sie lachte ihr fröhliches, unbeschwertes Lachen und gab ihm die Adresse.

Als Dr. Fenton auflegte, zitterte er. Er hatte zugesagt, ehe ihm klar war, was er da tat. Hätte er doch nur eine kurze Vorwarnung bekommen, dann hätte er sich einen liebenswürdigen, überzeugenden Vorwand ausdenken können, weshalb er *nicht* kommen konnte! Er spielte mit

dem Gedanken, noch am selben Abend zurückzurufen und abzusagen, aber es erschien ihm feige. Nein, du mußt dich stellen, sagte er sich. Trage den Kopf hoch erhoben, so wie Baldur, stelle dich der Situation eine halbe Stunde lang und verabschiede dich dann.

Als er am Freitag um sechs die mit R. Frazier beschriftete Klingel in dem Wohnblock an der East Eighty-eighth Street drückte, spürte er, daß sein Selbstbewußtsein nur eine hauchdünne Schale war, die ihn umgab, nicht dicker als sein frisch gebügelter Anzug. Bestimmt würde er beim ersten Blick auf Theodora, die dank ihrer Ehe mit Robert Frazier II. vor Glück strahlte, zusammenschnurren zu jenem erbärmlichen Stinktief, dessen Bild ihm noch lebhaft in Erinnerung war. Theodora öffnete die Tür. Dr. Fenton hatte eigentlich ein Hausmädchen erwartet.

»Willkommen, Ed!« sagte sie mit weit ausholender Gebärde. »Und Baldur! Meine Güte, ist der aber gewachsen! Komm doch rein!«

Der Raum war ziemlich klein und voller Leute, die sich alle laut unterhielten. Theodora führte ihn zu einem Klappstisch voller Flaschen, Gläser und Suppenschüsseln mit Eiswürfeln, mixte ihm einen kräftigen Scotch mit Soda und meinte, vermutlich werde er keinen der Anwesenden kennen und könne das mit einem Drink bestimmt besser ertragen. Er merkte, daß sie leicht angesäuselt war.

Plötzlich kam aus dem Nichts ein riesiger, zottiger Briard angesprungen und rumpelte so heftig gegen den Oberschenkel Dr. Fentons, daß er diesen um ein Haar umgestoßen hätte. Dr. Fenton zog Baldurs kurze Leine straff, doch das wäre nicht nötig gewesen, denn Baldur

stand angesichts des Briards, dessen Gebell sich in dem kleinen Zimmer anhörte wie Donnergetöse, völlig unbewegt da.

»Susie! Still, Susie!« schrie Theodora und zerrte am Hundehalsband, aber Susie ließ sich nicht beruhigen, und da sie die Beine in den Boden gestemmt hatte, konnte Theodora sie unmöglich vom Fleck bewegen. Susie duckte sich und forderte Baldur bellend und schwanzwedelnd zum Balgen auf, aber Baldur betrachtete die Hündin nur mit jenem nachsichtigen Lächeln, das Erwachsene gelegentlich unbändigen Kindern gegenüber aufsetzen.

»Susie ist wohl noch ein Welpen!« rief Dr. Fenton fröhlich über das Gebell hinweg.

»Was? ... Susie!« Theodoras Kopf schnellte beängstigend nach hinten, als Susie sich losriß, und landete an Dr. Fentons Schulter. Nun begann Susie, im Kreis um Baldur herumzulaufen. Die Gäste wichen an die Wände zurück, um ihr aus dem Weg zu gehen, rempelten einander an und verschütteten ihre Drinks. Ein kleiner Beistelltisch wurde umgestoßen.

»Ich hätte Baldur nicht mitbringen sollen!« rief Dr. Fenton voller Bedauern. »Es tut mir leid! Soll ich ihn hinausbringen?«

»Hör auf, Susie! – Bob, sperr sie ins Bad!«

»Irgend jemand läßt sie ja doch wieder raus!« schrie ein untersetzter, rosagesichtiger Mann.

Einer der männlichen Gäste bekam Susies Halsband zu fassen, hielt es fest und brachte den Hund zum Stehen; dann schleifte er ihn in die angrenzende Diele.

»Sie ist wohl noch ein Welp«, sagte Dr. Fenton lächelnd zu Theodora.

»Sie ist vier. Sie ist Bobs Hund. Ich kann nichts bei ihr ausrichten, und er weigert sich. Schau nur, was sie mit dem Sofa angestellt hat.«

Dr. Fenton war entsetzt, ja geradezu erschüttert, als ihm klar wurde, daß der untersetzte, rosagesichtige Mann im Sessel, den Theodora mit Bob angeredet hatte, Robert Frazier II. sein mußte. »Das ist... dein Mann?« fragte er, noch völlig fassungslos.

»Ja. Komm, ich mache euch bekannt. – Bob? Ich möchte dir Ed Fenton vorstellen, einen alten Freund meines ersten Mannes«, sagte Theodora gleichgültig.

Robert Frazier stand nicht auf. Er schwenkte nur sein Glas und sagte: »Hallo, Ed, fühlen Sie sich ganz wie zu Hause. Das ist nämlich eine Einweihungsparty, und alle sollen sich richtig wohl fühlen.«

»Das war mir nicht klar«, sagte Dr. Fenton, der nicht wußte, was er sagen sollte. Er war noch immer baß erstaunt über das Erscheinungsbild dieses Mannes. Er sah aus wie fünfunddreißig, aber sein Gesicht wirkte so weich und kraftlos, daß er auch älter sein mochte. Und er war ohne Zweifel betrunken. »Wo haben Sie vorher gewohnt?«

»Bei seinen Eltern in Pennsylvania«, antwortete ungefragt das blonde Mädchen, das auf der Armlehne von Robert Fraziers Sessel hockte. »Aber die haben die Turteltaubchen rausgeworfen, und jetzt muß er allein in der Welt zurechtkommen, nicht wahr, Bobsie?« Sie gab ihm einen Kuß auf die Wange.

»Das ist meine Cousine, müssen Sie wissen«, sagte Robert Frazier II. augenzwinkernd, ohne jemand Bestimmtes anzusehen.

»Küssende Cousins! Hahaha!« brüllte jemand.

Sprachlos vor Entsetzen und Verlegenheit entfernte sich Dr. Fenton und hielt Ausschau nach Theodora. Sie stand am Fenster und schaute verträumt hinaus. Als er dann neben ihr stand, wußte er nicht mehr, was er sagen sollte. Er hatte sich vorgenommen, sie zu fragen, ob sie in Europa gewesen sei, seit er sie das letztemal gesehen hatte, und sich sogar ein paar Worte zurechtgelegt, um sie zu ihrem Mann zu beglückwünschen. Diesen Glückwunsch jetzt noch auszusprechen war unmöglich. Dr. Fenton sah sich im Zimmer um, und sein Blick fiel auf eine große silberne Schale, die er noch aus der Zeit kannte, als Theodora mit Alex Wilkes verheiratet gewesen war. Es war eine wunderschöne, griechisch anmutende Schale, und früher hatten immer Trauben oder schwimmende Blüten darin gelegen. Jetzt hatte jemand einen halb ausgetrunkenen Highball hineingestellt. Die Schönheit der silbernen Schale machte ihm erst richtig bewußt, wie häßlich und medioker die übrige Einrichtung war – das lackierte Bücherregal, die unruhig gemusterten Vorhänge, der plumpe Sessel, in dem Robert Frazier II. lümmelte. Auf einmal mußte Dr. Fenton an den Geruch des Lammgulaschs denken, der ihn empfangen hatte, als er vor wenigen Minuten aus dem Lift getreten war. Und dann die Gäste – er hatte die Creme der internationalen oder zumindest der amerikanischen Gesellschaft erwartet. Es war schon fast komisch. Die Leute hier hatten etwa das Niveau der Kirsteins. Kaum hatte er das

gedacht, kamen die Kirsteins zur Tür herein. Einer der Gäste hatte ihnen aufgemacht.

Bill Kirstein begrüßte Robert Frazier lautstark, entdeckte dann Dr. Fenton und stürzte auf ihn zu. »Ed, altes Haus, wo hast du dich denn versteckt? Ich hätte nie erwartet, dich hier zu treffen!« Sein herzhafter Schlag auf Dr. Fentons Schulter entlockte Baldur ein kaum hörbares warnendes Knurren, das Dr. Fenton als leichtes Vibrieren der Leine spürte. »Beruflich immer noch die alte Leier? Und den Hund hast du auch noch, wie ich sehe.«

»Ach, ich habe in den letzten Monaten ziemlich viel Zeit zu Hause verbracht«, sagte Dr. Fenton lächelnd. »Wie geht es euch denn so?«

Bill Kirstein sah ihn argwöhnisch an. »Ich möchte bloß wissen, wieso du auf einmal so von oben herab bist. Du stößt alle deine alten Freunde vor den Kopf.«

»Aber nicht doch!« Dr. Fenton spürte, daß er leicht errötete. Aber weshalb hätte er das Gefühl haben sollen, sich entschuldigen zu müssen? Schließlich hatte er nichts getan. Er hielt sich noch gerader und schaute Bill direkt in die Augen, sehr freundlich.

»Wir sehen uns.« Etwas unsicher lächelnd schlenderte Bill zu Theodora hinüber. Dr. Fenton beobachtete, wie sie aus ihrer Verträumtheit aufwachte und Bill auf die Wange küßte; Bill legte ihr vertraulich den Arm um die Taille. In Alex' Gegenwart hätte er das nie getan, dachte Dr. Fenton, und auch Theodora hätte es nie zugelassen. Er wußte, daß Alex und Theodora mehrere Jahre lang flüchtig mit den Kirsteins bekannt gewesen waren, nie aber eng miteinander

befreundet, und er erinnerte sich noch gut daran, daß das Ehepaar Wilkes die beiden nach einer Party in ihrer Wohnung, bei der Bill sich sinnlos betrunken hatte, nicht mehr eingeladen hatte.

Baldur stand neben ihm und starrte ziemlich irritiert, wie Dr. Fenton fand, eine Frau an, die auf dem Schoß eines Mannes saß.

»Erzähl mir von Baldur«, sagte Theodora unvermittelt und streckte die Hand aus, um den Kopf des Hundes zu tätscheln. »War er dir ein guter Kamerad?«

Offenbar hatte sie nicht mitbekommen, daß Baldur ihm das Leben gerettet hatte, oder war zu betrunken, um sich jetzt daran zu erinnern. »Er war ein wunderbarer Kamerad«, sagte Dr. Fenton lächelnd. »Nicht wahr, Baldur? Erkennst du Theodora denn nicht?« fragte er den Hund, und als Baldur zu ihm aufsah, wünschte er sich beim Anblick des Ausdrucks in seinen Augen, er hätte diese Frage nicht gestellt.

»Hast du ihm irgendwelche Kunststücke beigebracht?« fragte Theodora und schob mit einer ihrer langen, schlaffen Hände, die Dr. Fenton einst so ungeheuer vornehm erschienen waren, eine Haarsträhne zurück.

»Er braucht keine Kunststücke zu lernen. Er begreift alles, was rings um ihn vorgeht, genau wie ein Mensch«, antwortete Dr. Fenton.

Theodoras Gesicht veränderte sich allmählich. Sie versuchte sich aufzurichten und schwankte dabei leicht. »Du bist so anders, Ed... Du hast dich sehr verändert«, sagte sie beinahe feindselig. Plötzlich schossen ihr in ihrem

angetrunkenen Zustand Tränen in die Augen, die dadurch noch glasiger aussahen. »Wenn du mich nicht mehr magst, warum bist du dann gekommen?«

»Aber Theodora, ich mag –«

»Kann ja sein, daß ich viel einfacher lebe, aber schließlich ist es mein Leben, oder? Das gibt dir noch lange kein Recht, auf mich herabzuschauen.« Ihre Stimme wurde lauter, und das Stimmengewirr im Raum brach abrupt ab.

»Setz dich hin, Schatz, du hast genug getrunken!« brüllte Robert Frazier II. aus den Tiefen seines Sessels.

Jemand lachte. Die Gespräche wurden wiederaufgenommen.

»Entschuldige, Theodora, aber ich weiß immer noch nicht, was ich getan habe«, sagte Dr. Fenton lächelnd. »Es ist eine reizende Party, und ich freue mich außerordentlich, dich zu sehen.«

»Das glaube ich dir nicht!« sagte Theodora und sah ihn durchdringend an, und obwohl sie die Stimme erhoben hatte, nahm jetzt niemand mehr Notiz davon.

»Ich sollte jetzt lieber gehen, Theodora. Vielen herzlichen Dank für die Einladung, und danke auch für Baldur.« Er drehte sich um und ging auf Robert Frazier II. zu. »Auf Wiedersehen Mr. Frazier. Es hat mich gefreut, Sie kennenzulernen.«

»Schön, daß Sie da waren. Achten Sie nicht auf Theo, manchmal ist sie eben so.« Robert Frazier winkte lässig.

»Dich sind wir zum Glück los! Eingebildeter Fatzke!« schrie Theodora ihm nach, als er die Tür aufmachte.

Die Tür schloß sich hinter ihm, aber dennoch drang das wiehernde Gelächter von Bill Kirstein nach draußen. Dr. Fenton fuhr mit dem Lift nach unten und machte sich auf den rund zwanzig Straßen weiten Heimweg, auf dem er französische Verben im Subjonctif konjugierte, um seine angespannten Nerven zu beruhigen. Nach den ersten paar Straßen fühlte er sich wieder wohler und bemerkte Baldur gegenüber, daß es nur noch zwei Wochen bis zum Sommerurlaub seien. Dr. Fenton würde sich vier Wochen freinehmen und sie in einem Hotel in den Adirondacks verbringen, wo, wie er erfahren hatte, auch Baldur willkommen war.

Baldur sah voller Bewunderung und Verständnis zu ihm auf. Dr. Fenton zwinkerte ihm zu. Nie wieder würde er Theodora Frazier unerreichbar hoch auf einen Sockel stellen, nie wieder den Mann beneiden, dessen Frau sie war, nie wieder Robert Frazier II. von einer goldenen Aura umgeben sehen. Dr. Fenton begann wie ein Schuljunge zu pfeifen. Das Leben, sein Leben, das er als so eintönig und hoffnungslos empfunden hatte, erschien ihm nun rundum erfüllt und beglückend, voller Verheißung und Freude. Sein Blick verweilte auf einer hübschen Frau, die ihm entgegenkam und vorüberging.

»Das Gehen hat mir Appetit gemacht, Baldur. Was hältst du davon, wenn wir uns jetzt ein Restaurant suchen und uns ein schönes Steak teilen?«

Bei dem Wort »Steak« blickte Baldur auf, zog mit einem Hauch Ungeduld an der Leine und bog an der nächsten Ecke zu dem Restaurant zwischen Madison und Park Avenue ab, das sein Herr bevorzugte, wenn es um Steaks ging.

Der Spatz in der Hand

Als Douglas McKenny sich mit dem neuen Sittich aus dem Kramladen seiner Tür näherte, rief ein Nachbar: »Hallo, Mr. McKenny! Haben Sie einen neuen Vogel?«

Seine Nachbarn bildeten sich ein, er kaufe immer wieder Vögel, die er möglicherweise an Kinder verschenke.

»Nee«, sagte Mr. McKenny. »Lampenschirm. Wie geht es Ihnen, Mr. Riley?«

Er ging weiter. Als er die Treppe zu seiner Haustür erreichte, hüpfte ein kleines Mädchen die Stufen hoch und blieb atemlos stehen.

»Oh, Mr. McKenny, darf ich ihn sehen?«

»Es ist kein Wellensittich, Schätzchen, sondern ein Lampenschirm«, sagte Mr. McKenny und lächelte die Kleine an. »Wie geht es Petey?« Er hatte ihr den Sittich vor vier Jahren geschenkt, als sie ihm knapp bis übers Knie reichte.

»Er ist goldig, Mr. McKenny. Er kann den Anfang von ›*The Star-Spangled Banner*‹ aufsagen. Nur bei ›*what so proudly*‹ bleibt er immer stecken.«

»Weißt du, bring ihn mir einfach mal mit, und dann schauen wir, ob wir ihm da helfen können«, sagte er freundlich und tätschelte ihr den Kopf.

»O ja, Mr. McKenny!« Wie ein Vogel flitzte sie davon und wirbelte ein kaputtes Jo-Jo an seiner Schnur durch die Luft.

Mr. McKenny stieg schwerfällig die Treppe hoch. Er log nicht gern. Doch je weniger seine Nachbarn wußten, um so besser. Die ganze Zeit kam und ging er mit Sittichen, und immer machte er sich die Mühe, die Bündel und Pakete, in denen er sie beförderte, zu variieren. Manchmal steckte er einen Käfig in einen Kissenbezug, damit es wie ein Wäschebündel aussah. Oft schaffte er eine große Kuchenschachtel in einer Papiertüte in den Kramladen und brachte einen Vogel darin zurück, indem er die Schachtel an ihrer Verschnürung trug, als handele es sich um einen Kuchen aus der nächsten Schrafft's-Filiale. Er setzte den neuen Sittich in einen unbewohnten Käfig und sprach dabei beruhigend auf ihn ein. »Hier, Billy, Billy, Billy ... schöner Billy. Du und ich, wir werden prächtig miteinander auskommen, nicht wahr, Billy?«

Der Sittich mit grauer Brust beäugte ihn mißtrauisch und schmollte griesgrämig auf seiner Stange.

Mr. McKenny hatte schon im Laden erkannt, daß er ein verdrießlicher kleiner Bursche war, aber er war heute der einzige mit einer grauen Brust gewesen. »Bil-ly«, sagte Mr. McKenny langsam und deutlich. »Bil-ly ... Billy ...« Sehr bedächtig füllte er aus einem kleinen Krug die Wasserschale im Käfig und streute als Friedensangebot ein paar Körner in den Futternapf. Dann stellte er sich hinter die Schranktür, wo der Vogel ihn nicht sehen konnte und er doch nur einen Meter von ihm entfernt war. Wenn man einem Sittich beibringen wollte, etwas nachzusprechen, hielt man sich besser außer Sichtweite auf, damit der Vogel möglichst wenig abgelenkt war und sich darauf konzentrieren konnte, die Laute nachzuahmen, die er hörte. »Bil-

ly«, sagte Mr. McKenny langsam. »Bil-ly... Bil-ly... Bil-ly...«

»Bi-iii!« zwischerte Queenie, ein mutwilliges, verwöhntes grünes Weibchen, das sich mit seinem Gefährten in einem Käfig am anderen Ende des Zimmers befand.

Mr. McKenny begann geduldig noch einmal. »Bil-ly ... Sag etwas, Billy. Küßchen. Küßchen. Küßchen.« Wenn er zufällig eine Wendung sagte, die ein Sittich kannte, führte das manchmal zu weiterem Gezirpe. Doch dieser Vogel konnte wahrscheinlich kein einziges Wort nachsprechen.

»Ting-ng! Rrrr-rrrr-r!« sagte der Sittich schließlich.

Mr. McKenny seufzte. Wenn er sich nicht täuschte, war das der Versuch des Sittichs, das Geräusch einer Registrierkasse zu reproduzieren.

Das Telefon klingelte, und Mr. McKenny verließ seinen Posten hinter der Schranktür, um den Hörer abzunehmen.

»Hallo, Mr. McKenny?«

»Ja.«

»Hier spricht Jack Haley vom *Evening Star*. Ich habe gehört, daß Sie gestern einer Mrs. Richard Van der Maur einen entflohenen Wellensittich namens Chou-Chou zurückgebracht haben.«

»Ja«, sagte Mr. McKenny, der jetzt auf der Hut war.

»Wir würden Sie gern interviewen. Wenn Sie uns erzählen könnten, wie Sie den Vogel gefangen haben und so weiter. Könnte ich –«

»Nun ja, vielen Dank, aber da gibt es nicht viel zu erzählen. Der Vogel flog mir auf das Fensterbrett, ich habe

mit ihm gesprochen, und er ist ins Zimmer gehüpft, das war alles.«

»Nur eine kleine Geschichte und vielleicht ein Foto«, bettelte der Reporter. »Es dauert nur ein paar Minuten. Ich bin in einer Viertelstunde bei Ihnen.«

»Oh, bitte –«

Doch der Reporter hatte schon aufgelegt.

Mr. McKenny verbrachte die Viertelstunde damit, daß er seine Eineinhalbzimmer-Junggesellenwohnung aufzuräumen versuchte und gleichzeitig überlegte, ob er nicht am besten weglaufen und einfach nicht dasein solle, wenn der Reporter kam. Sollte er die elf Sittiche, die er hatte, verstecken? Er konnte die vier Käfige in den Schrank stellen und zudecken, so daß die Vögel still waren. Oder sollte er sie kühn zur Schau stellen und sagen, daß er seit Jahren Sittichliebhaber war? Zwei Minuten vor dem erwarteten Besuch des Reporters entschied Mr. McKenny sich für ersteren Kurs. Er setzte die Käfige auf dem Boden seines Schanks auf Schuhe und ein schmutziges Hemd und schloß die Schranktür. Er fragte sich, ob der Reporter während des Telefongesprächs Sittiche im Hintergrund gehört haben konnte. Es blieb ihm nur zu hoffen, daß es nicht der Fall war.

Es klingelte.

Nach einem letzten Blick in die Runde und einem Zupfen an seiner Weste ging Mr. McKenny tapfer in seine Kochnische und drückte den Knopf für den Türöffner. Er hörte schnelle, jugendliche Schritte auf den zwei Treppenabsätzen und dann Klopfen. Mr. McKenny öffnete die Tür.

»Guten Morgen! Mr. McKenny?« Der junge Mann lächelte. Er hielt ein Schreibbrett und einen Stift in der Hand und hatte eine Kamera umhängen.

»Ja«, sagte Mr. McKenny. »Wollen Sie nicht reinkommen?«

»Danke. Ist der Vogel durch dieses Fenster hereingeflogen?«

»Nein. Durch das da«, sagte Mr. McKenny und deutete hin.

Die Fragen folgten schnell aufeinander. Wie lange hatte er gebraucht, um den Vogel auf seinen Finger zu locken? Hatte er gleich in der Zeitung nachgeschaut, ob ein Wellensittich vermißt wurde?

Mr. McKenny erzählte seine Geschichte mit sparsamen Worten und voller Bescheidenheit. »So etwas passiert eben hin und wieder in einer Großstadt wie New York. Wohin soll ein Sittich schon fliegen außer in ein geöffnetes Fenster? Es sind zutrauliche kleine Vögel, und sie werden schnell hungrig. Sie suchen sich entweder ein offenes Fenster aus oder fliegen gleich in ein Restaurant.« Mr. McKenny lachte kurz.

»Aber Sie haben Mrs. Van der Maur sehr glücklich gemacht, Mr. McKenny. Viele Leute hätten den Vogel behalten und sich nicht die Mühe gemacht, ihn dem Besitzer zurückzubringen. Mrs. Van der Maur rief gestern abend an, um ihre Vermisstenanzeige zu stornieren, und sie hat es sich nicht nehmen lassen, uns zu erzählen, wie sehr sie sich über das prompte Ergebnis gefreut hat. Ich habe sie heute morgen besucht, den Vogel geknipst und so weiter. Sie war

richtig glücklich, ihn wieder bei sich zu haben. Wie war's mit einem Bild von Ihnen hier am Fenster, wo Sie ihn eingefangen haben?»

»Ich bin ein bißchen kamerascheu«, sagte Mr. McKenny.

»Ach, kommen Sie! Nur ein kleines Foto für unseren Lokalteil.«

Widerstrebend setzte sich Mr. McKenny auf den Stuhl mit gerader Lehne, den der Reporter zum Fenster gezogen hatte.

»Jetzt strecken Sie den Finger aus, wie Sie es für den Vogel getan haben, und sehen Sie mich an, als würden Sie mit mir sprechen. Erzählen Sie mir noch mal, wie es war.«

»Ich war – der Vogel saß hier auf der Ziegelbrüstung –«
Klick!

Mr. McKenny wollte aufstehen.

»Nur noch ein Bild, bitte, für den Fall, daß das erste nichts wird.«

»... auf der Brüstung, als ich –«
Klick!

»Vielen Dank, Sir. Kennen Sie sich mit Wellensittichen gut aus? Haben Sie selbst welche?»

»Nein«, sagte Mr. McKenny. »Früher ja. Jetzt nicht mehr. Ich meine, Wellensittiche. Ich nehme an, daß ich ihn deshalb dazu bringen konnte, in das Zimmer zu kommen.«

»Hmm. Darf ich Sie fragen, was Sie beruflich tun, womit Sie Ihr Geld verdienen?»

»Ich bin im Ruhestand. Ich war Bauingenieur. Jetzt be-

ziehe ich eine kleine Rente.«

»Verstehe«, sagte der junge Mann schreibend. Dann fiel sein Blick auf eine Reihe Vogelfutterkartons auf einem Wandregal. Außerdem gab es Blackfischbein und Kinderspielzeug aus Plastik – ein kleines Schaukelpferd und einen Clown mit rundem Unterteil, der immer wieder zurückwippte, wie man ihn auch umwarf. Der Reporter trat näher hin. »Das haben Sie alles für den Wellensittich gekauft?«

»Nun – ja«, sagte Mr. McKenny. »Ich wollte nichts falsch machen. Die ersten Körner, die ich ihm gegeben habe, hat er nicht gefressen.«

»Sie sind ein sehr netter Mann, Mr. McKenny. Und Sie hatten den Vogel nur etwa drei Stunden, nicht wahr? Von zwei Uhr, als er Ihnen zuflog, bis Sie Mrs. Van der Maur gegen fünf anriefen?«

»So ist es«, sagte Mr. McKenny.

»Es hat mich gefreut, Sie kennenzulernen, Mr. McKenny. Ihre Geschichte werden Sie in unserer Nachmittagsausgabe finden. Ich hoffe, Sie werden zufrieden sein. Auf Wiedersehen.« Er lächelte und öffnete die Tür.

»Machen Sie bitte nicht zuviel Aufhebens davon«, sagte Mr. McKenny.

Douglas McKenny war ein gewissenhafter Zeitungskäufer. Er kaufte die Nachmittagsausgabe der Zeitung mit seinem Foto und der Sittichgeschichte und las sie, um Distanz bemüht, als handle sie nicht von ihm. Danach studierte er sorgfältig die Anzeigen. Die gleiche Anzeige zu Billy, die er in der Morgenausgabe gesehen hatte, doch weitere

Sittiche waren nicht verloren gemeldet. Auch gut. So konnte er den restlichen Nachmittag und den Abend auf Billy verwenden. Mit Billy zu arbeiten war nicht leicht, doch es ging um zwanzig Dollar Belohnung – weniger als Mrs. Van der Maurs dreißig Dollar gestern, aber immerhin. Und in der Anzeige hieß es, Billy sei der Liebling der Kinder. Mr. McKenny brachte Vögel besonders gern in Haushalten unter, in denen es Kinder gab.

Mehr als dreißig Jahre lang war Mr. McKenny Sittichliebhaber und in bescheidenem Rahmen auch Sittichzüchter gewesen. Bis vor wenigen Jahren hatten Sittiche fünf Dollar das Stück gekostet – und man bekam sie nicht im Kramladen –, so daß Mr. McKenny durch Zucht und Verkauf der Vögel seine magere Rente aufbessern konnte. Zwei seiner eigenen Vögel – Freddie und Queenie – waren die ältesten Mitglieder der Sittichgeschlechter, die bis in jene Zeit zurückreichten, als seine Frau Helen am Leben und sogar noch verhältnismäßig jung gewesen war. In gewisser Weise weilte Helen greifbarer als nur in seiner Erinnerung bei ihm, indem er Sittiche hielt, die Nachfahren der Nachfahren jener Generationen waren, die Helen gekannt und geliebt hatte. Mr. McKenny hatte an die vierzig Sittiche in seiner Wohnung gehabt, als der Markt einbrach. Es machte ihm nichts aus, die Sittiche für einen Dollar achtundneunzig statt für fünf Dollar zu verkaufen – oft genug verschenkte er Sittiche an Kinder und Erwachsene aus der Nachbarschaft, die den Kaufpreis nicht aufbringen konnten –, doch der Preisunterschied bedeutete, daß ihm weniger Geld für Miete und Essen übrigblieb. Und eines Tages hatte er durch Zufall – denn Berechnung war ihm

wesensfremd – eine Anzeige gesehen, in der zehn Dollar Finderlohn für einen Wellensittich angeboten wurden, der seinem Zuhause im Greenwich Village entflohen war, und die Färbung des Flüchtlings entsprach der eines seiner Sittiche. Mr. McKenny hatte nicht wenig Mut aufbringen müssen, um die Familie in Downtown mit seinem eigenen Vogel aufzusuchen und ihr weiszumachen, der Vogel sei ihm zum Fenster hereingeflogen. Doch als er sah, wie die Mienen der Familie sich aufhellten, weil ihr Liebling wieder da war, hatte er weniger Gewissensbisse gehabt. Schließlich sahen Wellensittiche für Normalbürger ziemlich austauschbar aus, und höchstwahrscheinlich war der Vogel, den er der Familie gegeben hatte, gesünder als der verlorengegangene. Später hatte Mr. McKenny gelernt, seine Vögel unauffällig anzupreisen. Wenn man mißtrauisch dreinsah, weil der Vogel offenbar seinen Namen vergessen oder die Sprache verloren hatte, sagte Mr. McKenny, in seiner Wohnung habe der Vogel gesprochen und er sei möglicherweise durch die Fahrt mit der Subway verschreckt. Äußerst selten weigerte man sich, Mr. McKennys Vögel anzunehmen, und in solchen Fällen konnte er immer sagen: »Nun, wahrscheinlich ist es ein Zufall, daß mir ausgerechnet dieser Vogel in die Wohnung geflogen kam.« Selbstverständlich vermied er es, an die Öffentlichkeit zu treten. Der Reporter, der ihn heute vormittag angerufen hatte, war der erste, der seine Schwelle überschritten hatte. Wenn die Leute, denen er Vögel brachte, ihn nach seinem Namen fragten, gab er fast immer einen falschen Namen an. Als er mit einem Sittich bei Mrs. Van der Maur erschienen war, hatte ihn ein Butler nach seinem

Namen gefragt, und vor Überraschung hatte er ihn gesagt.

Mr. McKenny meldete sich nur auf etwa zwei Drittel der Anzeigen. Doch den Sommer über war fast jeden Tag in irgendeiner Zeitung eine Annonce. Im Durchschnitt nahm er zwanzig Dollar in der Woche ein. Seine Rente machte zusätzliche einundzwanzig Dollar wöchentlich aus. Davon konnte er gerade leben.

Billy wurde am nächsten Nachmittag von einer ziemlich mißtrauischen Mutter und einem vor Glück kreischenden Kindertrio entgegengenommen. Die Kinder beharrten darauf, daß es Billy sei, und der Sittich bestätigte es, indem er »Bu-ii! Bu-ii! Bu-ii!« wiederholte, wenngleich der Lärm, den die Kinder machten, ihn zu irritieren schien. Die Mutter sagte, sie sei sich fast sicher, daß Billy etwas größer sei und außerdem einen dunkleren Schwanz habe. Mr. McKenny widersprach nicht.

»Tja, es ist natürlich möglich, daß das gar nicht Billy ist. Ich nehme an, daß bei so schönem Wetter nicht wenige Wellensittiche Lust auf einen Ausflug bekommen. Sie müssen ihn nicht nehmen, wenn Sie denken, daß es nicht Ihrer ist.«

»Er ist Billy, er ist es!« schrien die Kinder.

»Ting-ng! Rrrr-rrrr-r!« sagte der Sittich.

Mr. McKenny verließ das Haus mit seiner Belohnung. Als er die York Avenue entlangging, lächelte er verhalten – nicht weil er die Belohnung bekommen hatte, sondern weil er sich an die Gesichter der drei Kinder erinnerte. Plötzlich merkte er, daß er in das Schaufenster einer Tierhandlung starrte. Oben in einer Ecke hing ein Käfig mit Sittichen.

Einer der Vögel war fast ganz gelb. Und an der Käfigtür war ein Schild mit dem Standardpreis: 1,98 Dollar pro Vogel. Mr. McKenny trat in den Laden und kaufte mit einem Teil seiner Belohnung den gelben Sittich. Wenn niemand einen gelben Sittich verloren meldete – und einen so auffällig gefärbten Vogel konnte man kaum als einen anderen Vogel ausgeben –, dann wollte er ihn selbst behalten.

Mr. McKenny wohnte in einem Haus aus rötlichem Sandstein; auf beiden Straßenseiten waren etwa ein Dutzend solcher Häuser stehengeblieben, eingezwängt zwischen riesige Apartmentblocks. In den siebzehn Jahren, seit er in seinem jetzigen Haus wohnte, hatte Mr. McKenny mit ansehen müssen, wie die neuen Blocks nach und nach die alten Sandsteinhäuser verdrängten. Er kannte alle Nachbarn in den Sandsteinhäusern, das heißt all jene, die Pelargonien und Begonien in Blumenkästen zogen und viel Zeit damit zubrachten, am Fenster zu sitzen und auf die Straße zu sehen, und das waren fast alle. In der Straße wohnten lauter alte Leute, Paare und Witwen und Witwer, von denen viele nur mit Ach und Krach über die Runden kamen. Er nahm an, daß es ihm ein bißchen besser ging als den meisten. Im Haus nebenan wohnte eine Frau, deren Mann vor zwei Jahren gestorben war; ihr brachte Mr. McKenny hin und wieder, wenn er genug Geld hatte, um anständig einzukaufen, einen Topf Gulasch oder Hühnersuppe. Einen alten Mann, der an den Rollstuhl gefesselt war, fuhr Mr. McKenny oft spazieren, immer wieder ums Karree.

Und als Mr. McKenny jetzt die Straße entlangging, winkten ihm hinter Trichterwinden und blühenden Pelar-

gonien hervor drei, vier schmale, geäderte Hände zu. Es war ein schöner, sonniger Junitag.

»Hallo, Mr. McKenny! Gestern hab ich Sie in der Zeitung gesehen. Sie sind ja eine Berühmtheit geworden!«

»Nicht ganz!« sagte Mr. McKenny schmunzelnd. »Hallo, Mrs. Zabriskie«, begrüßte er eine andere Frau, die auf der Betonbrüstung ihrer Freitreppe saß. »Wie geht es Ihnen?«

»Tag, Mr. McKenny. Was haben Sie da? Wieder einen Vogel gefunden?«

»Unsinn.« Mr. McKenny lächelte. Beiläufig hob er die Papiertüte. »Habe mir vorhin ein Sommerhemd gekauft.«

Der Juni verging und der größte Teil des Julis, und die Tage waren so heiß und stickig, daß Mr. McKenny seine Vogelkäfige frühmorgens auf die Feuertreppe hinausstellte, bevor die Sonne die Stelle erreichte und zu sehr erhitze. Für Mr. Tucker, den Mann, der im Rollstuhl lebte, machte er eine Terrine von kaltem Lachs, die er mit hartgekochten Eiern und Kopfsalat dekorierte. Mehrmals wöchentlich brachte er der Frau, deren Ehemann gestorben war, Eiscreme mit.

Eines Morgens sah Mr. McKenny, der sich aus dem Fenster lehnte, um seine Vögel vor der Sonne in Sicherheit zu bringen, auf dem Geländer der Feuertreppe ein schönes Sittichmännchen, königsblau mit grünen Farbsprenkeln. Er sah sofort, daß es keiner seiner Sittiche war, obgleich er inzwischen um die fünfundzwanzig Vögel für das lebhaftere Sommergeschäft zur Hand hatte. Der Sittich beäugte ihn aufmerksam, und dann nahm er sein Schwatzen und

Hüpfen auf dem Geländer wieder auf. Er sprach zu den anderen Sittichen, die den freien Vogel mit Interesse betrachteten. Mr. McKenny rief den Vogel mit leiser Stimme; sein Herz klopfte.

»Fff, fff! Hierher, hierher, mein Kleiner«, sagte er sanft, ohne sich von der Stelle zu rühren; er stand vorgebeugt, eine Hand auf Freddie's und Queenies Käfig, die andere auf dem Fensterrahmen. Dann zog er sich schrittweise zurück und nahm den Käfig mit ins Zimmer.

Der Sittich auf der Feuerleiter hüpfte und schwatzte, als belustigte ihn das.

Mr. McKenny holte alle Käfige herein. Es hatte keinen Sinn, auf einen entflohenen Sittich zu sehr einzureden. Entweder gesellte er sich zu den anderen Vögeln im Zimmer, oder er ließ es bleiben. Mr. McKenny kauerte sich hinter den Käfigen auf den Boden und begann wieder zu dem Sittich zu sprechen. »Hierher, Schätzchen, hierher, hierher. Komm rein, komm rein. Hast du keinen Hunger, Schätzchen?«

Er legte seine Sittichschallplatte auf, den Ton ganz leise gestellt. Seine Vögel keckerten und zwitscherten, während sie ihr Frühstück pickten, und der Sittich draußen hüpfte von der Feuerleiter auf den Fensterrahmen, um besser hineinsehen zu können. Mr. McKenny wußte, daß er den Sieg davontragen würde. Nach ein paar Sekunden bewegte er sich ganz langsam zum Fenster und streute ein wenig Vogelfutter auf den Teppich. Der Sittich beäugte ihn neugierig. Und dann sprang er ins Zimmer. Mr. McKenny bewegte sich ganz langsam um den Vogel herum und schloß das Fenster. Das zweite Fenster etwas weiter zur Linken hatte er bereits geschlossen.

Er präparierte einen leeren Käfig mit Körnern und Wasser und stellte ihn mit offener Tür auf den Boden. Manchmal gingen Sittiche gern in den Käfig zurück, wenn sie ein paar Stunden lang in Freiheit gewesen waren und sich zu fürchten begonnen hatten. Dann, nachdem er sich vergewissert hatte, daß der Sittich nirgends aus der Wohnung entkommen konnte, ging er die Morgenzeitungen kaufen.

Mr. McKenny hatte fast nicht erwartet, so bald schon eine Anzeige zu sehen, doch sie befand sich unter den Vermißanzeigen in der *Times*: »Sittich Felix entflohen. Blau mit etwas Grün. Gestern East Forty-eighth Street. Besitzer traurig. Belohnung.« Dann die Telefonnummer.

»Felix?« rief Mr. McKenny den Vogel.

»Fee-ix!« antwortete der Sittich unverzüglich über die Schulter, während er weiter wie ein forscher Matrose um die Sittiche in ihren Käfigen herummarschierte.

»Felix!« sagte Mr. McKenny und streckte einen Finger aus.

»Fee-ix! Ha! Ha! Ha!«

»Ha! Ha! Ha! Ha! Ha!« wiederholten die Sittiche in den Käfigen.

»Unk-er Krrnk!« schlug Queenie vor.

»O nein! Keinen dunklen Schrank für Felix! Das wäre nicht nett.« Mr. McKenny hatte Queenie so oft um Entschuldigung gebeten, weil er sie an dem Tag, als der Reporter kam, in den dunklen Schrank verbannt hatte, daß sie die zwei Wörter gelernt hatte. Er ging zum Telefon, hielt sich die Zeitung vor die Augen und begann die Nummer zu wählen.

Eine Frau mit fremdländischem Akzent nahm ab und sagte, er sei mit Miss Soundsos Wohnung verbunden; den Namen verstand Mr. McKenny nicht.

»Ich glaube, ich habe den Wellensittich gefunden«, sagte er.

»Oh! Felix? Meinen Sie wirklich? *Un moment, s'il vous plaît! – Mademoiselle!*«

Mr. McKenny wartete fast eine Minute lang. Dann sagte eine andere aufgeregte Frauenstimme: »Hallo! Sie haben Felix? Wo sind Sie? Haben Sie wirklich Felix?«

»Ja, ich glaube schon, obwohl ich es nicht mit Sicherheit sagen kann«, sagte Mr. McKenny, der sich jede Sekunde sicherer war.

»Wo? Wo haben Sie ihn gefunden? Wo kann ich Sie finden?«

»Ich kann ihn zu Ihnen bringen. Ich habe einen Käfig«, sagte Mr. McKenny aus alter Gewohnheit. »Vielleicht sagen Sie mir Ihre Adresse.«

Mr. McKenny notierte die Adresse und den Namen in Großbuchstaben – DIANNE WALKER. Kein komplizierter Name, doch als das französische Hausmädchen ihn gesagt hatte... Mr. McKenny sagte, er werde den Vogel in etwa einer dreiviertel Stunde vorbeibringen. So hätte er genug Zeit für seine Tasse Tee und seinen Toast. Außerdem mußte er Felix noch in den Käfig locken.

In weniger als fünfzehn Minuten hatte Mr. McKenny sein Frühstück beendet, doch Felix lief noch immer in der Wohnung umher. Mr. McKenny schlich sich an ihn heran, lenkte ihn mit einer Hand ab und stülpte ihm mit der an-

deren behutsam seinen Hut über. Er konnte Felix mit nicht mehr Blessuren als einem kleinen blutenden V im Zeigefinger in den Käfig bugsieren.

»Dort, wohin ich dich bringe, wirst du viel, viel glücklicher sein«, sagte Mr. McKenny tröstend und ohne dem Vogel den Biß zu verargen. »Ich bringe dich nämlich nach Hause.«

Aus Gewohnheit steckte er den Käfig in eine braune Einkaufstüte und legte die Zeitung so darüber, daß man den Käfig nicht sehen konnte. Dann mußte er lächeln. Diesmal gab es keinen Grund, den Sittich zu verstecken! Aber er ließ den Käfig in der Tüte. Vielleicht war es doch am besten, wenn die Nachbarn so wenig wie möglich erfuhren.

Das Haus war eines jener renovierten Sandsteingebäude, wo die Küche sich vorn im Souterrain befand und ein Hausmädchen die Tür öffnete; mit Mr. McKennys Sandsteinhaus hatte es nicht mehr gemein als ein Palast mit einer drittklassigen Pension. Das Mädchen warf einen Blick auf die unförmige Einkaufstüte.

»Ah! Der Mann mit Felix! Ja! Kommen Sie herein!« Sie riß die Tür auf.

»Danke.« Als Mr. McKenny den Eingangsraum betrat, hörte er Stimmengewirr. Zwei Männer, die wie Reporter aussahen, kamen aus einer Zimmertür. Und bevor Mr. McKenny die Flucht ergreifen konnte, lief eine blonde junge Frau an den beiden vorbei auf ihn zu.

»Oh, Sie lieber, guter Mann! Sie haben Felix?« fragte sie aufgeregt.

Mr. McKenny war umzingelt. Die Einkaufstüte wurde ihm aus der Hand gerissen. Irgend jemand holte den Käfig

aus der Tüte, und beim Anblick des Vogels ertönte ein Schrei.

»Das ist er, das ist Felix!« rief die junge blonde Frau. »Oooh!« Sie umarmte den Käfig und steckte Felix mit ihrer Aufregung förmlich an.

Fotoapparate blitzten und klickten.

»Erzählen Sie uns bitte, wie Sie den Wellensittich gefunden haben, Sir«, sagte ein Reporter Mr. McKenny direkt ins Gesicht. »Kommen Sie doch bitte hier herein, ja?«

Alle Anwesenden, darunter einige weibliche Reporter, gingen in ein großes Wohnzimmer voll roter Rosen.

»Das ist eine Supergeschichte. Sie wissen doch, wer Dianne Walker ist, oder?« fragte ihn der Reporter.

»Ich bedaure sehr, aber –«

»Sie ist der diesjährige Kassenknüller in Hollywood und am Broadway«, flüsterte der Mann Mr. McKenny ins Ohr.

Mr. McKenny verstand nicht, was das bedeutete. Er vermutete, daß es sich um eine Schauspielerin handelte. Jetzt posierte sie mit Felix auf einem Finger mit rotlackiertem Nagel und machte einen Kußmund. Alle Augen richteten sich auf sie, und man hätte eine Stecknadel fallen hören können. Wieder wäre Mr. McKenny am liebsten geflüchtet. Keine Belohnung, sei sie noch so hoch, konnte den Schaden dieser Art von Reklame wettmachen.

»Sie hat uns gerade gesagt«, flüsterte ihm der Reporter ins Ohr, »daß sie heute abend nicht aufgetreten wäre, wenn sie ihren Vogel nicht zurückbekommen hätte. Sie sagt, Felix sei ihr Glücksbringer.«

Klick!

»Sehr schön, Miss Walker, vielen Dank!«

»Erzählen Sie uns, wie Sie den Wellensittich eingefangen haben?« fragte ihn eine der Reporterinnen.

Die Kameras richteten sich auf Mr. McKenny.

»Nun ja, ich – ich holte gerade meine eigenen Wellensittiche in ihren Käfigen heute morgen kurz vor acht von der Feuerleiter, und da –« In diesem Augenblick fiel Mr. McKennys Blick auf ein vertrautes Gesicht: das des jungen Reporters, der ihn im Monat zuvor interviewt hatte.

»Sprechen Sie weiter, Mr. McKenny«, sagte er mit einem Lächeln und einer Geste, die Mr. McKenny nicht übermäßig freundlich erschienen. Er redete weiter. »Ich sah diesen Sittich – ich meine Felix – auf dem Geländer meiner Feuerleiter. Ich wußte, daß er keiner von meinen Vögeln sein konnte, weil ich keinen in dieser Farbe habe.« Dem jungen Reporter hatte er erzählt, er besitze keine eigenen Sittiche; das fiel ihm jetzt ein. »Und dann habe ich ihn gerufen – ich habe meine Vögel reingeholt und sie auf den Boden gesetzt – ich meine in ihren Käfigen. Und Felix habe ich gerufen, damit er auch kommt.«

»Wußten Sie da schon, daß er Felix heißt?«

»Nein. Ich meine, ich habe ihn so gerufen, wie man Vögel eben ruft. Und dann ist er gekommen, und ich habe das Fenster zugemacht. Ich hatte die Zeitung gekauft und sah, daß ein Sittich vermißt wurde, der aussah wie er.«

»Sie wollen sagen, Sie haben das zufällig in der Zeitung gesehen?«

»In welcher Zeitung?«

»Ich habe in der Zeitung nachgeschaut, um zu sehen, ob ein Sittich wie Felix entfliegen war. Und dann habe ich sofort angerufen.«

Miss Walker – sie trug einen engen schwarzen Pullover, Hosen, die aussahen, als wären sie aus Tigerfell geschneidert, und flache Ballerinas – trat zu ihm; sie hielt Geldscheine in der Hand. »Ich freue mich sehr, diesem ehrlichen Finder als Belohnung für meinen geliebten Felix Mendelssohn hundert Dollar geben zu dürfen!« erklärte sie allen Anwesenden.

Die Kameras klickten abermals, als Mr. McKenny hilflos das Geld in seiner Hand anstarrte. Er wurde aufgefordert zu lächeln. Miss Walker küßte ihn auf die Wange und verharrte in dieser Position – wie es Mr. McKenny vorkam, eine Stunde lang –, bis sechs Kameras Klick gemacht hatten. Mr. McKenny murmelte, er müsse jetzt gehen.

»Ooh –«, sagte Miss Walker. »Kann ich Ihnen vorher nicht wenigstens eine Tasse Kaffee anbieten?«

»Vielen Dank. Ich bin Teetrinker«, sagte Mr. McKenny. »Ich glaube, ich muß jetzt gehen. Ich danke Ihnen sehr für Ihre großzügige Belohnung. Es ist viel mehr, als ich erwartet hätte. Ich glaube wirklich nicht, daß ich –«

»Sie sollen und müssen es behalten! Verglichen mit Felix ist es eine Kleinigkeit!«

Mr. McKenny lächelte und deutete eine Verbeugung an. »Ich danke Ihnen, Miss Walker.« Irgend jemand überreichte ihm den leeren Käfig und die Einkaufsstüte.

Das Hausmädchen brachte ihn zur Tür. Mr. McKenny hörte schnelle Schritte, die ihm folgten. Er wußte, um wen

es sich handelte.

»Morgen«, sagte der junge Reporter draußen. »Sie erinnern sich an mich, stimmt's?«

»Ja«, sagte Mr. McKenny. »Wie geht es Ihnen?«
»Bestens. – Wie hat Ihnen der letzte Artikel über Sie gefallen?«

»Oh, ich fand ihn sehr gut.«

»Diesmal wird er umfangreicher ausfallen. Sie haben ganz schön viel Glück beim Einfangen von Wellensittichen, finden Sie nicht auch?«

»Nun ja – das war Zufall. Wahrscheinlich haben meine Vögel ihn angelockt. Anders kann ich es mir nicht erklären.«

»Ich dachte, Sie hätten keine eigenen Vögel.«

»Seither habe ich welche gekauft. Ich sagte doch, daß ich früher Vögel hatte.«

»Hmm. Wie viele entflogene Vögel haben Sie eigentlich gefangen, Mr. McKenny?«

»Ach – nur diese zwei, glaube ich – soweit ich mich erinnern kann.« Mr. McKenny sah den jungen Mann an und erwartete fast, vom Blitz getroffen zu werden.

Der junge Mann hatte einen Mundwinkel verächtlich heruntergezogen. »Wissen Sie, ich glaube, daß Sie ein ganz mieser Betrüger sind. Der Vogel da drinnen ist natürlich nicht Miss Walkers Felix. Ich werde noch ein paar Nachforschungen anstellen, und wenn ich mit meiner Vermutung recht habe – tja, dann werde ich dafür sorgen, daß das Ergebnis meiner Nachforschungen in der Zeitung erscheint.«

Mr. McKennys Knie gaben nach. »Schon gut. Das ist Ihr gutes Recht«, sagte er leise; dann wandte er sich um und ging.

An diesem Morgen grüßte Mr. McKenny keinen seiner Nachbarn. Sollten sie doch denken, er wäre über Nacht erblüdet oder erblindet; es kümmerte ihn nicht. Morgen würden seine Nachbarn ohnehin nicht mehr das Wort an ihn richten. Finstere Gedanken plagten ihn. Alles war von seiner Scham durchtränkt, doch die Vorstellung, umziehen zu müssen, war kaum minder entsetzlich – wie sollte er eine Wohnung zu einer bezahlbaren Miete finden, in der er seine Vögel halten durfte? Und das im Handumdrehen? Der Gedanke, auch nur einmal aus der Tür zu treten, wenn jedermann im Block von seiner Schande wußte, war ihm unerträglich.

Auch die Begrüßung durch seine Sittiche, als er die Wohnung betrat, beschämte ihn. Sie waren ihm als einzige Freunde geblieben, und das nur, weil sie nicht Zeitung lasen. Wie betäubt, so daß er sich sehr konzentrieren mußte, um zu verstehen, was er las, studierte Mr. McKenny die Anzeigen für möblierte Wohnungen in den Morgenzeitungen. Sie klangen allesamt erschreckend düster und freudlos. Oder unvorstellbar kostspielig. Eine Wohnung, die ihm gar nicht so übel erschien, kostete, wie er beim zweiten Hinsehen erkannte, einhundertundvier Dollar – in der Woche, nicht im Monat.

Er machte sich neuen Tee. Er unterhielt sich mit seinen Sittichen, und ihre gedankenlose Munterkeit tröstete ihn ein wenig. Schließlich förderte er seinen Überseekoffer aus einem Wandschrank zutage und warf wahllos seine Hab-

seligkeiten hinein. Vielleicht würde er in den Abendzei-
tungen eine Wohnung finden, dachte er. Er wußte, daß es
nicht so sein würde.

Und zu guter Letzt stand er einfach nur am Fenster,
starrte mit aufgerissenen Augen nach draußen und pffte ein
altes Lied.

Es klingelte, und Mr. McKenny fuhr zusammen. Noch
mehr Reporter, dachte er. Oder gar die Polizei! Eine Se-
kunde lang spielte er mit dem Gedanken an Flucht. Es gab
nur einen Weg – aus dem Küchenfenster und hinunter in
den Hof. Selbstmord. Aber Selbstmord war ihm immer als
unehrenhaft erschienen. Mr. McKenny richtete sich auf. Er
würde vor seiner Bestrafung oder Geldbuße oder was es
sein mochte, nicht davonlaufen.

Es klingelte erneut, und Mr. McKenny ging in seine
Kochnische und drückte den Knopf für den Türöffner.

Er erkannte den Schritt des jungen Reporters. Nur des-
sen Schritt. Vielleicht überbrachte er ihm eine Vorladung.
Oder er wollte alles aus erster Hand für seine Zeitung ha-
ben. Der junge Mann klopfte. Mr. McKenny öffnete.

»Guten Tag, Mr. McKenny«, sagte der junge Mann höf-
lich. »Darf ich hereinkommen?«

Mr. McKenny öffnete die Tür ein Stück weiter.

Der junge Mann kam herein. Er hielt kein Schreibbrett in
der Hand. »Mr. McKenny – heute vormittag mit Mrs.
Walkers Wellensittich habe ich mich getäuscht. Ich war noch
einmal bei ihr und habe mit ihr gesprochen. Sie ist ganz
sicher, daß es ihrer ist, weil er Dinge sagen kann, die sie ihm
beigebracht hat, und sie hat mir Farbfotos von ihm gezeigt.«

»Na ja, Wellensittiche sehen sich ganz schön ähnlich«, sagte Mr. McKenny. »Man kann sich da leicht täuschen, aber –«

»Aber dieser Vogel ist wirklich Miss Walkers Wellensittich.« Er fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen. »Und ich habe in unserem Archiv und bei ein paar anderen Zeitungen recherchiert und habe ein paar der Leute aufgesucht, die ihre Vögel zurückbekommen haben – von Ihnen zurückbekommen. Eine Frau an der York Avenue – Sie erinnern sich vielleicht – hatte einen Vogel namens Billy.«

»Ja – ich erinnere mich.«

»Und der Vogel, den sie jetzt hat, ist nicht Billy. Sie hat mir alles erzählt. Sie hat gesagt, er sehe Billy zwar ähnlich, sei es aber nicht. Sie haben ihn in Ting umbenannt, weil er das die ganze Zeit sagt. Aber für die Kinder ist er eben trotzdem ihr Vogel, und weil sie so glücklich sind, bringt sie es nicht übers Herz, ihnen die Wahrheit zu sagen.« Mr. McKenny merkte, daß er lächelte. »Gut!« »Ich habe zu ihr gesagt, daß Sie das meiner Meinung nach in der ganzen Stadt machen – Vögel zurückbringen und Belohnungen einstreichen. Und sie hat gesagt, ihrer Meinung nach sollte ich das nicht an die große Glocke hängen. Sie hat mich tatsächlich gebeten, es nicht zu tun. Sie hat gesagt, wenn Sie so viele Familien glücklich machen, wäre es doch nichts Schlimmes. Andere Leute haben das gleiche gesagt. Und weil ich es auch so sehe, dachte ich mir, ich komme am besten vorbei und sage es Ihnen, damit Sie sich nicht unnötig über das, was ich heute morgen zu Ihnen gesagt habe, Gedanken machen.«

»Oh, selbstverständlich nicht«, sagte Mr. McKenny.

»Wahrscheinlich sind Sie eine Art Weihnachtsmann. Den Weihnachtsmann gibt es auch nicht wirklich, und trotzdem macht er die Kinder glücklich.« Der junge Mann ging zur Tür. »Einstweilen alles Gute, Mr. McKenny.«

Mr. McKenny drehte sich um, atmete tief ein und lächelte. Es gab doch Leute mit Verständnis. Die Welt wirkte mit einemmal heller, voller Sonnenschein und voll guten Willens. Er sah auf die Uhr. Schon drei Uhr! Mr. McKenny ging zum Schrank, um Jackett und Hut zu holen. Es war Zeit für die Nachmittagszeitungen.

Ein gefährliches Hobby

Aidrew Forster – siebenunddreißig, verheiratet, Vater einer vierzehnjährigen Tochter und ein Spitzenvertreter der Marvel Vacuum Company – hatte eine befremdliche Liebhaberei entwickelt. Er pflegte Frauen anzurufen, die er in lange, bedächtige und unaufdringlich schmeichelnde Gespräche verwickelte, verabredete sich mit ihnen (bisweilen zweimal hintereinander, wenn er beim erstenmal nicht in die Wohnung eingelassen wurde) und stahl ihnen irgendeinen Gegenstand, der klein genug war, daß er ihn in die Tasche stecken konnte.

Manchmal war es nur ein silbernes Feuerzeug oder ein nicht allzu kostbarer Ring, den er von einem Toilettentisch mitgehen ließ; ihn aber befriedigte es, und nach dem harmlosen Delikt vergaß er die Frau. Noch nie, soweit er wußte, war er verdächtigt worden. Sein höfliches, ernsthaftes, verständiges Auftreten schloß so etwas aus. Schließlich war er Verkäufer, und das erste, was ein Vertreter tun mußte, um die Chance zu bekommen, seinen Staubsauger im Wohnzimmer zu demonstrieren, war, sich selbst zu verkaufen. Und darauf verstand Andy Forster sich ganz hervorragend.

Außerdem suchte er seine Opfer wohlüberlegt aus. Es waren ausnahmslos berufstätige Frauen, ausnahmslos alleinstehend, obwohl letzteres ihm nicht weiter wichtig war. Eine war Schauspielerin gewesen, eine besaß einen gewissen Ruf als Journalistin, eine dritte war Mode-

schöpferin. Er hatte sich über ihren Lebenslauf und ihre Tätigkeit informiert, um in der Lage zu sein, schon beim ersten Telefonanruf davon zu schwärmen.

Der Modeschöpferin hatte er von seiner vierzehnjährigen Tochter erzählt, die, wie er behauptete, Modeschöpferin werden wollte; obwohl er wisse, daß es ein recht ungewöhnliches Ansinnen von einem Fremden sein müsse, wolle er sie trotzdem bitten, sich mit ihm kurz über ihren Beruf zu unterhalten. Die letzte Aufführung, in der die Schauspielerin mitwirkte, hatte er besucht und konnte sich dazu äußern. Und diesen oder jenen Artikel der Journalistin hatte er ganz besonders bewundert und wußte schmeichelhafte Fragen zu stellen. Noch nie hatte man ihm eine Verabredung verweigert.

Sein Aussehen, wenn er an der Tür erschien oder sich im Tea Room oder der Cocktailbar mit fragender Miene erhob, unsicher, ob er es mit der Richtigen zu tun habe, war noch vertrauenerweckender als seine Stimme am Telefon. Er war nicht zu klein und nicht zu groß, eine Spur zu dick, ohne schwabbelig zu wirken, kleidete sich zurückhaltend und hatte rosige, feste Wangen, die einen lasterfreien Lebensstil verrieten. Er trat leise und höflich auf, aber nicht kriecherisch. Er vermochte den Eindruck zu erwecken, Ehrfurcht vor der betreffenden Frau zu empfinden oder zumindest große Hochachtung. Was er sagte, war nie niveaulos, denn Andy war stets darauf bedacht, sich über viele Themen auf dem laufenden zu halten.

Er kam immer mit dem Wagen, einem großen und eindrucksvollen Firmenwagen, dem man diese Eigenschaft nicht ansehen konnte, und nach dem Tee oder der 2-Glas-

Cocktail-Verabredung (mehr als zwei Drinks wagten Frauen offenbar in Gesellschaft eines Unbekannten nicht zu bestellen) hatte er das Vertrauen der Damen so restlos erobert, daß sie sich ausnahmslos von ihm nach Hause oder wohin auch immer fahren ließen. Den Diebstahl beging er meist bei der zweiten Verabredung. In zwei Fällen hatte er sich ein drittes Mal verabredet, nach dem Diebstahl, wie um das Schicksal auf die Probe zu stellen. Die fehlenden Gegenstände waren mit keiner Silbe erwähnt worden.

»Woher wissen Sie nur soviel?« fragten sie ihn, fasziniert von seinen Ausführungen zum Scheitern des Gallipoli-Feldzugs im Ersten Weltkrieg.

Dann erklärte Andy ihnen, daß er eigentlich Historiker hatte werden wollen oder Physiker oder Geograph, es sich aber seiner Frau wegen anders überlegt hatte (als er mit zweiundzwanzig kurz vor dem Abschluß seines Studiums stand), weil sie der Meinung war, daß man mit dem Gehalt eines Universitätsprofessors nicht über die Runden kommen könne.

Diese herzerweichende Geschichte, die er männlich unterkühlt und ohne jedes Ressentiment erzählte, weckte größtes Mitgefühl in weiblichen Herzen, und laut wurde die Selbstsucht und Engstirnigkeit des eigenen Geschlechts beklagt – Anwesende selbstverständlich ausgenommen. Man bedenke nur, wie sie auf gleichem Fuß mit einem Mann zu sprechen verstanden, wie dieser Mann ihnen zuhörte und sie als Menschen ernst nahm und nicht lediglich für ein Weibchen hielt, mit dem man ins Bett hüpfte. Die größte Vertraulichkeit, die Andy sich herausnahm, bestand darin, die Damen am Ellbogen zu berühren,

wenn sie die Straße überquerten oder sich in seinen Wagen setzten beziehungsweise ausstiegen.

In der Tat hatte eine Verwundung im Koreakrieg Andy impotent gemacht; auch in psychologischer Hinsicht hatte er die Frauen aufgegeben, angefangen bei seiner Ehefrau, die vor etwa zehn Jahren in gewisser Weise ihn aufgegeben hatte. Juliette bereitete ihm jeden Abend zu Hause das Abendessen, doch fast immer ging sie nach dem Essen in irgendeiner Klinik arbeiten, bezahlt oder unbezahlt, ganz egal. Juliette war Krankenschwester, eine zierliche und resolute Person mit der Energie von zwei Männern in ihrem kleinen, kompakten Körper. Über ihre Arbeit sprach Juliette nie. Die Arbeit war ihr ganzes Leben, und sie konnte es kaum erwarten, sich ihr wieder zuzuwenden, sobald sie das Nötigste für Mann und Tochter getan hatte.

Andy war klug genug, um zu begreifen, daß er Frauen haßte, obwohl er es erst seit seiner Kriegsversehrung mit Sicherheit wußte. Doch sie hatte ihm vor Augen geführt, daß er seither Juliette und höchstwahrscheinlich alle Frauen verabscheute. Juliette hatte er einmal geliebt, aber sie hatte ihn im Stich gelassen – aufs beschämendste und gnadenlos. Dennoch war sie die Mutter seiner Tochter Martha, die er vergötterte.

Abends – jeden Abend – las Andy, und das bis fast drei Uhr morgens. Er litt unter Schlafstörungen. Manchmal kam es ihm sogar in den vier Stunden von drei bis sieben, wenn er aufstand, so vor, als hätte er nicht geschlafen, sondern nur mit geschlossenen Augen geruht. Vor zwölf Jahren hatte er eine *Encyclopaedia Britannica* gekauft, die er mittlerweile zu achtzig Prozent gelesen hatte. Meistens las

er abends darin; er lehnte die schweren Bände an die Wand hinter dem Bett und studierte sie auf dem Bauch liegend. Wenn Juliette irgendwann auf ihrer Seite ins Bett kroch, nahm er es gar nicht mehr wahr.

Die Beute aus seinen Verabredungen mit Frauen bewahrte er in einer ledernen Aktenmappe mit dem eingepprägten Signet seiner Staubsaugerfirma ganz hinten in seiner untersten Schublade auf, obwohl nichts unwahrscheinlicher war, als daß Juliette je einen Blick in diese Schublade warf: In seinen unteren Schubladen hatten sich, seit er denken konnte, wie aus eigener Kraft Socken mit Löchern, Hemden, an denen Knöpfe fehlten, Unterhosen, die zum Tragen zu schäbig waren, zum Wegwerfen aber nicht schäbig genug, Pyjamaoberteile ohne Hosen und umgekehrt angesammelt. Wenn er Lust hatte, nähte Andy die Hemdknöpfe selbst an und stopfte seine Socken.

Inzwischen enthielt die Aktenmappe die Armbanduhr der Schauspielerin, den Ring einer Bildhauerin, das silberne 12-Zoll-Lineal der Modeschöpferin, das granatbesetzte japanische Zigarettenetui der Journalistin, die dünne goldene Halskette einer Violinistin der New Yorker Philharmoniker, eine hübsche silberne Bleistifthülle, deren Besitzerin er vergessen hatte, einen Parfumflakon aus blauem Glas in geflochtenem Silberdraht, einen Topasring, entwendet vom Toilettenspülkasten im Badezimmer einer angesäuselten Nachtclubsängerin, die sich mit Vorliebe zu Hause betrank, ein Tanagrafigürchen, das er in ein Taschentuch eingewickelt aufbewahrte, und einen alten silbernen Flachmann.

Andy hatte vor, vieles davon Martha zu schenken, wenn

sie einundzwanzig wurde und das College verließ, vielleicht sogar zu Hause auszog, falls sie bis dahin heiraten sollte. Er wollte die Geschenke langsam über die Jahre verteilen, um Juliette nicht mißtrauisch zu machen, was, da sie ohnehin kaum auf ihn achtete, kaum vorstellbar war.

Nach sechs Wochen ununterbrochenen Staubsaugerverkaufens und abendlicher Heimkehr zu einer mehr oder weniger schweigsamen Ehefrau wurde Andy für gewöhnlich unruhig und plante ein neues Abenteuer. Eines Nachmittags im Mai betrat er eine Telefonzelle in der Bronx, um eine Ethnologin namens Rebecca Wooster anzurufen, die er an einem Sonntagnachmittag in einer Fernsehsendung gesehen hatte. Sie war gerade von Feldforschungen in Westindien und Mittelamerika zurückgekommen. Andy hatte ihre Telefonnummer im Telefonbuch ausfindig gemacht, doch die Vermittlung hatte ihm eine neue Nummer genannt, die er notiert und angerufen hatte. Eine Frauenstimme antwortete, und sobald Andy sich vergewissert hatte, daß er es mit Miss Wooster zu tun hatte, spulte er sein gewohntes Programm ab.

»Ich heiße Robert Garrett.« (Seinen wahren Namen nannte er nie.) »Entschuldigen Sie bitte, daß ich Sie einfach anrufe, aber ich habe Sie neulich im Fernsehen gesehen, und seitdem – nun, ja, seitdem muß ich ständig über das nachdenken, was Sie sagten. Ich bin selber eine Art Hobbyethnologe und habe eine Theorie entwickelt, die auf psychologischen statt rassistischen Zugehörigkeitskriterien fußt. Ich würde mich gern mit Ihnen darüber unterhalten, wenn Sie Zeit hätten, und ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie bereit wären, die paar Seiten zu

überfliegen, die ich darüber verfaßt habe.«

Er sprach noch ein paar Minuten länger langsam und ernsthaft weiter, um ihr Zeit zu lassen, hin und wieder durch eine Bemerkung zu zeigen, daß sie ihm zuhörte, und zwar interessiert zuhörte. Bei der Fernsehsendung war ihm aufgefallen, daß sie warmherzig und freundlich wirkte und geduldig alle Fragen am Ende der Sendung beantwortet hatte, auch die weniger geistvollen. Zuletzt entschuldigte er sich ein zweitesmal für die Belästigung und fragte behutsam, ob ein kurzes persönliches Gespräch wohl möglich sei.

»Ja, das kann ich sicher einrichten«, sagte sie mit ihrer bedächtigen, angenehmen Stimme. »Wie wäre es morgen? Gegen halb sechs?«

»Das wäre prima«, erwiderte Andy. »Es ist mir eine sehr große Ehre, Miss Wooster.« Er fragte sie nach ihrer Adresse, und sie verabschiedeten sich voller Herzlichkeit.

Am nächsten Nachmittag war Andy pünktlich zur Stelle; er hatte eine große Weltkarte mitgebracht, auf der mit Kreisen, die sich zuweilen überschneiden, seine »psychologischen Zugehörigkeitsgruppen« verzeichnet waren. Das Ganze war größtenteils Humbug, wie er sehr wohl wußte, doch er hatte sein Bestes getan, soweit es nach Lektüre einiger soziologischer Studien möglich war. Und er hatte seinen dreiseitigen »Entwurf« dabei.

Miss Wooster wohnte im vierzehnten – genaugenommen im dreizehnten – Stockwerk eines unauffällig eleganten Gebäudes an der Park Avenue. Sie begrüßte ihn an der Fahrstuhltür. Andy deutete eine Verbeugung an, und sie

führte ihn in einen großen Raum, der bis auf einen gedrungenen Schreibtisch am Fenster wie ein Wohnzimmer aussah.

»Sie haben sich als Hobbyethnologen bezeichnet«, sagte Miss Wooster, nachdem sie auf dem Sofa Platz genommen hatten.

»So ist es. Ich arbeite in einer Firma, die Bestandskataloge für die Public Library zusammenstellt. Das ist keine besonders aufregende Tätigkeit, aber zwangsläufig lese ich eine Menge.« Er erhob sich mit einer gemurmelten Entschuldigung und ging mit beeindruckter Miene zu den Bücherregalen, auf denen zwischen den Büchern Kleinskulpturen und edelsteinverzierte indianische Figurinen standen. »Entschuldigen Sie bitte«, sagte er zerknirscht. »Wie faszinierend! So etwas habe ich bisher nur hinter Glas im Museum zu sehen bekommen.«

Mit geschmeicheltem Lächeln trat sie zu ihm; sie unterhielten sich eine Viertelstunde lang über die Exponate. Andys besonderes Interesse galt einem Maya-Schmuckstück aus gehämmertem Gold, von dem zahllose kleine goldene Anhänger baumelten, die mit winzigen grünen Edelsteinen als Gewichten versehen waren. Das Schmuckstück war klein genug, um in seine Jackentasche zu passen; er mußte nur den richtigen Moment abwarten, um es einzustecken – vielleicht wenn Miss Wooster sich abwandte, um zum Telefon auf dem Schreibtisch zu gehen. Andy wollte nicht darauf zurückgreifen müssen, um ein Glas Wasser zu bitten, obwohl auch das schon vorgekommen war. Zumindest schien es keine Dienstboten zu geben, die an Stelle von Miss Wooster das Wasser bringen würden.

»Zeigen Sie mir doch den Entwurf, den Sie erwähnten«, sagte Miss Wooster, die sich in einen Sessel in der Nähe des Bücherregals setzte. »Um sechs Uhr bekomme ich leider Besuch, aber ich konnte den Termin nicht verschieben.«

Andy warf einen Blick auf seine Armbanduhr; es war bereits Viertel vor sechs, und er sagte: »Ich fasse mich so kurz wie möglich.« Er ging zu seiner Aktentasche am anderen Ende des Zimmers und kramte zwischen den Werbeprospekten für Marvel-Staubsauger seine Weltkarte und die drei Seiten Text hervor. Dann holte er tief Luft und begann zu sprechen, langsam, doch so, daß Miss Wooster ihm nicht ins Wort fallen konnte.

Auf ihren Zügen malte sich ein ungläubiges, möglicherweise amüsiertes Lächeln.

»Sie denken sicher – ich meine, für eine solche Studie fehlen mir sicher die Voraussetzungen«, sagte er als letztes.

»Nein. Ich finde es interessant. Ich bewundere Ihren Enthusiasmus.« Sie hatte seinen Entwurf durchgesehen. »Ich glaube allerdings, daß Sie sich geirrt haben mit der Ähnlichkeit, die Sie zwischen Ainu und Chinesen vermuten... «

Andy lauschte aufmerksam, während sie sprach und die Minuten vergingen. Er fragte sich, ob er den Maya-Schmuck bei diesem ersten Besuch bekommen würde und ob er sie dazu würde bewegen können, ihm einen zweiten Besuch zu erlauben, falls es ihm nicht gelang. Unverzüglich verscheuchte er die Zweifel aus seinen Gedanken. Zweifel waren tödlich. Und zumindest ließ Miss Wooster

nicht durchblicken, daß sie seine Theorie für völlig abwegig oder irrelevant hielt.

Es klingelte.

»Ach, das ist mein Besuch«, sagte Miss Wooster im Aufstehen. »Ein bißchen früh. Entschuldigen Sie mich, Mr. Garrett.«

Andy erhob sich lächelnd. Besser hätte er es nicht einfädeln können. Miss Wooster ging in den Flur, um die Gegensprechanlage zu bedienen, und Andy steckte schnell das Schmuckstück ein und arrangierte die entstandene Lücke so, daß sie nicht sofort auffiel, jedenfalls nicht, ehe er weg war.

Als Miss Wooster in das Zimmer zurückkam, verstaute er seine Unterlagen bedächtig in der Aktentasche. »Ich habe Ihre Zeit über Gebühr beansprucht«, sagte er bedauernd.

»O nein! Ich muß leider diese Person jetzt empfangen, weil sie ein Interview mit mir führen will.« Sie lächelte und streckte ihre Hand aus. »Es war sehr nett, Sie kennenzulernen. Ich hoffe, Sie werden Ihr Buch schreiben. Sie sagten, Sie hätten an die hundert Seiten?«

»Ja.« Andy bewegte sich jetzt zum Flur.

»Wenn Sie irgendwelche Schwierigkeiten haben, können Sie mich jederzeit um Rat fragen. Ich unterhalte mich immer gern über mein Lieblingsthema.«

»Vielen Dank –«

Die Fahrstuhlür hatte sich geöffnet. Eine hochgewachsene Frau Mitte Dreißig trat langsam heraus und schaute Andy mit merkwürdig fragendem Blick an. Er erwiderte

den Blick, und dann begriff er voller Entsetzen, daß sie die Journalistin war, der er irgend etwas gestohlen hatte, an das er sich jetzt nicht erinnern konnte.

»Oh – Mr. O'Neill, wenn ich mich nicht irre?« sagte sie.

»Nein«, sagte Miss Wooster. »Das ist Mr. Garrett. Mr. Garrett, Miss Holquist. Oder kennen Sie sich etwa?«

»O ja«, sagte Miss Holquist.

Andy wußte, daß ihm kein Ausweg blieb. Selbst mit dem unauffälligsten Allerwelts Gesicht war er für Myra Holquist wiedererkennbar, denn erst vor einem halben Jahr war er zweimal bei ihr gewesen. »Tut mir leid«, sagte er. »Ich heiße Garrett. Ich weiß nicht, warum ich mich Ihnen als O'Neill vorgestellt habe. Vielleicht aus purer Abenteuerlust. Oder weil ich ausprobieren wollte, wie sich ein Pseudonym ausnimmt. Schriftsteller, die Garrett heißen, sind nicht gerade Mangelware.«

Myra Holquist nickte geistesabwesend. »Wie steht es mit Ihrem Projekt? Wollten Sie nicht eine Reportage über das Verschwinden von Abbruchgrundstücken aus dem Leben der New Yorker Kinder verfassen? Irgend etwas in der Art?«

Jetzt sah Miss Wooster ihn mit einem merkwürdigen Blick an.

»Irgend etwas in der Art«, stammelte Andy hilflos. »Tja, ich muß langsam gehen.«

Er kam sich zutiefst geschlagen, beschämt und erniedrigt vor. Nichts war von seinem forschenden Auftreten geblieben. Er drückte den Knopf für den Fahrstuhl, der bedauerlicherweise verschwunden war.

»Einen Augenblick, Mr.... Garrett. – Entschuldigen Sie bitte, Miss Wooster. – Ich habe mich damals über Ihren eiligen Abgang gewundert«, sagte Miss Holquist zu Andy. »Hatte das eventuell etwas mit einem javanischen Zigarettentui zu tun?«

»Ich verstehe Sie nicht«, sagte Andy und runzelte in gespielter Ratlosigkeit die Stirn.

Sie lächelte ihn unfroh an. »O doch, das tun Sie. Miss Wooster, kennen Sie diesen Mann schon länger?«

»Nein«, erwiderte Miss Wooster. »Erst seit heute nachmittag. Er –«

»Dann sollten Sie in Ihrer Wohnung nachsehen, ob irgend etwas fehlt, bevor Sie ihn aus dem Haus gehen lassen.«

Miss Wooster starrte ihn mit offenem Mund an, und Andy biß die *Zähne* aufeinander und wünschte inständig, der Fahrstuhl würde erscheinen, doch er war nicht einmal von ferne zu hören.

»Miss Wooster, das habe ich ernst gemeint«, sagte Miss Holquist in gebieterischem Ton.

Ein Rest Selbstachtung, vielleicht sogar der Beginn eines Plans, veranlaßte Andy abzuwinken, als die Lifttür sich öffnete. »Nein, danke«, sagte er zu dem Fahrstuhlführer, drehte sich um und folgte Miss Wooster in ihr Wohnzimmer wie ein Verurteilter, der zum Richtplatz abgeführt wird.

Myra Holquist begleitete sie.

»Oh, mein goldener Maya-Schmuck! « rief Miss Wooster. »Er ist weg!« Sie schaute Andy aus furchtsam

aufgerissenen Augen an. »Ha-haben Sie ihn gesehen?« stotterte sie.

»Geben Sie ihn ihr zurück, Mr. O'Neill oder Garrett«, sagte Miss Holquist von oben herab.

Da schlug Andy ihr mit aller Kraft seines muskulösen rechten Arms gegen den Kopf, und sie stürzte zu Boden. Er kniete nieder, packte sie an der Kehle und schlug ihren Kopf immer wieder auf den Boden, ohne Miss Woosters Entsetzensschreie zu bemerken, ebensowenig wie ihre fruchtlosen Bemühungen, ihn wegzuzerren. Während dieser Sekunden der Gewalttätigkeit war Andys Geist von jedem Gedanken entleert und nur von dem Gefühl oder Eindruck beherrscht, daß die Frau, auf die er einschlug, ihn verraten, entehrt, unerträglicher Scham und Schande ausgesetzt hatte. Ihr übertrieben geschminktes Gesicht versinnbildlichte alles, was er am weiblichen Geschlecht verachtete, all seine Gefühlskälte, Unbarmherzigkeit, Fühllosigkeit.

»Hören Sie auf!« herrschte Andy Miss Wooster an und richtete sich auf. Doch als er sah, wie sie zurückwich, erschrak er selbst. Sie schwieg jetzt, doch er befürchtete, daß jeden Moment jemand erscheinen konnte, angelockt durch ihr Geschrei. Sie wich immer weiter zurück, und er folgte ihr. Er brauchte ein Seil, einen Knebel, irgend etwas, um sie zu fesseln, damit er verschwinden konnte.

»Wo ist das Schlafzimmer? Gehen Sie rein!« befahl er. Hinter ihr sah er das Schlafzimmer, in dessen prunkvollem Messingschloß der Schlüssel steckte.

Sie trat gehorsam in den Raum.

»Und hier. Das können Sie wiederhaben«, sagte er und holte den Maya-Anhänger aus der Tasche. Er legte ihn auf eine Kommode neben der Schlafzimmertür. »Es tut mir leid, aufrichtig leid.« Stumm und beschämt neigte er den Kopf mit einem Ruck, als wolle er um Entschuldigung bitten, warf die Zimmertür ins Schloß und sperrte sie ab, wobei er den Schlüssel steckenließ.

Dann eilte er in das Wohnzimmer zurück, um seine Aktentasche zu holen – Miss Holquist lag reglos da –, und weil er sich nicht traute, den Fahrstuhl zu benutzen, sah er sich nach der Küche um. Wie erhofft besaß sie einen Lieferanteneingang, der zu einem Lastenaufzug und einer Treppe führte.

Er entschied sich für die Treppe. Hinunter und hinunter, dreizehn verwünschte Stockwerke. Er landete in einem Kellerraum, dessen einzige Lichtquelle eine halboffene Tür war, durch die Tageslicht hereindrang. Er ging durch diese Tür, stieg eine Eisentreppe hoch und befand sich auf der Seventy-eighth Street zwischen Park Avenue und Lexington, in unmittelbarer Nähe seines Wagens. Langsam ging er zum Wagen, während er in der Tasche nach den Autoschlüsseln tastete.

Er wohnte in einer jener besonders unwohnlichen Straßen voller Mietskasernen in dem Teil Manhattans, der an die George Washington Bridge angrenzt. Die Bars in dieser Gegend waren kaum weniger unwirtlich, doch Andy trank in einer zwei große Schluck Rye-Whiskey, um seine Nerven zu beruhigen, bevor er sich nach Hause wagte. Jetzt war er ausnehmend froh, daß Juliette nur das Nötigste mit ihm sprach und ihn nie richtig ansah. Und Martha, fiel

ihm ein, war heute abend mit einer Schulfreundin zum Essen verabredet und wollte danach mit der Freundin Hausaufgaben machen.

In dieser Nacht tat Andy kein Auge zu. Ihn verfolgten Miss Woosters Schreie, durch ihre Schlafzimmertür gedämpft. Hatte es in dem Zimmer ein Telefon gegeben? Wie schnell hatte sie sich wohl befreien können? *Mr. Garrett, Mr. O'Neill*, hatte sie immer wieder gerufen.

Andy warf sich voller Scham im Bett hin und her und dachte an den Hort voller Schätze in seiner untersten Schublade. Ihm war, als hätte er seinen abstoßenden Zeitvertreib noch nie mit objektivem Blick betrachtet, er, der er sich immer für einen halbwegs intelligenten Zeitgenossen gehalten hatte!

Am nächsten Morgen kaufte Andy eine Zeitung am Kiosk in der Nähe seiner Firma, in der er jeden Tag um Viertel vor neun seinen Dienst antrat. In der Zeitung fand sich nichts über den Alptraum des Vorabends; Andy fragte sich, ob die Morgenzeitungen überhaupt rechtzeitig davon hatten erfahren können. Er verkaufte einen Staubsauger an eine alte Dame, die in einer Wohnung voller zwitschernder Kanarienvögel lebte.

Dann kaufte er ein Nachmittagsblatt, in dem stand, daß die bekannte Journalistin Myra Holquist in der Wohnung der berühmten Ethnologin Rebecca Wooster, die sie interviewen wollte, erdrosselt worden war. Der Artikel kam ihm so unwirklich und phantastisch vor wie das gestrige Geschehen, bis er den Bericht des Mediziners las und die Beschreibung des gesuchten »Robert Garrett oder O'Neill«, die Miss Wooster gegeben hatte. Das war er vom Scheitel

bis zu Sohle, sein Konterfei in Worten!

Er ein *Mörder*! Mord hatte Andy nicht einkalkuliert.

Er wußte, was die Polizei als erstes tun würde: nach einem Robert Garrett oder O'Neill Ausschau halten, auf den die Beschreibung paßte, keinen finden (das zumindest hoffte Andy) und als nächstes nach jemandem suchen, auf den die Beschreibung paßte und der Bestandskataloge für die Public Library zusammenstellte. Danach würde man überall nach einem Mann suchen, auf den die Beschreibung zutraf. Und eines Tages würde man dann möglicherweise...

Andy kam der Gedanke, daß er sich stellen konnte, doch der Mord war in seinen Augen ein so unglücklicher Zufall, ein solches Pech, daß er fand, er habe ein gnädigeres Schicksal verdient als den unbarmherzigen Zugriff der Justiz. Und deshalb stahlte er sich innerlich, um dem Bewußtsein gewachsen zu sein, daß ein Dritter, eine Frau, sein Verbrechen miterlebt hatte und, sollte sie ihm je begegnen, sein gegenwärtiges Leben jederzeit beenden konnte. Die Aktenmappe voller Diebesgut hinten in seiner untersten Schublade mochte er nicht einmal mehr anrühren. Allein der Gedanke an sie vereitelte jedes Tun, mit dem er sich von ihr hätte befreien können.

Sechs Monate vergingen. Andy verlor etwas Gewicht, doch so allmählich, daß weder Juliette noch irgend jemand in seiner Firma sich dazu äußerte. Auf der Straße konnte er keinem Polizisten ins Gesicht sehen, und er konnte sich nicht abgewöhnen, mit prüfendem Blick die Mienen all derer zu überfliegen, die einen Fahrstuhl verließen. Bei dem einzigen Anlaß, als er mit Juliette ins Theater gegangen

war (an ihrem Geburtstag und auf ihren Wunsch hin), hatten die Pausen im Foyer ihn an den Rand des Wahnsinns getrieben.

Und dann las Andy in der Zeitung, daß Rebecca Wooster mit neunundvierzig Jahren auf Ceylon bei der Arbeit einem Herzanfall erlegen war. Das verarbeitete er über einen Zeitraum von drei Tagen, und am Ende der drei Tage nahm er die Aktenmappe aus der Schublade und warf sie von der George Washington Bridge.

Danach fühlte er sich besser, und er erwartete, daß es im Verlauf der Zeit weiter bergauf gehen würde. Eine Zeitlang schlief er besser, doch dann nahm die Schlaflosigkeit wieder zu. Er bekam Ringe unter den Augen, purpurne Ringe, die nicht mehr verschwanden.

Als er sich eines Nachts schlaflos im Bett hin und her warf, begriff er, woran es lag. Jetzt hatte er keinen bestimmten Feind mehr, niemanden, der das Wissen um seine Schuld teilte. Er hatte nur sich.

Seit Wochen kämpfte er mittlerweile gegen den Drang an, alles zu gestehen, denn er wußte, was er damit seiner Tochter und sogar Juliette antun würde. Doch zugleich gelang es ihm nicht, sich einzureden, daß es weniger schmachlich sei, sein Geheimnis, das Wissen um sein Verbrechen, für sich zu behalten. Schließlich war er ein Mitglied der Gesellschaft, genau wie seine Tochter und seine Frau.

Und an einem kalten Nachmittag im Februar ging Andy zu einer Polizeiwache im Osten Manhattans und stellte sich. Er sagte, er sei der Robert Garrett alias O'Neill, der

im vergangenen Mai in der Wohnung der verstorbenen Rebecca Wooster Myra Holquist erdrosselt hatte.

Seine Lider zuckten, wie sie es inzwischen unablässig taten, und er merkte, daß er nicht sehr überzeugend wirkte. Doch mit der Mauer unerschütterlicher Skepsis, auf die er bei den Polizisten stieß, hatte er nicht gerechnet.

Ein höherer Beamter verhörte ihn mehrere Minuten lang eindringlich, rief bei einer anderen Wache an, um die Beschreibung Garretts-O'Neills zu überprüfen, und zeigte sich dennoch nicht überzeugt.

»Wurden Sie schon einmal in einer Nervenheilanstalt behandelt?« fragte ihn der Polizeibeamte. »Nein«, antwortete Andy.

Ein anderer höherer Beamter erschien, und Andy wiederholte seine Geschichte, die er nun um Einzelheiten seiner früheren Diebstähle bereicherte. Doch sein Gedächtnis ließ ihn im Stich. Er konnte sich nur noch an den Namen einer unter all den Frauen erinnern, die er beraubt hatte – Irene Cassidy, die Modeschöpferin. Aber was hatte er bei ihr mitgehen lassen? Er könne einige der gestohlenen Gegenstände beschreiben, aber keinen einzigen vorweisen, erklärte er, weil er sie vor zwei Wochen von der George Washington Bridge geworfen hatte.

»Rufen wir Irene Cassidy an«, sagte der Neuankömmling.

Miss Cassidy arbeitete in ihrem eigenen Atelier und war zu Hause. Der Polizeibeamte schilderte ihr den Sachverhalt so umständlich, als wolle er die Frau absichtlich verwirren, dachte Andy. Den Worten des Beamten konnte er entneh-

men, daß dieser auf alle Fragen verneinende Antworten erhielt, und Andy bat, selbst mit ihr sprechen zu dürfen. Man reichte ihm den Hörer.

»Hallo, Miss Cassidy«, sagte Andy. »Ich weiß nicht mehr, unter welchem Namen ich mich Ihnen vorgestellt habe, aber ich hatte Sie um das Gespräch gebeten, weil ich behauptete, meine vierzehnjährige Tochter wolle Modeschöpferin werden. Erinnern Sie sich? Das war vielleicht vor etwas mehr als einem Jahr.« Vielleicht war es vor zwei Jahren gewesen.

»Na ja, wenn ich Sie sehen würde, dann könnte ich mich unter Umständen erinnern«, erwiderte Miss Cassidy, »aber mich sprechen viele Leute an, weil sie jemanden kennen, der Modeschöpfer werden will.«

»Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß etwas aus Ihrer Wohnung fehlte, nachdem ich Sie besucht hatte?«

»Fehlte? Was meinen Sie damit?«

»Irgendein kleiner Gegenstand aus Ihrem Atelier – oder von Ihrem Arbeitstisch –, ich weiß es nicht mehr genau.«

»Der ist nicht ganz bei Trost«, murmelte eine Stimme hinter ihm.

»Können Sie auf die Wache kommen? Bitte!« flehte Andy sie an.

Miss Cassidy hatte keine Zeit für so etwas. Andy bat sie, einen Moment zu warten, reichte den Hörer einem Polizisten und bat ihn, sie dazu zu bewegen, auf die Wache zu kommen. Der Polizist hatte mehr Glück als er.

Bange fünfundvierzig Minuten ließ man Andy auf einer Holzbank warten, von der er jederzeit zur Tür hinaus und

auf die Straße hätte entwischen können. Schließlich kam Miss Cassidy, klein und elegant, in einem kurzen Pelzumhang und mit einem Hut aus Federn. Die Polizisten brachten sie zu Andy und fragten sie, ob sie diesen Mann schon einmal gesehen habe. Miss Cassidy sah ihn verblüfft an.

»Ich habe etwas abgenommen«, sagte Andy erklärend. »Nicht viel, aber es könnte mein Aussehen verändert haben. Wir haben uns über Yves Saint Laurent unterhalten, wissen Sie noch? Über unkonventionelle junge Talente und so weiter?«

Es war nichts zu machen. An ihm haftete inzwischen ein Odium der Schübigkeit und Heruntergekommenheit. Er war nicht mehr der gesunde, zuversichtliche Mann, mit dem sie sich vor einem Jahr oder vielleicht vor zwei Jahren unterhalten hatte.

Miss Cassidy schüttelte den Kopf und sah die Polizeibeamten an. »Ich hoffe, daß ich die Aufklärung irgendwelcher Verbrechen nicht behindere, aber soweit ich mich erinnern kann, bin ich diesem Mann noch nie begegnet. Wollte er mich als Alibi benutzen?«

»Nein, als Belastungszeugin. Er gibt sich als Mörder aus«, sagte einer der Beamten lächelnd. »Typischer Trittbrettfahrer. Die gibt es wie Sand am Meer. Und ausgeschmückt hat er seine Geschichte mit irgendwelchen Kleindiebstählen in ganz New York.«

Mit einemmal schien Miss Cassidy sich vor ihm zu fürchten. Weiber, dachte Andy. Warum hatte sie ihn nur vergessen? Es war noch nicht einmal Absicht, dachte er,

sondern nur ein weiterer Schlag, den sie im ewigen Kampf der Geschlechter unbewußt geführt hatte.

»Wir haben uns bei seiner Firma erkundigt«, fuhr der Beamte fort. »Er hat in den neun Jahren, seit er dort arbeitet, keinen einzigen Tag blaugemacht. – Hören Sie mal, hat Ihre Firma wohl sowas wie einen Psychiater oder so?« fragte er Andy. »Ich glaube, Sie sollten sich mal untersuchen lassen, Forster. Vielleicht haben Sie in letzter Zeit einfach zuviel gearbeitet.«

Wenige Minuten später war Andy entlassen und stand auf der Straße.

Er ging in die Subway-Station und warf sich vor den nächsten einfahrenden Zug.

Die zweite Zigarette

George Leister, ein einundfünfzigjähriger New Yorker Steueranwalt, kam eines Samstagmorgens in die Küche und war einigermaßen überrascht angesichts der frisch angezündeten Zigarette, die in einem Aschenbecher vor sich hin glomm. George blickte auf die Zigarette in seiner Hand, auch sie frisch angesteckt, und tadelte sich ob seiner Zerstretheit. Dabei hatte er sich doch geschworen, seinen Zigarettenkonsum auf zehn pro Tag zu reduzieren. Allerdings schaffte er es bislang noch nicht unter fünfzehn. George drückte die Zigarette im Aschenbecher vorsichtig aus, um sie für seine restliche Tagesration aufzusparen – er zählte sehr wohl! –, langte nach der Kaffeekanne und war eben im Begriff, sich noch eine Tasse einzugießen, als er in der Küchentür, durch die er eben hereingekommen war, eine Gestalt bemerkte. George erschrak so heftig, daß er die Kanne hochriß und ein paar Tropfen Kaffee auf dem Fußboden verschüttete.

Die Gestalt in der Tür war er selbst; es war, als ob er in einen Spiegel blickte, nur daß sein Ebenbild sanft lächelte. George dagegen nicht.

»Ich bin auch Raucher«, sagte die Gestalt leise und in belustigtem Ton.

George zitterte, aber er drehte sich zur Seite, bezwang seine Hand und schenkte sich mit äußerster Vorsicht eine Tasse Kaffee ein. Das war eine sowohl akustische als auch

visuelle Halluzination, dachte er. Wurde er am Ende verrückt? Aber wieso? Er hatte gestern einen ruhigen Abend zu Hause verbracht – nichts Ausgefallenes gegessen, kein Glas zuviel getrunken. Mit schreckensstarrer Miene und verkniffenem Mund faßte George das Trugbild noch einmal ins Auge.

Freundlich erwiderte die Gestalt seinen Blick. Sie trug den gleichen weinroten Morgenmantel wie er, ihre braunen Haare waren grau meliert (wie seine eigenen, gestand er sich ein), die Wangen von den ersten Altersfalten gezeichnet. George hatte keinen Bruder und kannte keinen Vetter, der ihm so frappierend ähnlich sah. Es hätte nur zweier Schritte bedurft, und George hätte den anderen berühren können, aber er wollte nicht. Unterdessen lächelte die Gestalt ihn unverwandt an, und George bemerkte angewidert einen gelblich verfärbten Eckzahn. Ekelhaft! So also nahm seine Umwelt ihn wahr! Nicht einmal gesund und adrett sah er aus!

»Bist nicht sehr stolz auf dich, was?« Die Gestalt griff nach der ausgedrückten Zigarette und setzte sie mit einem Streichholz aus der Schachtel auf dem Küchentisch wieder in Brand. »Ist bestimmt schon die vierte, und das so früh am Morgen. Schummelst du auch nicht beim Zählen?«

George war sich keiner Schuld bewußt. Aber jetzt hatte er immerhin einen Anhaltspunkt. »Falls Sie mein Gewissen sind«, brummte er achselzuckend, aber ohne dem Blick des anderen standhalten zu können, »dann falle ich nicht darauf rein. Visionen: Ist doch ein alter Hut, so was.«

Im selben Augenblick begriff er, daß er sich eine Blöße gegeben hatte, einfach dadurch, daß er laut redete. War das

nicht so, als würde man Selbstgespräche führen? »Das andere Ich«, höhnte George trotzig. »Was für ein Quatsch!«

»Kein anderes Ich. *Dein* Ich«, korrigierte das Phantom gelassen.

George gruselte sich bis ins Mark vor der leibhaftigen, sogar leicht übergewichtigen Erscheinung im Türrahmen, aber er war entschlossen, so zu tun, als existiere sie nicht, und durch die Tür zu seiner Zeitung im Wohnzimmer zurückzukehren. Und mit erhobener Tasse, als wollte er damit die Gestalt durchbohren, wenn sie nicht Platz machte, rückte er vor.

Das Gespenst wich mit einem gewandten Schlenker in den Flur aus und gab den Weg frei.

George wäre wohler gewesen, wenn er durch die Gestalt hätte hindurchlaufen können, hätte er doch damit bewiesen, daß sie nicht wirklich existierte. Er griff nach der *Times* wie nach einem Rettungsring und vertiefte sich in den Börsenteil. Gutes, solides Nachrichtenmaterial. *Dollarkurs im Vergleich zu Deutschmark und Yen weiterhin auf Talfahrt*. Gierig und konzentriert verschlang George Zeile um Zeile.

Trotzdem entging ihm nicht, wie die Gestalt im weinroten Morgenmantel ins Wohnzimmer geschlendert kam.

»Nein, bist nicht besonders stolz auf dich... Hast du Liz mal wieder gesehen?«

George, der verärgert aufgeblickt hatte, stellte erfreut fest, daß die Gestalt jetzt, da ein gleißender Sonnenstrahl auf sie fiel, gleich verschwommener wirkte. Na bitte! Aber als das Phantom stehenblieb, sah er auch, daß die Quasten

am Gürtel des Morgenmantels ganz realistisch hin und her pendelten. »Liz will mich nicht sehen«, sagte George entschieden und mit jener höflichen Bestimmtheit, die er in seiner Kanzlei annahm, wenn es galt, ein Argument durchzudrücken.

»Natürlich will sie. Sie würde gern wieder freundschaftlich mit dir verkehren. Sie trägt dir nichts nach, obwohl sie allen Grund dazu hätte. Es liegt an dir. Du entziehst dich – weil du dich schämst.«

Wieder das alte Gewissensspiel. Ich sollte kalt duschen, dachte George, damit ich dieses *Ding* loswerde.

»Bezweifle sehr, daß du mich dadurch los wirst.«

Jetzt konnte George durch den Rumpf der Gestalt ein Stück vom Bücherschrank erkennen. Das machte ihm Mut.

»Weil ich du bin – nicht dein zweites Ich«, fuhr die Gestalt fort und kicherte.

George erkannte sein eigenes Kichern. Natürlich hatte er auch seine Stimme erkannt. Ich kann mich nicht mal selber leiden, schoß es ihm durch den Kopf. Das Kichern hatte ihm nicht gefallen, weil es irgendwie unaufrichtig klang. Aber George hielt sich nicht für unaufrichtig, nicht von Grund auf jedenfalls. Kleine Flunkereien waren unvermeidlich – ohne die würden Gesellschafts- und Geschäftsleben wohl kaum funktionieren. Doch wenn man ihn aufgefordert hätte, sich selbst zu bewerten, dann hätte George sich als genauso ehrlich, ja, womöglich noch ehrlicher eingestuft, als den Durchschnitt. Bis zu diesem Kichern eben. Was hielten die anderen eigentlich wirklich von ihm?

»Was nun Liz angeht«, sagte die Erscheinung, und es

klang, als wolle sie zu einer längeren Rede ansetzen.

»Die ist ganz glücklich mit ihrem neuen Mann«, brummte George und griff wieder nach der Zeitung.

»Was man von dir nicht behaupten kann, hm? Das war ein Fehler, George, ein großer Fehler.«

Was war ein Fehler? Etwa Harrietta? George spürte, wie ihm das Blut in die Wangen schoß. Vor Zorn? Scham? George hatte zwei Jahre lang eine Freundin gehabt, Harrietta, und Liz war dahintergekommen. Sie hatte es durch eine vertratschte Sekretärin aus seiner Kanzlei erfahren (George gelang es, die Person aus anderen Gründen zu feuern), und fast zur gleichen Zeit hatte Harrietta ihn zur Rede gestellt und gefragt, ob er sich je von Liz scheiden lassen und sie heiraten würde. George hatte ja gesagt. Schließlich hatten sie sich im Bett und auch sonst gut verstanden, Harrietta hatte Köpfchen, und George und Liz hatten nur einen Sohn, der längst erwachsen war und in Kalifornien lebte, wo er eine eigene Familie gegründet und eine gute Stellung gefunden hatte. Als Liz von Harrietta erfuhr, fragte sie George, ob er die Scheidung wolle, und wieder hatte er ja gesagt. Die Ironie an der Geschichte war, daß Harrietta es sich plötzlich anders überlegte und vom Heiraten nichts mehr wissen wollte, während Liz nur drei, vier Monate später einen frisch geschiedenen Mann kennenlernte, der irgendwas mit dem Import von Melasse zu tun hatte und den sie heiratete. George hatte Liz' zweiten Mann ein paarmal getroffen. Ed Tuttle war ein wirklich feiner Kerl, grundanständig und von einer altmodischen Ritterlichkeit, die George zu der Zeit längst ausgestorben wähnte. Ja, Liz hatte es gut getroffen. George dagegen war

so gekränkt gewesen durch Harriettas Sinneswandel, daß er sich von ihr getrennt hatte. Harrietta wollte unabhängig sein, auf sein Geld war sie nicht angewiesen, und sie hing an ihrem PR-Job bei United Artists. Liz und Ed war an einem freundschaftlichen Kontakt zu ihm gelegen. George war derjenige, der sich sperrte. Liz und Ed wohnten in einer Kleinstadt nördlich von New York, aber mit guter Verkehrsanbindung.

»Du traust dich ihnen nicht unter die Augen«, sagte das Gespenst in seine Gedanken hinein. »Du bist der Verlierer, stehst ganz allein da, seit es keine Harrietta mehr gibt, mit der man heimliche Mitternachtssoupers feiern kann...« Die Stimme verhallte.

George spürte einen Stich in der Brust, der einen bleibenden Schmerz hinterließ. Ja, er hatte verloren. Ein paar Dinge gab es zwar, die einen für das Alleinleben entschädigten, aber doch nur sehr wenige. George kochte nicht gern und aß auch nicht gern allein auswärts, und sonntags fühlte er sich besonders einsam. Er und Liz waren am Sonntagnachmittag oft ins Museum gegangen oder ins Kino, hatten danach im Russian Tea Room oder in einem Hotel Tee getrunken und den Abend daheim gemütlich ausklingen lassen, mit einem kleinen Imbiß vor dem Zubettgehen. Das war schön gewesen. Bloß das Bett... in den letzten zehn Ehejahren hätte George genausogut mit seiner Schwester oder einem Bruder zusammen schlafen können. Fast war es ihm peinlich, sich daran zu erinnern.

»Nimm dir noch eine.«

George hatte schon eine ganze Weile das silberne Zigarettenetui auf dem Couchtisch angestarrt und sich

gedacht, daß die Erscheinung ihn tadeln würde, falls er sich eine genehmigte. Jetzt klappte er das Etui auf, zögerte und beschloß, hart zu bleiben. »Dann nehm ich mir eine.«

Hatte er das wirklich gehört? George sah, wie eine durchsichtige Hand eine Zigarette aus dem Etui nahm und nach dem Tischfeuerzeug griff. George hörte es klicken.

»... *nicht* dein Gewissen«, sagte die leise Stimme, »bloß *du*. Du meinst, ich sei deine gute Seite? Hast du denn eine? Ha! ... Aber ich glaube, wir haben auch unseren Spaß gehabt, oder? In unserem langen Leben?... Erinnerst du dich an Maggie?«

George war entschlossen, der Sache ein Ende zu machen. Er stand auf, trank seinen Kaffee aus und wandte sich nach rechts (zufällig die Richtung, die von dem Gespenst wegführte), um über den Flur ins Bad zu gehen. Zwar kostete es ihn einige Überwindung, und sämtliche Muskeln verkrampften sich, aber er biß die Zähne zusammen und duschte kalt, wie er es sich vorgenommen hatte. Hinterher rubbelte er sich mit einem Badetuch ab. Ein flotter Spaziergang würde ihm jetzt guttun. Eingekauft hatte er gottlob schon gestern abend, denn heute war ihm nicht nach langweiligen Haushaltspflichten zumute. George rasierte sich rasch elektrisch und nahm sich auch kaum Zeit zum Anziehen, denn er hatte das Gefühl, die Tagträumerei und das Trödeln, wozu er neuerdings neigte, könnten die Halluzination heraufbeschworen haben. Daß es sich um eine Halluzination handelte, davon war er überzeugt. Was sollte es sonst sein? An Gespenster oder das Übernatürliche glaubte er grundsätzlich nicht, und wenn er einen Artikel über außersinnliche Wahrnehmung las, dann tat er es

kritisch und mit dem Vorsatz, seine Skepsis bestätigt zu finden.

Die Geistererscheinung zeigte sich nicht mehr, als George aus dem Haus ging, und er sah sich nicht nach ihr um.

Draußen im hellen Sonnenlicht fühlte er sich frei und sicher. Das Hupen der Taxis klang angenehm beruhigend. Der Anblick eines schwarzen Zwergpudels, der im Rinnstein sein Geschäft machte und den eine junge Frau fest an der Leine hielt, erschien ihm wie die personifizierte Normalität. Er atmete tief durch und fühlte sich ganz gut in Form. Hatte er nicht knapp vier Pfund abgenommen, seit Liz ausgezogen war? Doch. Trotzdem, das mit den Mädels, den Frauen ... ganz schön kindisch in seinem Alter. Na ja, kindisch vielleicht nicht, aber er konnte auch nicht mehr so tun als ob, oder sich heute noch aufführen wie ein flotter Dreißiger. Etwas anderes wäre es, wenn einer seiner Freunde oder Geschäftspartner ihn mit einer interessanten und ungebundenen Frau bekannt machte. Aus so einer Begegnung mochte sich eine Affäre entwickeln, vielleicht sogar eine Heirat. Das war nicht ausgeschlossen, nein.

»Nein?«

Die Stimme in seinem Ohr war seine eigene gewesen. Oder vielmehr die des Trugbildes, und genauso klar, wie er sie zu Hause gehört hatte. George legte einen Schritt zu, aber bald fiel er ins gewohnte Tempo zurück. Er würde sich nicht umschauen. Komische Vorstellung, daß der Kerl – er selbst! – in Pyjama und Morgenmantel die Fifth Avenue entlang spazierte! Aber womöglich war er jetzt genauso angezogen wie George und trug einen beige-

grundigen Anzug mit Schottenkaro und darunter einen blauen Rollkragenpullover. George versuchte an etwas anderes zu denken. Der Montag würde verteufelt anstrengend werden. Gleich zwei Konferenzen, die eine morgens um zehn, die andere am Nachmittag, waren wegen der Firma Polyfax angesetzt. Polyfax produzierte Plastik in allen Formen und Größen. Die Firma unterhielt ein kanadisches Zweigwerk, das allerdings einen anderen Namen trug. Welchen? Die Firmenleitung hatte mit friierten Steuererklärungen ihre Bilanzen geschönt und die Schuld je nach Lage der Dinge mal auf Kanada, mal auf die USA geschoben. Freer, Leister & Foreman hatten die Bücher der Polyfax aus den letzten drei Jahren überprüfen müssen.

»Polyfax, Polyfax«, erklang Georges eigene Stimme höhnisch in seinem Ohr.

George hörte nicht hin. Am besten nahm er sich die Kopien heute abend noch einmal gründlich vor und überflog sie auch morgen noch mal kurz, damit er am Montag gut präpariert war für den alten Freer. »Wir schulden den Klienten unser Bestes – im Rahmen der Gesetze«, lautete Henry Tubman Freers redundanter Wahlspruch, und jedesmal, wenn er ihn zitierte, klang es, als hätte er nur laut gedacht. Statt zu arbeiten, wäre George gerade heute abend eigentlich lieber ausgegangen. Aber die Einladung zum Abendessen bei Ralph Foreman, ihrem Juniorpartner, hatte er ja ausgeschlagen. Ralph hatte ihn mit einem jungen Mann bekanntmachen wollen, der offenbar gern in die Kanzlei eingestiegen wäre. Tja, nicht zu ändern. George machte kehrt und ging zurück nach Hause.

Der Abend verlief ungestört. Das Gespenst zeigte sich nicht, sosehr George das auch befürchtet hatte, denn er hielt es für wahrscheinlicher, daß Geister, wenn schon, dann bei Nacht erschienen. Was für ein alberner und kindischer Gedanke.

Auch am Sonntagvormittag, der ansonsten genauso verlief wie der Samstagmorgen, blieb die Erscheinung aus. Georges Gemütszustand besserte sich. Gegen zwölf briet er sich ein Hähnchen aus der Tiefkühltruhe, das er seit dem Frühstück hatte auftauen lassen. Er aß zu Mittag, und um drei rief er seinen Sohn an, George junior. Es war Tradition, daß George sonntags zwischen zwei und drei bei den Kindern anrief.

»Gropsa!« krächte die Kinderstimme am anderen Ende.

Im Hintergrund hörte George das herz hafte Lachen seines Sohnes, und als George jr. an den Apparat kam, erklärte er: »Wir haben versucht, Georgie das Wort ›Großpapa‹ beizubringen. Und er kann's auch schon, aber am Telefon war er wohl zu aufgeregt. ... Möchtest du Mary auch guten Tag sagen?«

»Aber natürlich.« Mary klang so fröhlich und aufgekratzt wie immer; sie erzählte ihm, daß die Sonne schien, daß sie im Lauf des Vormittags die neuen Krockettore im Garten aufstellen würden, daß Georgie schon wieder zahnte...

Als George auflegte, fühlte er sich von lastendem Schweigen umfassen, als ob ein schöner Traum jäh – und mit Getöse – abgerissen wäre. Lärmendes Schweigen, das gab es schon, oder? Für ein paar Minuten hatte er die

Sonne Kaliforniens gespürt, hatte – beinahe – mit angehört, wie Gabeln und Löffel gegen die Frühstücksteller klirrten, hatte das Brabbeln eines einjährigen Kindes vernommen und das Lachen seines Sohnes, eines glücklichen Ehemanns.

Er wollte nach einer *Zigarette* greifen – vielleicht der neunten heute? –, unterließ es aber aus Angst, die Erscheinung heraufzubeschwören, die Raucher war wie er. Und dann Maggie. Warum hatte das – wie sollte er es nennen? –, warum hatte es ausgerechnet Maggie erwähnt? Eine Geschichte, die dreißig, nein genau dreiunddreißig Jahre zurücklag! George war damals erst achtzehn gewesen, und er hatte das einzig Richtige getan. Jawohl. Mit der Hilfe – mit dem Geld – seines Vaters, zugegeben, aber trotzdem war es richtig gewesen. Kein Zweifel, er war verliebt gewesen in Maggie und sie in ihn. Und er hatte Maggie geschwängert, obwohl sie beide versucht hatten, aufzupassen. An eine Heirat war nicht zu denken. Er hatte noch vier Jahre Studium vor sich, und damit hätte Maggie sich nicht abgefunden. Oder doch? Nein, Maggie war ein unbedarftes Mädchen, damals jedenfalls. Eine Jugendtorheit, Punktum!

George wußte wohl, daß seine Argumentation ziemlich schwach war. Er stand auf, dachte wieder an eine Zigarette und versagte sie sich abermals. Kaffee, ja, und dann noch einmal die Polyfax-Unterlagen durchgeackert. Kopf hoch, George, nur Mut! Er ging in die Küche, um den Kaffee aufzuwärmen.

Sein Doppelgänger stand mit dem Rücken zur Spüle und trug jetzt, genau wie George, dunkelgraue Hose, blauen

Kaschmirpullover und Hausschuhe. »Mut! Haha. Du hast dich kein bißchen verändert.« Die Erscheinung rauchte eine Zigarette; George sah es mit einer Mischung aus Neid und Scham.

»Mir aus den Augen!« rief George und holte mit der Rechten zu einer Rückhand aus, die das Trugbild am Kopf getroffen hätte, wäre es denn real gewesen.

Die Erscheinung duckte sich unter jungenhaftem Gelächter.

Hatte George etwas berührt, und sei es auch nur flüchtig? Er war sich nicht sicher.

»Du hast ja eine Stinklaune! Na dann, schönen Tag noch!« sagte Georges Doppelgänger und spazierte aus der Küche.

George stürzte ihm hitzig nach und streckte die Arme nach ihm aus, wie eine Subway-Wache, die mit Gewalt versucht, den letzten Passagier in einen überfüllten Zug zu pressen. Aber Georges Hände griffen ins Leere, und als er sich blinzeln die Augen rieb, sah er auch nichts mehr.

An dem Tag kam das Phantom nicht wieder, und abends um zehn war George schon besser aufgelegt, ja sogar ganz vergnügt. Er hatte die Polyfax-Akten durchgearbeitet, ein bißchen ferngesehen und sich, während er den Kühlschrank abtaute und auswischte, ein Beethoven-Konzert auf Platte angehört. Nichts als eine optische Täuschung, dieser Doppelgänger! Eine bloße Illusion. George hatte sich auf dem Sofa ausgestreckt und hing seinen Gedanken und Träumen nach. Und dabei kam er zu der Einsicht, das ganze Leben sei nur eine Illusion – eine von Fortschritt und Leistung

(vorgetäuscht durch immerwährende, lächerliche Betriebsamkeit, dringende Termine und Ultimaten, kurz den ganzen albernem Zirkus, den die Menschheit »Arbeit« nennt). Und wie stand es um Georges Leistungen – was hatte er erreicht? Er stand in dem Ruf, ein guter Anwalt zu sein, und er hatte Geld. Ein gutgefülltes Bankkonto und Wertpapiere, auf deren ihr zustehenden Anteil Liz bei der Scheidung verzichtet hatte. Anfangs hatte sie sich von ihm Unterhalt zahlen lassen, aber seit sie vor einem Jahr geheiratet hatte, lehnte sie sogar das ab. Ihm und Liz gehörte ein Cottage auf Montauk Point, das sie nur selten genutzt hatten, aber jetzt meinte Liz, sie sollten es gemeinsam behalten, da sie sich ja jederzeit darüber verständigen könnten, wer jeweils dort Ferien machen wolle, und einander mithin nicht ins Gehege kommen würden. George war seit der Scheidung erst einmal dort gewesen, und auch das nur, um ein paar Bücher und Schallplatten sowie seine persönlichen Sachen abzuholen. Geld hatte er, ja, doch wozu? Sein Sohn verdiente gut und brauchte sein Geld nicht. George jr. war Anwalt wie er. Bis es Schlafenszeit wurde, hatte George sich in eine dumpfe Depression hineingegrübelt. Immerhin ließ sich das Phantom nicht mehr blicken, auch dann nicht, als George im Bett seine zwölfte Zigarette rauchte.

Am nächsten Morgen fand George unter der Post ein Kuvert, auf dem er Liz' Handschrift erkannte. Er öffnete den Brief, während er an der Fifth Avenue auf seinen Bus wartete. Liz lud ihn für heute, Montag, zum Abendessen ein und hatte Eds Büronummer dazugeschrieben (die George sowieso irgendwo hatte), damit er sich mit ihm für

die Fahrt verabreden konnte.

»... ich weiß, Du bist kein Freund von schnellen Entschlüssen, und darum wähle ich den Postweg. Ich denke, daß Du diese Zeilen Samstag, spätestens aber Montag morgen erhältst. Bitte versuche es einzurichten. Wir haben Eds Sohn Willie zu Besuch. Er hat sich beim Basketball den Knöchel gebrochen und erholt sich nun für ein paar Tage bei uns. Er ist jetzt achtzehn. Wenn ich mich recht entsinne, kennst Du ihn bereits von einer früheren Begegnung ...«

George verdrängte diesen Brief fürs erste – oder zumindest versuchte er es. Heute mußte er sich ganz auf Polyfax konzentrieren. Ed würde er nachmittags, kurz vor drei, anrufen und höflich absagen. Aber der Gedanke, sein Doppelgänger, dieses Phantom, könnte ihn dafür der Feigheit bezichtigen, brachte ihn während der morgendlichen Konferenz immer wieder aus dem Konzept. Angenommen, die Erscheinung kam wieder, würde sie George dann nicht womöglich unterstellen, ihm fehle der Mut, der Anstand, eine Essenseinladung seiner früheren Frau und ihres Mannes anzunehmen, obwohl die beiden doch wirklich reizend seien, ohne es mit ihrer Freundlichkeit zu übertreiben?

George rief Ed um Viertel vor drei an und sagte, er käme herzlich gern.

»Wie schön! Liz wird sich freuen«, sagte Ed mit dem gewohnten Lächeln in der Stimme. »Können wir uns dann an meinem Parkhaus treffen, dem Kammer? Ecke Forty-ninth Street und Sixth Avenue.«

George war einverstanden. Er hatte sich schon einmal mit Ed vor dessen Parkhaus getroffen. Als George die Kanzlei verließ, ging er zunächst zwei Häuserblocks weit nach Norden und kaufte bei einer alten Frau, die, sofern das Wetter einigermaßen zuverlässig war, mit ihrem Karren an einer bestimmten Ecke stand, einen bunten Nelkenstrauß.

»Wie geht es Ihnen, Sir?« fragte die Alte, die wie gewöhnlich dick in mehrere Lagen Wollpullover und Pelerine eingemummelt war.

George zahlte ihr doppelt soviel, wie sie verlangte. Wie oft hatte er bei ihr Blumen für Harrietta gekauft, nachdem er zuvor Liz angerufen und ihr gesagt hatte, daß er ein, zwei Stunden länger zu tun habe!

Es war kurz vor sieben, als Ed und George mit seinem Strauß die kleine Steintreppe zum Tuttleschen Haus hinaufstiegen, einem viergiebeligen Gebäude, aus dessen Schornstein eine Rauchfahne in den Abendhimmel stieg. Während der halbstündigen Autofahrt hatten die beiden Männer sich angenehm unterhalten. Eds Sohn Willie, sein einziges Kind, studierte an der Columbia University und lernte fleißig, war aber ansonsten in den Augen seines Vaters ein bißchen draufgängerisch – daher der Basketball-unfall.

»Hallo, George! Ich freue mich ja so, daß du kommen konntest! Ed hat extra angerufen und mir Bescheid gesagt.« Liz küßte George auf die Wange, drückte ihm die Hand. »Oh, vielen Dank! Sind die nicht zauberhaft?« rief sie, als er ihr die Blumen überreichte. Sie trug ein braunes Satinkleid, und ihr üppiger Busen wölbte sich prall unter

dem leichten Stoff. Ihr braunes Haar glänzte und fiel so locker und duftig, als ob sie frisch vom Friseur käme. Sie strahlte vor Glück. Auf dem Weg ins Wohnzimmer ging sie voran und hielt die Rechte nach hinten ausgestreckt, ohne indes Georges Hand wirklich zu berühren. »Du erinnerst dich doch an Willie, nicht, George?«

George nickte. Willie saß am Kamin, hatte den eingegipsten Fuß hochgelagert und begrüßte ihn höflich.

»'n Abend, Sir. Mit dem Klumpfuß fällt mir das Aufstehen ein bißchen schwer. Aber ich schaff's schon«, fügte er hinzu und stemmte sich an den Armlehnen seines Sessels hoch.

»Überanstrengen Sie sich nicht, Willie! Wie geht's Ihnen denn – abgesehen von dem Fuß?« Lächelnd schüttelte George dem hochgewachsenen jungen Mann die Hand und stützte ihn, bis er wieder Platz genommen hatte.

»Danke, Sir, kann nicht klagen.«

Liz servierte die Drinks, Manhattan-Cocktails für sich und Ed, Scotch mit Wasser für George. Er rauchte eine Zigarette. Die Unterhaltung war ungezwungen, von ein paar Lachern belebt. George sah sich um. Das schwere, etwas rustikale Tuttle-Mobiliar stammte gewiß noch aus der Zeit vor Liz. Die schlichten ockergelben Fenstervorhänge verrieten schon eher ihren Stil. George beugte sich vor und griff nach seinem Glas. Als er Liz anblickte, die gerade etwas erzählte, stand links neben ihr das Gespenst – er selbst –, lächelte spöttisch und wiegte den Kopf, als wollte es sagen: Na, du Trottel, bildest dir wohl ein, der Abend war ein Erfolg, was?

George verschüttete ein paar Tropfen Whisky auf dem gewachsenen Couchtisch und zückte hastig sein Einstecktuch.

Die hektische Geste riß Ed aus seiner beschaulichen Feierabendstimmung, und er sagte beschwichtigend: »Aber das macht doch nichts, George.«

George sah Liz an, guckte an ihr vorbei, aber das Phantom war nicht mehr da. Außerdem hatte er diesmal die Stimme nicht gehört, sondern sich die Worte bloß eingebildet. Davon war er überzeugt. Bestimmt spielte sich das *Ganze* nur in seinem Kopf ab, war irgendein Spleen – wie Ohrensausen.

»Ist dir nicht gut, George?« fragte Liz. »Doch, doch«, sagte George. »Hab bloß heute meinen ungeschickten Tag.«

»Sicher war's ein arbeitsreicher Tag«, sagte Liz, die ihn ermuntern wollte, mehr von sich zu erzählen, falls ihm danach war.

»Heute abend möchte ich die Kanzlei gern einmal vergessen«, sagte George lächelnd. »Unterhalten wir uns doch über etwas Angenehmeres – wir haben Mai, wie steht's denn mit den Urlaubsplänen?« Dabei sah er Willie an. Für Collegestudenten waren Ferien immer ein Thema. Also sprachen sie über ihre Urlaubspläne. Liz und Ed wollten gern in der dritten Juniwoche nach Montauk, falls George das Cottage da nicht für sich beanspruche. George verneinte. Als nächstes Venedig: Liz und Ed hatten eine Kreuzfahrt gebucht, die von Neapel aus zuerst nach Sizilien...

George hörte nur mit halbem Ohr hin. Während des Essens fürchtete er beständig, das Gespenst könnte wieder auftauchen. Außerdem hatte er Angst, Liz, die ihn doch so gut kannte, würde merken, daß mit ihm etwas nicht stimmte. Kaffee und Brandy nahmen sie wieder im Wohnzimmer. Willie war an Krücken ins Eßzimmer und zurück gelangt. Zum Nachtschiff hatte es Liz' selbstgebackene Schokoladentorte mit Vanilleeis gegeben.

»Du siehst wirklich gut aus, George«, sagte Liz, als er sich mit Ed auf den Weg zur Bushaltestelle machte. Ed hatte angeboten, ihn nach Hause zu fahren, doch das kam für George nicht in Frage. »Laß es dir gutgehen, mein Lieber. Und hoffentlich auf bald.«

Versuchte Liz, ihn aufzuheitern? George fand, er sehe ganz passabel aus, aber er wußte auch, daß er heute abend nicht in Bestform gewesen war.

Keine Stunde später war George wieder daheim in seiner Wohnung und allein. Aber war er wirklich allein? Es schien so. Fragte sich nur, für wie lange.

Es blieb fast eine ganze Woche so. Obwohl George sich keine besondere Strategie zurechtgelegt hatte, um das Gespenst in Schach zu halten, wozu er mangels einschlägiger Erfahrung auch gar nicht imstande gewesen wäre. Als er am Samstag gegen zwölf mit einer Tragetasche voller Lebensmittel, die hoffentlich für die nächste Woche reichen würden, nach Hause kam, lehnte sein Doppelgänger wieder an der Küchenspüle. Mit den alten grünen Kordhosen, mit Tweedjacke und Boots war er genauso gekleidet wie George an diesem Vormittag. George blinzelte, sein Körper verkrampfte sich, aber er tat, als wäre das Phantom gar

nicht da, und packte seine Einkäufe aus. Das frische Päckchen Kaffee stellte er penibel an seinen Platz hinten im Küchenregal, auch wenn er dazu ganz nah an der Gestalt vorbei mußte.

Sagst du denn nicht guten Tag?

George dachte, er hätte das gehört. Er gab keine Antwort. Als er eine volle Flasche Haig im Küchenschrank sah, nahm er sie heraus und drehte am Verschuß. »Wenn ich jetzt einen Whisky trinke, werden Sie vermutlich mit mir schimpfen?« Unwillkürlich entfuhr ihm das laut, so gereizt war er.

»Nein, nein. Ich würde mir vielleicht selber einen genehmigen. Hab's oft genug getan.«

Beim Einschenken stieß George zweimal klirrend mit der Flasche gegen den Rand des Glases. Er war nicht so verrückt, dem Gespenst einen Drink anzubieten, aber es hätte ihn nicht gewundert, wenn die Flasche vom Tisch aufgestiegen und ein Glas vom Ablaufbrett heruntergeschwebt wäre. Was indes nicht geschah.

»Haha.« Das Gespenst lachte freudlos.

George nahm seinen Whisky und ging ins Wohnzimmer. Haha. Nun, hatte er sich nicht oft genug selber so verlacht? Dafür, daß er mittags einen Drink nahm, obwohl er sich fest vorgenommen hatte, vor sechs Uhr abends keinen Alkohol anzurühren? Aber warum sollte er ausgerechnet dieses Gebot beherzigen? Weder Liz noch irgendein Arzt hatten ihm je gesagt, daß er zuviel trinke. Lag es am Ende daran, daß er keine ernsthaften Probleme hatte?

Mit dem halbleeren Glas in der Hand starrte George

finster auf die offene Küchentür, in der sich rein gar nichts zeigte. Er hatte sehr wohl ein Problem.

Nachmittags rief George seinen Hausarzt an. Beim dritten Anlauf erreichte er Dr. Pallantz persönlich und bat ihn um den Namen eines vertrauenswürdigen Psychiaters.

Der Doktor nannte ihm zwei, empfahl einen davon nachdrücklicher und erkundigte sich dann, ob etwas nicht in Ordnung sei.

»Ich möchte mich dazu lieber noch nicht... Also körperlich bin ich meines Erachtens kerngesund«, sagte George, den Blick auf die Küchentür gerichtet. »Dachte bloß, ich unterhalte mich mal 'ne Stunde mit einem Psychiater. Wobei das nie 'ne volle Stunde ist, ich weiß.« George schickte ein Kichern hinterher, das ihm selbst zuwider war.

George bekam noch am selben Tag einen Termin bei Dr. Kublick für eine halbstündige Sitzung am Montag um halb sieben. Er hatte sich auf Dr. Pallantz berufen, und das hatte seine Wirkung offenbar nicht verfehlt. George faßte wieder Mut, als das Wochenende verstrich, ohne daß das Gespenst ihn noch einmal belästigt hätte. Das bestärkte ihn in dem Glauben – der einzigen logischen Erklärung, die er sich vorstellen konnte –, daß ihm nichts weiter fehle als ein Schuß gesundes Selbstvertrauen und daß vielleicht schon die Terminvereinbarung beim Psychiater den Schaden behoben habe.

Am Montag um halb sieben erzählte George alles. Er wunderte sich selbst, wieviel man in knapp zehn Minuten loswerden konnte. Angefangen bei seinen Eltern in Chi-

cago (denen ein Eisenwarenladen gehört hatte und die Wert darauf legten, daß George eine gute Schule besuchte, damit er es einmal besser haben würde als sie) über seine Ehe mit Liz bis hin zu ihrer Trennung. Und natürlich hatte er als erstes die merkwürdigen Halluzinationen erwähnt, die vor zwei Wochen angefangen hätten und deren letzte am Samstag nachmittag stattgefunden habe. Und die seien auch der eigentliche Grund, warum er ihn aufgesucht habe, erklärte er dem Psychiater.

»Ich frage mich nämlich, ob ich vielleicht an einer Art Schizophrenie leide«, fügte George hinzu, als der Doktor nachdenklich, das Kinn in die Hand gestützt, ansonsten aber heiter, wenn nicht gar belustigt vor sich hin schwieg.

Dr. Kublick war etwa Mitte Vierzig, ziemlich groß und trug einen braunen Anzug, dessen Hosen nicht die kleinste Knitterfalte aufwiesen. Seine Augen hinter den schwarzgerahmten Brillengläsern ruhten unverwandt auf George, doch er machte sich keinerlei Notizen. »Schizophrenie...«, sagte er endlich. »Ein alter Gemeinplatz. Schlafen Sie gut zur Zeit?«

»Wie ein Stein. Ich hatte noch nie Schlafstörungen.«

»Kein Schwindelgefühl am Morgen? Keine Schwächeanfälle?« Und als George den Kopf schüttelte: »Trinken Sie viel?«

»Drei, vier Gläser am Tag. Scotch mit Wasser. ... Ich glaube wirklich nicht, daß es daran liegt.« Als die halbe Stunde zur Neige ging, hatte George das Gefühl, auf eine Antwort, auf eine kleine Hilfestellung drängen zu müssen. Und so wiederholte er: »Am meisten gewundert habe ich

mich über die Echtheit dieses roten Morgenmantels. Ich hätte ihn anfassen können! Jedenfalls kam es mir so vor.«

»Und doch sagten Sie, daß Sie nichts gespürt hätten, als Sie dem... Ding eine Rückhand verpaßten.« Der Doktor lächelte ihn freundlich und beruhigend an.

»Ich habe gesagt, mir war so, als hätte ich nichts gespürt. Aber ich habe genau gesehen, wie es sich duckte.«

Und die Stimme! »Und die Stimme«, fuhr George fort, »klang genau wie meine. Ich muß zugeben, daß ich die Stimme gehört habe. Mir einbildete, sie zu hören. Es war nur eine Halluzination, ich weiß, aber ich bin überhaupt nicht der Typ für so was«, sagte George eindringlich. Komischerweise ließ ihm seine kräftige Stimme das Phantom realer erscheinen als zuvor. Glaubte der Seelenklempner ihm etwa nicht? Aber er sagte doch die Wahrheit!

»Das alles«, versetzte der Doktor ruhig, »könnte auch eine Folge von Überanstrengung sein. Waren Sie in letzter Zeit beruflich sehr angespannt?«

Polyfax. Das war ein großer Auftrag, aber keiner, der ihn übermäßig belastet hatte. Nicht einmal der Termindruck war besonders hart. »Nein«, sagte George.

»Haben Sie vielleicht irgendwelche Schuldgefühle?«

Der Zeiger an Dr. Kublicks Wanduhr sprang fünf Minuten weiter. Wie ordinär, dachte George, eine Stoppuhr im Fünfminutentakt in einem Sprechzimmer, wo Zeit Geld ist. Gedanken und Träume aber richteten sich nicht nach dieser Währung, ja nicht einmal nach der Zeit. Oder verstand Dr. Kublick diese Uhr, die auch für die Patienten sichtbar war, die sich lieber auf der Ledercouch rechts von

George ausstreckten, womöglich als Stütze für seine Patienten? Als ein Requisit, das ihnen die Rückkehr in die Realität erleichterte? Dr. Kublick hatte ihm gerade eine entscheidende Frage gestellt, die sich unmöglich in wenigen Sätzen beantworten ließ. Hatte denn nicht jeder Mensch Schuldgefühle in einem oder auch in mehreren Fällen? Wäre es normal, sich absolut schuldlos zu fühlen? »Ich denke, ich habe ein ganz normales Quantum Schuldgefühle. Jedenfalls würde ich sie nicht gravierend nennen – und schon gar nicht zwanghaft.«

»Und können Sie mir ein Beispiel geben?«

Noch zwei Minuten. George zerbrach sich den Kopf. In seiner Verzweiflung dachte er unwillkürlich an eine Frau, die in einem Nähkorb wühlt, auf der Suche nach einem Garn in einer ganz bestimmten Farbe. »Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich während meiner Ehe zwei Jahre lang ein Verhältnis hatte. Aber ich war deshalb nicht weniger nett zu meiner Frau.« Er würde jetzt nicht noch die Geschichte mit Maggie hervorkramen. Diese Teenagertorheit war es bestimmt nicht, was ihn belastete. Und auch Harrietta war nicht das Problem. Er und Harrietta hatten sich gütlich getrennt. Beide waren übereingekommen, daß es besser sei, einander nicht wiederzusehen, weil sich mit Harriettas Widerruf ihrer Heiratsabsichten und seinem raschen Einverständnis auch ihre Affäre überlebt hatte. »Ich bin überzeugt, Schuldgefühle sind nicht der Auslöser für diese... Halluzinationen.«

Dong!

Es klang wie der Gong am Ende einer Boxkampfunde. Der Doktor erhob sich und mit ihm George, der schon ans

Bezahlen dachte. Aber der Psychiater bedeutete ihm, das könne auch seine Sekretärin regeln, und George hörte heraus, daß er sich unverzüglich für seinen Sieben-Uhr-Patienten freimachen wolle.

»Sie sind nervlich sehr angegriffen«, sagte der Doktor, als George schon fast an der Tür war. »Finden Sie heraus, was Sie belastet, versuchen Sie es. Und falls Sie mich noch einmal konsultieren möchten...«

George schrieb einen Scheck über fünfzig Dollar aus. Einen neuen Termin ließ er sich nicht geben. Dazu war, falls er eine weitere Sitzung für nötig halten sollte, in den nächsten Tagen immer noch Zeit.

Statt Klarheit gewonnen zu haben, fühlte er sich benommen. Was hatte Dr. Kublick ihm schon groß erklärt? Und dabei hatte George all seine Probleme vor ihm ausgebreitet, hatte sich sogar zu gewissen Einsamkeitsgefühlen bekannt. Aber was hatte er denn bei Lichte besehen verbrochen? Oder anders gefragt: Was hatte er ein Leben lang so falsch gemacht, daß er dafür von einem Gespenst heimgesucht wurde, das ihm anscheinend (George konnte sich des Eindrucks nicht erwehren) unbedingt die Leviten lesen wollte?

Waren diese Visitationen seiner selbst tatsächlich die Vorboten des Wahnsinns? Oder hatte er das Gespenst wirklich gesehen? Existierte es wahrhaftig (immerhin gab es Menschen, die an Geister glaubten) und mischte sich aus triftigem Grund in sein Leben ein? Gab es einen übergeordneten Richter, der für solche Fragen zuständig war? George dachte dabei nicht an Gott, sondern an ein abstraktes Wertesystem, das bislang vielleicht nicht einmal

die hochrangigsten Philosophen entschlüsselt hatten. Weshalb man sich bemühen mußte, selbst dahinterzukommen. George sah ein, daß er bisher nicht einmal den Versuch dazu unternommen habe, weshalb er sich moralisch gesehen so minderwertig dünkte wie ein ungebildeter Bauer, so minderwertig wie irgendein Vierbeiner, allerdings ohne dessen einfältige Unschuld zu besitzen.

Vielleicht, dachte George, als er sich an dem Abend eine einfache Mahlzeit zubereitete, vielleicht würde das Phantom ja nicht wiederkommen. Immerhin, so versuchte er sich selbst Mut zu machen, immerhin hatte er einen Psychiater aufgesucht und sich ihm rückhaltlos offenbart. Was konnte er denn noch tun?

Beim Essen fiel ihm ein, was er noch tun konnte: mit Ralph Foreman sprechen und ihm sagen, wie gern er den jungen Mann kennenlernen würde, der sich für einen Posten in der Kanzlei interessierte. Und weil das eher ein persönliches denn ein berufliches Anliegen war, beschloß er, Ralph jetzt gleich anzurufen, auch wenn er ihn schon Montag in der Kanzlei sehen würde.

Ralphs Frau Nancy war am Apparat. Sie wechselte ein paar freundliche Worte mit George, dann kam Ralph an den Apparat. George sagte, er bedauere, neulich verhindert gewesen zu sein, und ob sie das Versäumte nicht nachholen könnten? Sie verabredeten sich für den nächsten Freitag.

»Bei der Gelegenheit möchte ich Sie gern auch mit Edna Carstairs bekannt machen«, sagte Ralph. »Ich werde fragen, ob es ihr Freitag paßt. Bei Pete klappt's bestimmt.«

Pete war der junge Mann. Aber Edna Carstairs? Hatte

Ralph den Namen schon einmal erwähnt?

George fühlte sich gleich besser, als ob er schon etwas erreicht oder zumindest einen erfolgversprechenden Weg eingeschlagen hätte. In der folgenden Woche beschränkte er sich auf zwölf Zigaretten pro Tag und zählte gewissenhaft. Man mußte schließlich konsequent sein. Und fortan lag keine »zweite« Zigarette mehr im Küchenaschenbecher oder sonstwo. Langsam aber sicher würde er es auslösen, dieses Phantom, das Hirngespinnst, und eines Tages rückblickend darüber lachen.

Am Freitag abend fuhr George von der Kanzlei zuerst nach Hause. Er wollte sein Hemd wechseln, bevor er zu den Foremans ging. Und er band sich auch eine andere Krawatte um. Als er das Jackett wieder anzog, überkam ihn eine so düstere Melancholie, als ob er sich gerade völlig verausgabt oder eine schlimme Nachricht erhalten hätte. George gab sich einen Ruck. Er versuchte sogar, seinem Spiegelbild zuzulächeln, aber es half alles nichts. Er hätte aufs Bett sinken und sich den ganzen Abend nicht mehr vom Fleck rühren mögen. Er verschaffte sich Bewegung, in dem Glauben, das würde ihn wieder munter machen. Dabei schielte er kampflustig nach der Küche, und wie um sich zu beweisen, daß sie leer war, ging er hinein.

In dem runden weißen Aschenbecher auf dem Küchentisch lag eine brennende, zur Hälfte verglühte Zigarette. War er, als er heimkam, zuerst in der Küche gewesen? Er konnte sich nicht erinnern. Er blickte zur Spüle hinüber. Nichts.

»Haha«, erklang ein leises, trockenes Lachen in seinem Rücken, und George fuhr herum.

Einen kurzen Moment sah er sich selbst in dem Flur stehen, der die Küche mit dem Wohnzimmer verband, dann war das Blendwerk verschwunden.

Das Lachen und die Gestalt, beides war Einbildung gewesen, dachte George. Aber die Zigarette? Nun, die hatte er sich wohl beim Nachhausekommen unbewußt angezündet, ohne sie zu zählen. Und in der Zeit, in der er sein Hemd gewechselt hatte, konnte sie gut und gern so weit heruntergebrannt sein wie die hier im Aschenbecher. Durfte er es als Sieg verbuchen, daß die Gestalt so rasch verschwunden, daß ihr Lachen nicht so deutlich hörbar gewesen war wie zuvor? George starrte so trotzig ins leere Wohnzimmer, als fordere er das Ding heraus, sich ihm noch einmal zu zeigen. Aber er fühlte sich nicht in Siegerlaune, sondern blieb niedergeschlagen und deprimiert, ja er spürte förmlich, wie seine Mundwinkel nach unten sackten und wie seine gefurchte Stirn die Brauen gewaltsam zusammenschob.

»Zur Hölle damit, verdammt noch mal!« fluchte er. Und wußte im selben Moment, daß die halbe Stunde beim Psychiater ihm nichts gebracht hatte. George straffte die Schultern und lächelte, um seine Stirn zu glätten. Heute Abend war er Gast, da mußte man einen lebenswürdigen Eindruck machen. Er nahm ein Taxi zur East Eighty-fourth Street.

»George! Endlich... Herzlich willkommen!« Ralph Foreman schlug ihm auf die Schulter. »Treten Sie ein. Darf ich vorstellen – Edna Carstairs.«

Auf dem Sofa saß eine hübsche junge Frau im wadenlangen, schwarzgoldenen Kleid. Sie lächelte George an und sagte: »Sehr erfreut.«

»Und das ist Peter Buckler – aus New York.«

Ein junger Mann mit rötlichbraunem Haar und einem strahlenden Lächeln stand auf und bot George die Hand. »Guten Abend, Sir. Ralph meint natürlich New York State. Ich bin aus dem Norden, aus Troy.«

»Und sein Juraexamen hat er an der Cornell gemacht«, ergänzte Ralph.

George bekam einen großen Whisky mit nur ganz wenig Wasser. Nancy hatte ihn kurz begrüßt, war aber gleich wieder in der Küche verschwunden, weil sie sich um das Essen kümmern mußte. Die Frau mit Namen Edna hatte wunderschöne braune Augen, deren Lider an den Außenwinkeln ein wenig nach oben strebten, wahrscheinlich nur ein Schminktrick, doch die Wirkung war verführerisch. Weshalb George es vermied, sie allzu oft anzusehen. Sie sprach nicht viel und lachte nur, wenn es wirklich angebracht war. Sie arbeitete als Lektorin bei irgendeinem Verlag. Ralph wußte das Gespräch so zu lenken, daß er immer wieder Peter Bucklers Vorzüge herausstreichen konnte: Kürzlich erst war er befördert worden, allerdings fühlte er sich nicht richtig wohl in seiner jetzigen Kanzlei, wofür es, wie Ralph durchblicken ließ, triftige Gründe gab. George hörte aufmerksam zu, aber die satten Farben – Weinrot mit ein paar blauen Tupfern – der bodenlangen zugezogenen Vorhänge an den Straßenfenstern ihm gegenüber machten ihn seltsam nervös. Waren es wirklich die Fenster zur Straße oder doch die zum Hof? Machte das einen Unterschied? Nein. Warum interessierte er sich dafür, was hinter diesen Vorhängen lag? Erinnernte das dunkle Rot ihn am Ende an seinen Morgenmantel?

»Wir könnten doch mal mit dem alten Tub reden. Was meinen Sie, George? Wenn wir ihm Peter vorstellen, mag der Alte zwar immer noch einen Grund finden, nein zu sagen, aber ich denke, ein bißchen frisches Blut würde uns durchaus nicht schaden, im Gegenteil... Was meinen Sie, George?« fragte Ralph.

»Ja, warum nicht?« Peter Buckler machte wirklich einen Intelligenten Eindruck, weshalb ihn dem Senior also nicht als vielversprechenden Nachwuchs empfehlen? Während George das dachte, fingen die blau durchwirkten roten Vorhänge hinter Ralph an, auf und ab zu wogen, und allmählich verdichtete sich der kaleidoskopartige Reigen zu einer Silhouette, die zwar viel verschwommener war als alle, die George bisher gesehen hatte, in der er aber gleichwohl sich selbst in seinem roten Morgenmantel erkannte, mit der Andeutung eines Pyjamakragens am Hals. George kniff die Augen zusammen und senkte den Blick auf sein Glas. Er war fest entschlossen, sich heute abend keine Geistererscheinung bieten zu lassen, sie einfach zu ignorieren. Nancy kam und bat zu Tisch, und George erhob sich als erster. Er hatte das Gefühl, diese Runde gegen seine Halluzinationen gewonnen zu haben. Das Phantom war diesmal deutlich blasser gewesen. George verfiel auf den abenteuerlichen Gedanken, das Gespenst, wenn es sich das nächste Mal zeigte, zu packen, es in seinen Armen zu zermalmen, jedenfalls irgendwie mit ihm Kontakt aufzunehmen, um sich zu beweisen, daß es nichts weiter war als eine Schimäre, eine Luftspiegelung. Falls es überhaupt ein nächstes Mal geben würde.

In der an die Küche angrenzenden Eßecke herrschte eine

ganz andere Atmosphäre, und George gab sich liebenswürdig, schlagfertig, kontaktfreudig. Was ihm gar nicht so schwerfiel, denn die fröhlichen Gesichter am Tisch heiterten ihn zusehends auf. Zudem schmeckte der Rotwein vorzüglich. Sollte er Edna Carstairs vielleicht einladen? Zum Abendessen? Ins Theater? Er schätzte sie auf etwa achtunddreißig. Warum war sie solo? Was war ihr passiert? Nun, was war mit ihm passiert? War Alleinsein etwa eine Schande?

Edna brach als erste auf, gleich nachdem man im Wohnzimmer den Kaffee genommen hatte. George dachte, Ralph wolle sich vielleicht noch ein bißchen mit Pete allein unterhalten, weshalb er sich ebenfalls verabschiedete, nicht ohne Edna zu fragen, ob er sie vielleicht irgendwo absetzen könne.

»Ecke Forty-ninth und Eighth Avenue?« Edna klang, als befürchte sie, das könne für George ein allzu großer Umweg sein. »Aber es ist wirklich nicht nötig. Ich meine, ich kann mir auch selbst ein Taxi nehmen.«

George versicherte, es sei ihm ein Vergnügen, dann bedankte er sich bei den Foremans für den schönen Abend.

Im Taxi erkundigte er sich bei Edna, ob sie gern ins Theater gehe. Mit Begeisterung, erwiderte sie. Mit Ausnahme von läppischen Sexkomödien sei sie für alles zu haben. Und auf die nächste Frage antwortete sie, daß sie kommenden Dienstag noch nichts vorhabe, worauf George versprach, sich um Tickets für eine der beiden Inszenierungen zu kümmern, die Edna lobend erwähnt hatte. Sie gab ihm ihre Karte mit ihrer Privatadresse und der Anschrift des Verlagshauses auf Long Island, wo sie

Lektorin war. George sagte, er würde sie am Dienstag noch einmal anrufen, um ganz sicherzugehen, und sie dann gegen sieben Uhr abends abholen. Er begleitete sie noch bis zum Eingang ihres Apartmenthauses, dann fuhr er mit dem Taxi, das er hatte warten lassen, heim. Er fühlte sich leicht und beschwingt.

Seine gute Laune hielt das ganze Wochenende an. Er und Ralph verschafften Peter Buckler für Dienstag einen Vorstellungstermin bei Tub. Danach, wie das Gespräch ausgegangen sei, erkundigte er sich nicht.

George war am Dienstag vor sechs daheim, duschte sich und zog einen Anzug an, der frisch aus der Reinigung kam. Optimistisch und selbstbewußt sah er seiner ersten Verabredung mit Edna entgegen, und die Vorfreude auf das Rendezvous versetzte ihn in Hochstimmung. Nicht, daß er sich schon mit irgendwelchen festen Absichten getragen hätte. Vielleicht hegte sie ja nur rein freundschaftliche Gefühle für ihn, wie das so schön hieß. Trotzdem stärkte bereits die vage Aussicht auf Erfolg sein Selbstvertrauen. Und hübsch war sie; eine Frau wie Edna hätte er voll Stolz überallhin begleitet. George kam eben aus dem Schlafzimmer, als er zu seiner Rechten, vor den hohen Fenstern, seinen verhaßten Doppelgänger stehen sah, angetan mit dem gleichen schicken Anzug und der dunkelblauen Fliege, die auch er trug. Georges Entsetzen schlug blitzartig in das wütende Verlangen um, die Erscheinung auszulöschen oder ihr wenigstens eiskalt den Rücken zu kehren. Also wandte er sich brüsk zur Tür.

»Optimist!« rief ihm das Phantom zynisch nach.

George reckte sich zu seiner vollen Größe auf. »Na

schön, du willst dich also unbedingt mit mir liieren«, sagte er und ging mit ausgebreiteten Armen auf seinen Doppeltgänger zu. Entweder das Trugbild würde verschwinden, wenn er danach griff, dachte er, oder... oder was? Sollte er es in den eigenen Körper hineinpressen, sich einverleiben? »Was hab ich denn so Schlimmes verbrochen, was? Für mich bist du nur ein diffuser Schemen... so diffus, wie du aussiehst!«

»Ach ja, die Diffusion des Lebens«, sagte das Phantom belustigt und ging – ebenfalls mit ausgebreiteten Armen – rückwärts. »Was du so Schlimmes verbrochen hast? Das ist die große Frage, nicht wahr, aber beantworten mußt du sie dir selbst.«

»Mit mir liieren willst du dich«, wiederholte George. »Aber was ist der Witz dabei?« Er hätte genausogut mit sich selber reden können, aber in dem Moment fühlte er sich mutig und voller Zuversicht. Und als er der halbmanifesten Gestalt nahe kam, spürte er einen leichten Widerstand, als ob er endlich etwas zu fassen bekäme. Er wollte das Ding zermalmen, es in seinen eigenen Körper hineinpressen und sich seiner auf diese Weise entledigen.

Das Phantom aber schien sich in seinen Armen zu wiegen, und George hatte den Eindruck, daß es viel mehr Arme besaß als bloß zwei. Doch seine Ohnmacht versetzte ihn erst recht in Zorn. Mit der Linken öffnete er die Balkontür. Es war kein richtiger Balkon, sondern nur eine schmale Brüstung mit einem hüfthohen Geländer davor.

»Ich werf dich runter, wenn du nicht gehorchst!« George meinte, falls das Gespenst hartnäckig blieb und sich nicht mit ihm vereinigen wollte. George hob das Knie und stieß

zu, aber sein Knie traf aufs blanke Nichts. Wer bedrängte hier eigentlich wen? Mit der Rechten packte er das Revers des Phantoms, mit der Linken faßte er es am rechten Ellbogen und stemmte es in die Höhe. »Ich werde mich von dir befreien!« drohte George mit zusammengebissenen Zähnen, zerrte das Ding auf den winzigen Balkon hinaus und hob es hoch. Er spürte fast kein Gewicht in seinen Armen, und doch war da Etwas, und dieses Etwas reichte, um George aus dem Gleichgewicht zu bringen. Den Rest besorgte sein eigenes beträchtliches Körpergewicht, besorgte die Schwerkraft in Brust und Schultern, die ihn über das Geländer zog.

Im freien Fall empfand George blitzartig so etwas wie Erlösung. Dann befiel ihn nackte Angst und die Erkenntnis, daß er einen schrecklichen Fehler gemacht hatte. Er hatte sich doch nicht selber aus dem Fenster stürzen wollen!

Er fiel aus dem elften Stock. Sein Tod wurde als Unfall deklariert, und Psychiater Kublick wie auch Hausarzt Pallantz benannten als Ursache übereinstimmend »Schwindelanfälle«.

Ein Mord

So stand es in den Zeitungen, im Lokalblatt wie in der *New York Times*, und beiden war der Fall etwa fünf Zeilen wert:

Robert Lottman (25), Bildhauer, hat gestanden, seine Frau Lee (23) durch mehrere Schläge auf den Kopf mit einem Nudelholz in der Küche des gemeinsamen Hauses in Bloomington, Indiana, getötet zu haben. Die zweijährige Tochter Melinda, zur Tatzeit ebenfalls in der Küche, lag unversehrt in der Wiege, ah die Polizei eintraf, die Lottman selbst alarmiert hatte.

Robert Lottman ließ sich widerstandslos festnehmen. Sein Verhalten bei der Einlieferung ins Untersuchungsgefängnis nannte ein Reporter »gelassen«, ein anderer »kalt und herzlos«.

Die zweijährige Melinda wurde unverzüglich der Obhut ihrer Großmutter Evelyn Watts aus Evanston, Illinois, übergeben. Mrs. Watts äußerte Zweifel an der Täterschaft ihres Schwiegersohnes. Sie hatte Robert Lottman gemocht – bis jetzt. Sie war von seiner Liebe zu ihrer Tochter überzeugt gewesen. Sie konnte nicht begreifen, wie es zu dem Mord gekommen war. Sie hatte nie erlebt, daß Robert die Beherrschung verlor. Robert trank weder, noch nahm er Drogen. Was also war geschehen?

Die beiden Psychiater im Gefängnis von Bloomington stellten dieselbe Frage. Ihr Interesse hielt sich in Grenzen, aber der psychiatrische Fragebogen nebst Auswertung war

nun einmal gesetzlich vorgeschrieben.

»Ich weiß nicht«, antwortete Robert Lottman. »Ja, ich habe Lee geliebt. Ich liebte sie.« Es war ihm zuwider, dieses Bekenntnis vor zwei amtlich bestellten Psychiatern abzulegen, andererseits gab er damit kaum etwas preis, denn warum hätte er Lee heiraten sollen, wenn nicht aus Liebe?

»Sie hatten oft Streit?« Es war eher eine Feststellung als eine Frage. »Kam es früher schon zu tätlichen Auseinandersetzungen?« Das war die Frage.

»Nein, nie«, sagte Robert. Er hielt dem Blick des Psychiaters stand.

»Warum haben Sie es dann getan?« Lange Pause. »Ein plötzlicher Wutanfall?«

Robert schwieg betreten. Ich muß ja nicht antworten, dachte er. Schließlich hatte er die tödlichen Schläge gestanden, was spielte es da noch für eine Rolle, ob sie gestritten, ob er im Affekt gehandelt hatte oder nicht? »Ich war nicht wütend«, sagte Robert endlich, weil er hoffte, die beiden würden sich damit zufriedengeben und gehen. Zwanzig Minuten saß er nun schon auf diesem harten Stuhl.

»Schauen Sie«, ergriff jetzt der dunkelhaarige Psychiater das Wort, »falls Sie und Ihre Frau Streit hatten – egal, weswegen –, so könnte die Anklage auf Totschlag lauten. Und dann fiele das Urteil milder aus als bei vorsätzlichem Mord.«

»Nicht doch, Stanley, vorsätzlicher Mord« steht doch hier gar nicht zur Debatte – bis jetzt. Das ist ein Ehe-drama.«

Robert hätte am liebsten alle beide abgeschaltet. Müde

und gelangweilt wiegte er den Kopf. Die Psychiater mochten das für eine gerissene Taktik halten. Robert hielt sich keineswegs für gerissen. Aber er verachtete die beiden Männer, die ihn verhörten. Und er hatte seinen Stolz. Er würde denen nicht sagen, warum er Lee getötet hatte. Das würden die zwei vermutlich ohnehin nicht verstehen. Sie sahen nicht aus, als würden sie sich die Zeit dazu nehmen. Vielleicht konnte er es schriftlich darlegen. Aber für wen? Für das Gericht bestimmt nicht. Vielleicht einfach nur für sich selbst. Robert war Bildhauer, kein Schriftsteller, aber wenn er wollte, konnte er sich auch mit Worten verständlich machen.

»Wir tun unser Bestes für Sie im Hinblick auf den ... den ... äh ... Prozeß«, sagte einer der Psychiater.

»Strafmaß. Im Hinblick auf das Strafmaß«, korrigierte der andere.

Das Beste für ihn? Was zählte das jetzt noch? Robert schwieg.

»Ihnen ist egal, wie das Urteil ausfällt?« fragte der Dunkelhaarige.

»Stimmt. Ist mir egal.«

»War vielleicht ein anderer Mann im Spiel?« fragte der Stämmige mit dem schütterten Haar, und es klang, als hoffe er auf eine Bestätigung.

»Nein, das habe ich doch schon gesagt.« Wie sehr er selbst auf einen anderen Mann gehofft hatte! »Reicht das nicht? Ich wüßte nicht, was ich Ihnen noch erzählen könnte.«

Minuten später war er befreit, zumindest von den bei-

den. Ein Wärter kam und brachte ihn zurück in seine Zelle. Robert beachtete ihn nicht. Er hatte nicht vor, eine der Türen, von denen zwei auf einen Parkplatz gingen, zu einem Fluchtversuch zu nutzen. Das Gefängnis wirkte weder bedrohlich noch besonders gut gesichert, es war einfach ein Gefängnis.

Ein anderer Mann – der Gedanke ließ Robert nicht los. Es hatte keinen anderen gegeben. Eigentlich komisch, wo Lee doch so umschwärmt gewesen war, als Robert sie kennenlernte.

Wieder in seiner Zelle, beschäftigte ihn das noch immer, Lees kolossale Beliebtheit von damals. Sie war zwanzig gewesen und Studentin an der Chicagoer Kunsthochschule, als Robert sie kennenlernte. Er hatte sich im Reinecker Institut nach einer Teilzeitstelle erkundigt; zwei, drei Vormittage die Woche wollte er Bildhauerei unterrichten. Er besaß Referenzen vom renommierten Verband der New Yorker Kunststudenten und von einer Akademie in Brooklyn, die nicht so bekannt war, ihn aber ausgezeichnet hatte, beglaubigt durch ein Zertifikat und ein Foto der Arbeit, die den ersten Preis gewonnen hatte. Doch am Reinecker Institut suchte man einen Dozenten für fünf Vormittage wöchentlich, und Robert hatte sich ein paar Tage Bedenkzeit erbeten. Fünfmal die Woche von neun bis zwölf! Doch, sie hätten Robert gern genommen und fanden nichts dabei, daß er sich einen solchen Schritt reiflich überlegen wollte. Robert hatte das Direktionsbüro verlassen, und auf der kurzen Treppe hinunter zur Eingangshalle war ihm Lee entgegengekommen.

Es war keine erste Begegnung im üblichen Sinne gewe-

sen, schon weil Lee von zwei jungen Männern flankiert war, und in Roberts Erinnerung hatten alle drei gleichzeitig geredet, aber für einen kurzen Moment hatten seine und Lees Blicke sich getroffen. Robert sah die Szene immer noch so deutlich vor sich, als gäbe es ein Farbfoto davon, das er ständig bei sich trüge. Lee war blond, nicht sehr groß, mit blauen Augen. An jenem ersten Tag trug sie eine beige Pluderhose und ein hellblaues Oberteil.

Robert hatte kehrtgemacht und war ihr gefolgt. Sie hatte ein weiches, ovales Gesicht, die hohe, runde Stirn war stark gewölbt. Den Ausschlag aber gaben ihre Augen – intelligent, abwägend, kühl. Wer wäre diesen Augen nicht gefolgt, dachte Robert. Als er hinter dem Trio über den Gang geschlendert war, hatte Lee sich einmal nach ihm umgesehen. Offenbar spürte sie, daß er ihr nachging. Die beiden Jünglinge dagegen hatten nur Augen für Lee gehabt, erinnerte sich Robert. Das sollte er später noch oft erleben. Aber Lee war stehengeblieben, hatte sich umgedreht und ihn angesehen.

Robert hatte wie in Trance »Hallo« gesagt. Und waren die beiden Begleiter von Lee nicht einen Schritt zurückgewichen, auch sie ganz benommen angesichts dieser Liebe auf den ersten Blick? Robert wußte es nicht mehr genau. Er hatte sich irgendeine Frage abgerungen, denn er wollte sie als Modell, ganz abgesehen davon, daß er sich Hals über Kopf in sie verliebt hatte. »Studieren Sie hier?« Vielleicht etwas in dem Sinne. Lee jedenfalls hatte gesagt, sie habe die Malerei aufgegeben, wolle irgendwo anders hin und auf eine Fotoschule wechseln. Wie der Blitz hatte Robert sein kleines Skizzenbuch aus der Gesäßtasche gezogen und

einen Bleistift, hatte sich Lees Namen und Adresse notiert und ihr die seine gegeben. Sie hatte eine Telefonnummer. Sie wohnte bei ihrer Mutter in Evanston.

Er hatte ihr gefallen, das war die Hauptsache – gut genug, um ihm Namen und Anschrift zu geben. Und auf einmal war sie sogar mit ihm gegangen, zurück über den langen, cremeweißen Korridor mit den geschlossenen Türen zu beiden Seiten und den mit Anschlägen und Plakaten bepflasterten Wänden – und die beiden jungen Männer waren verschwunden oder vielleicht auch nur verduzt hinter ihnen im Flur stehengeblieben.

Und dann war es irgendwann schiefgegangen.

Robert saß inzwischen auf seiner Pritsche, als er das dachte. Irgendwas war schiefgegangen. Doch in seinen Gedanken verquickten sich zwei Phasen: die Kennenlernzeit und die letzten paar Wochen. Dazwischen aber lagen drei Jahre.

Der Anfang war ziemlich lausig gewesen für Robert, er wurde nicht schlau aus Lee, außer daß er den Eindruck hatte, sie fürchte sich vor ihm. Sie weigerte sich, mit ihm auszugehen, schrieb ihm ein doppelsinniges Briefchen: Wollte sie ihn wiedersehen, ja oder nein? Robert wohnte knapp dreißig Meilen außerhalb von Evanston. Einer der beiden Jünglinge, in deren Begleitung er Lee zum ersten Mal gesehen hatte, stellte ihr immer noch nach und schien nicht gewillt, das Feld zu räumen. Robert hatte das gleich bei seinem ersten Rendezvous mit Lee zu spüren bekommen. Sie hatte den jungen Mann mit sanftem Nachdruck aus dem Haus ihrer Mutter hinauskomplimentieren müssen, und der hatte Robert im Gehen so süffisant angegrinst,

als wolle er sagen: Reine Zeitverschwendung, was du da machst, mein Junge.

Robert und Lee waren nach dem Essen wieder zu ihr gegangen, ins Haus ihrer Mutter (die Mutter war geschieden), und Lee hatte ihm ihre Zeichnungen gezeigt, ein paar Gemälde, die nicht so gut waren wie die Zeichnungen, und ihre ersten fotografischen Arbeiten. Robert war beeindruckt. Sie hatte viele Porträtfotos von Bekannten aufgenommen, junge und alte Gesichter. Sie war phantasiebegabt und voller Energie. Letzteres zeigte sich schon rein äußerlich, in ihrem athletischen Körperbau (Lee war weder gertenschlank noch besonders kräftig, sondern irgendwas dazwischen) und in der Anmut ihrer Bewegungen. Vor allem aber spürte man die Energie in Lees Begeisterung für ihre Arbeit.

Gegen Mitternacht hatte Robert nicht länger an sich halten können. »Ich liebe dich – weißt du das?« Lee sah aus, als hätte es ihr vor Überraschung die Sprache verschlagen (wieso, hatte Robert gedacht, wo doch bestimmt ein halbes Dutzend Männer in sie verliebt waren), und dann war sie damit fortgefahren, ihre Fotografien wieder in die beschrifteten Mappen und Ordner einzusortieren. Er hatte nicht versucht, ihre Hand zu halten oder sie zu küssen.

Und dann Funkstille – zwei Wochen, einen Monat lang. Sie könne nicht ausgehen, sie habe zuviel zu tun, sagte sie, wann immer er anrief. Und Robert erinnerte sich mit einer

Mischung aus Unmut und Dankbarkeit an den Rat seines Freundes: »Halt dich zurück, Bob, dann kommt sie von ganz allein.« Robert war nicht der Typ für solche taktische

Spielchen, aber er hatte sich alle Mühe gegeben, und es hatte geklappt, Lee war mit ihm ausgegangen, sie hatte sogar »ja« gesagt, als er ihr einen Heiratsantrag machte. Da hatten sie schon mehrmals miteinander geschlafen, in seinem Atelier. Robert war verrückt nach ihr. Ihm war, als sei er einer Göttin begegnet. Der Vergleich schien ihm nicht besonders glücklich, aber er wußte nicht, woran er sie sonst hätte messen können, denn ein Mädchen wie sie gab es auf der ganzen Welt nicht noch einmal.

Der Rat von damals. Robert steckte sich eine seiner letzten fünf Zigaretten an. Beim Stichwort Rat fielen ihm seine Eltern in New York ein. Sie hatten ihn gestern angerufen, und er hatte mit beiden sprechen dürfen. »Ist es wahr, Bobbie?« hatte seine Mutter gefragt, in einem Ton, der Robert noch in der Erinnerung ins Herz schnitt. »Wir können es einfach nicht glauben.« Die Stimme seines Vaters klang schleppend und wie erloschen: »Wir dachten, es muß eine Verwechslung sein – von Namen oder Person...« Nein, es sei keine Verwechslung, hatte Robert ihm geantwortet. Ja, er habe es getan. Aber wie konnte er sich am Telefon erklären? Und bei aller Wertschätzung und Liebe zu seinen Eltern – kam es wirklich noch auf eine Erklärung an? Selbst wenn er alles für sie aufschrieb, würden sie es je verstehen? »Mein Leben ist zu Ende«, hatte Robert am Schluß gesagt. Da hatte ihm der Wärter schon gewinkt (obwohl seine Eltern das Gespräch bezahlten), und Robert hatte zu seinem Vater gesagt, er müsse jetzt auflegen.

Falls er darüber schriebe – Robert ging in seiner Zelle auf und ab, nicht mehr im mindesten irritiert von der Enge des Raums oder der verriegelten Tür –, dann würde er an-

führen, daß Lee eine andere geworden sei. Das war der springende Punkt, und Robert hatte es schon lange gewußt, seit fast zwei Jahren. Falls er je über Lee und sich schriebe, dann müßte er das von Anfang an und mit allem Nachdruck betonen. Das hatte den Ausschlag gegeben, das hatte er nicht ertragen oder akzeptieren können, wie immer man es ausdrücken wollte. Seine Schuld. Gewiß. Lee hatte das Recht, sich zu ändern oder vielleicht auch nur zu sich selbst zu finden.

Das Baby war noch kein Jahr alt, als Robert sie gefragt hatte, ob sie sich scheiden lassen wolle.

»Aber warum?« hatte Lee zurückgefragt. »Was ist los, Bob? Bist du denn so unglücklich?«

Sie hatten seit einem Monat oder länger nicht mehr miteinander geschlafen. Robert konnte nicht, und Lee ging so in ihrer Mutterrolle auf, daß sie es vielleicht nicht einmal gemerkt hatte. Dabei waren der Geschlechtsakt oder die Lust am Sex gar nicht das Wichtigste, ja, nicht einmal der Verzicht darauf spielte eine so große Rolle, sondern der Umstand, daß die Mutterschaft – welch pathetischer Ausdruck! – und der ganze Zirkus um den Haushalt aus Lee einen anderen Menschen gemacht hatten. Erste Anzeichen dafür hatte er schon zu Beginn ihrer Ehe entdeckt. Nach und nach gab sie das Fotografieren auf, und die Ausrüstung in ihrer Dunkelkammer war bereits vor Melindas Geburt verstaubt, erinnerte sich Robert. Sie hatten eine Hypothek aufgenommen und ein hübsches Haus bezogen, nicht zu groß und nicht zu klein, ein Haus am Rande der Stadt, in der Robert sein Atelier angemietet hatte. Dann mußten sie sich um die Einrichtung kümmern –Möbel, Vorhänge,

Herd und Kühlschrank –, aber dabei ließ Lee es nicht bewenden. Sie wußte geschickt mit der Nähmaschine umzugehen, und als nächstes schneiderte sie Schonbezüge für Sofa und Sessel im Wohnzimmer. Dann war sie schwanger geworden. Wogegen natürlich nichts einzuwenden war, und Robert hatte sich genauso gefreut wie sie. Sonntags saßen sie bei ihrer Mutter, was ein bißchen langweilig war, aber erträglich, manchmal sogar gemütlich und wohltuend.

Robert blieb vor dem nicht eben großen Wandspiegel über seinem Waschbecken stehen. Sein Spiegelbild runzelte die Stirn. Robert sah gleich wieder weg und rieb sich unwirsch das Kinn. Er war an keiner Selbstbetrachtung interessiert. Rasiert hatte er sich heute morgen aber schauderhaft. Wo war er da nur mit seinen Gedanken gewesen? Der Zauber hat sich einfach verflüchtigt, dachte Robert. Würde er einen Satz wie diesen verwenden, falls er über sich und Lee schrieb?

Robert war plötzlich verunsichert. Wie konnte man überhaupt etwas beschreiben, was einem selber noch gar nicht klar war? Wie hätte irgend jemand in Worte oder Sätze fassen können, wie sehr er Lee einmal geliebt hatte? Robert mußte an die Plumpheit gewisser Schlagertexte denken ... *Mir schwindelt, wenn ich dich nur anseh ... In deinen Augen möcht' ich ertrinken ... Die Wege, die wir einst zu zweit gegangen ...* Lee hatte manchmal ganz gern nebenbei Schlager gehört, wenn sie nähte, das Kind wickelte oder badete. Wenn sie doch nur aufgehört hätte, sich mit solchem Kleinkram abzugeben, wenn sie es ihm überlassen hätte, das Baby zu wickeln (er konnte das),

wenn sie alles liegen- und stehengelassen und sich endlich wieder ihrer eigentlichen Arbeit gewidmet hätte!

Robert war schon wieder dabei, sich zu kasteien. Was für ein Unsinn! Lee war tot, und nichts konnte sie mehr lebendig machen. Wozu also sich den Kopf zermartern, das Geschehene analysieren?

Für kurze Zeit fand er in die Gegenwart zurück. Morgen würden seine Eltern ihn besuchen kommen. Lees Mutter wollte ihn offenbar nicht sehen und war mit Melinda zu einer Schwester irgendwo in Illinois gefahren. Oder sie würde vielmehr dorthin reisen, gleich nach der Beerdigung. Die Beerdigung war *heute*. Robert erschrak nur ganz leicht, als ihm das einfiel. Den reflexhaften Blick auf seine Armbanduhr unterdrückte er. Er wußte auch so, daß es noch nicht zwölf war, denn der Wärter hatte ihm das Mittagessen noch nicht gebracht. Begräbnisse fanden immer vormittags statt, oder?

Dann hatte er wieder das Gefühl, er könne selbst nicht begreifen, was er getan hatte. Und das war fast so beruhigend, als hätte er eine Tablette genommen. Daß es mit seinem Leben und seinem Werk und mit allem, was er im Leben hatte erreichen wollen, aus und vorbei war, begriff er sehr wohl. Er hätte genausogut tot sein können – wie Lee. Aber sie würden ihn nicht töten, nur aburteilen und einsperren. Was schlimmer war. Den Gedanken daran verschob er auf später. Robert preßte die Zunge gegen seinen linken Augenzahn. Vor langer Zeit, mit vierzehn oder fünfzehn, hatte er sich an diesem Zahn beim Footballspielen eine Ecke ausgeschlagen. Kleine, weißgetünchte Häuser tauchten vor seinem inneren Auge auf, dahinter ein

blaues Meer. Mit zwanzig war Robert in Griechenland gewesen und hatte als Rucksacktourist am Strand und in Kiefernwäldern geschlafen und Land und Leute kennengelernt. Und er hatte davon geträumt, eines Tages genug Geld zu haben, um sich ein Haus auf einer griechischen Insel kaufen zu können. Wenigstens eine Hälfte des Jahres wollte er mit Lee dort leben und die restliche Zeit in den Staaten verbringen. Er hatte Griechenland und seinen Traum vom eigenen Haus dort drüben nie vergessen. Ab und zu hatten sie darüber gesprochen, er und Lee. Auch über griechische Musik.

Lees Musik. Es waren nicht immer nur Schlager, was Lee im Radio oder auf Platten hörte. Merkwürdigerweise hatte sie eine Vorliebe für Mahler gehabt. Dessen Musik Robert manchmal bedrückend, furchteinflößend und bisweilen unergründlich fand; gleichwohl gab ihm jetzt ausgerechnet die Erinnerung an Mahlers Sechste Halt. Eines Nachmittags hatte er, Lee betreffend, bei Mahlers Sechster eine wichtige Entscheidung gefällt. Er arbeitete damals gerade am Tonmodell einer Skulptur, die er *Weibliche Träume* nannte, die indes keine Liegende darstellte, sondern eine kniende Frau mit fast schlafwandlerisch erhobenen Armen. Er war zu Lee gegangen, um seinen Einfall mit ihr zu besprechen.

Und was hatte sie gemacht? Sie stand auf einem Resopalschemel und legte die Küchenschubladen und -regale mit Schrankpapier aus. Robert schlug vor, sie solle sich von ihm scheiden lassen und Tony heiraten, den tischlernden Architekten, der ledig war, ungefähr acht Meilen entfernt wohnte und der das Regal montiert hatte,

an dem Lee gerade herumbastelte.

»Tony?«

Robert hörte noch die Verwunderung in ihrer Stimme. »Er ist verliebt in dich«, hatte Robert gesagt. »Das mußt du doch gemerkt haben. Er ist nur zu gut erzogen, um dir Avancen zu machen.«

»Bob, hast du den Verstand verloren?«

Robert erinnerte sich, wie sie ihn dabei angesehen hatte, mit dem gleichen offenen und klaren Blick wie früher, aber wie sehr hatte sich das Gemüt oder der Verstand hinter diesen Augen inzwischen verändert!

Der Wandel, den sie durchgemacht hatte, beeinträchtigte seine Arbeit, jedenfalls die Werke, bei denen Lee ihm Modell stand. Er konnte sie nicht mehr so sehen wie früher, denn sie war nicht mehr dieselbe. Die fast lebensgroßen Aktstudien von ihr, mittlerweile einige Jahre alt und mit Reißnägeln an den Wänden seines Arbeitszimmers befestigt, schienen ihn zu verhöhnen. Es war, als sagten sie: Das schaffst du nicht noch mal. Diese Zeichnungen lebten, sie waren mitreißend, sogar genial. Und wessen Genie drückte sich darin aus, seines oder das von Lee? Robert war das gleich, er war nicht eitel, und soweit es nach ihm ging, hatten sie beide Anteil daran. Resigniert hatte Robert sich anderen Themen zugewandt, hatte im Bedarfsfall andere Modelle gewählt, hatte mal abstrakt gearbeitet, mal nach der Natur. Lee war eine x-beliebige Frau geworden, alltäglich hübsch, aber ebenso wenig inspiriert wie inspirierend. Robert hatte in Chicago einen Lehrauftrag für nur drei Vormittage die Woche ausgehandelt. Sie hätten

sich einen Babysitter leisten können und ein-, zweimal die Woche eine Putzfrau, aber Lee schien die Hausarbeit Spaß zu machen, und sie sagte, sie wolle keine Fremden im Haus.

Wenn Lee sich also langsam zum Klischee der Frau von nebenan entwickelte, dann war Tony Wagener der geborene Mann von nebenan (ehemals der nette Junge von nebenan), eine glänzende Partie für jedes Durchschnittsmädchen. Er war fünfundzwanzig, gesund, liebenswürdig, sah gut aus und er verschlang Lee mit den Augen. War es da verwunderlich, daß Robert auf diese vermeintlich glückliche Lösung seines Dilemmas verfallen war? Robert hatte gedacht, es könnte klappen. Er liebte Lee immer noch, auch körperlich, ja, aber die Enttäuschung... War er am Ende nur einer Illusion aufgesessen? Nein, denn als er sie kennenlernte und noch zu Anfang ihrer Ehe war Lee so gewesen, wie er sie in Erinnerung hatte. Seine Zeichnungen bewiesen es! Und seine drei Plastiken von ihr, zwei kleine und eine in Lebensgröße! Die waren gut, wirklich gut!

Darum also Tony.

»Magst du Tony denn nicht?« hatte Robert bei anderer Gelegenheit gefragt.

»Ob ich ihn mag? Ich mache mir keine Gedanken über ihn. Warum sollte ich? Er bringt uns das Holz, das er nicht braucht, für unseren Kamin – weiter nichts.« Und sie hatte die Achseln gezuckt.

»Ihr würdet vielleicht besser zusammenpassen. Du wärest vielleicht glücklicher. Tony war's bestimmt.«

Lee hatte ihn noch immer nicht verstanden. »Ich will Tony nicht!« Und was hatte sie noch gesagt? Hatte sie ihn gefragt, ob er unglücklich sei mit ihr, ob er sie nicht mehr liebe? Was hätte er darauf wohl geantwortet?

Robert hatte mit dem Gedanken gespielt fortzugehen, Lee und das Baby einfach sitzenzulassen. Er liebte das Kind, das er geradezu ergriffen als sein und Lees gemeinsames Werk bestaunte, und trotzdem war ihm der Gedanke zu verschwinden immer noch leichter gefallen als der an... etwas Schlimmeres. Von diesem Schlimmeren hatte Robert damals noch keine klare Vorstellung, trotzdem hatte es ihm angst gemacht.

Robert erinnerte sich an seine Spekulationen darüber, ob die Situation sich nicht bessern würde, wenn er fort wäre. Lee würde auf die Füße fallen, falls sein Verschwinden sie überhaupt aus der Bahn warf. Tony würde bereitstehen und einspringen, sobald Lee ihn nur ließe, und warum sollte sie das nicht tun? Tony arbeitete ernsthaft an seiner Architektenkarriere, er hatte von irgendwoher ein Diplom und würde bestimmt seinen Weg machen. Und einen glühenderen Verehrer als ihn konnte Robert sich gar nicht vorstellen, sofern man ihm nur eine Chance gab. Als Lee und Robert in ihr Haus eingezogen waren, hatte Tony eine Freundin gehabt, aber nach etwa drei Monaten (Tony hatte in der Zeit ein paar Tischlerarbeiten bei den Lottmans übernommen und das Mädchen ein-, zweimal mitgebracht) hatte er Schluß gemacht mit ihr. Weil er sich in Lee verliebt hatte, das war sonnenklar. Robert erinnerte sich, Lee schon relativ bald darauf hingewiesen zu haben, aber sie hatte nur gleichgültig mit den Schultern gezuckt.

Robert hatte damals gerade die Porträts (er nannte es »Köpfe«) von zwei Kunden in Bloomington und einem in Chicago in Arbeit. Lohnende Aufträge. Den Luxus, sich selber oder die Gattin für dreitausend Dollar in Bronze gießen zu lassen, konnten sich nur wohl situierte Bürger in reiferen Jahren leisten. Um seine Kunden zufriedenzustellen, hatte Robert sich zu einem eher konventionellen Stil bequemen müssen. Und obwohl er sich dabei soviel Freiraum wie möglich zu ertrotzen suchte, ödete ihn diese Arbeit an.

Auch Lee hatte angefangen, ihn zu langweilen. Eine ungeheure Erkenntnis! Eines Tages, als er niedergeschlagen und nervös von einer Porträtsitzung in Chicago zurückgekommen war, hatte er zu Lee gesagt: »Was, wenn ich einfach verschwinden würde?«

Sie hatte am Herd gestanden und irgend etwas gebrutzelt. Jetzt wandte sie sich nach ihm um. »Was soll das heißen?« Ihr Lächeln war fast so wie früher gewesen, ironisch, belustigt, und zwischen den geschminkten Lippen blitzten ziemlich spitze weiße Zähne. Sie trug weiße Turnschuhe und eine kastanienbraune Damenkordjeans. Wegen ihrer ausgeprägten Taille und der starken Hüften konnte sie keine Herrenhosen tragen, auch wenn sie durchaus nicht pummelig war.

Was hatte er geantwortet? Robert versuchte sich zu erinnern, weil das wichtig war und weil er sich damals ehrlich um eine gangbare Lösung bemüht hatte. »Ich hab den Eindruck, du brauchst mich nicht mehr.« Robert war sicher, daß er das gesagt hatte. Was mochte er noch gesagt haben? »Falls ich fortginge, würde ich dir Geld schicken

und für dich sorgen, darauf kannst du dich verlassen.« Und dann war ihm die Wahrheit herausgerutscht: »Du bist nicht mehr dieselbe wie früher. Ich glaube, es ist nicht deine Schuld, sondern meine. Ich hätte dich niemals bitten dürfen, mich zu heiraten. Ich zerstöre dich irgendwie. Und dieser Zustand, oder was immer es ist, behindert meine Arbeit. Ich werde depressiv dabei.«

»Aber ich bin noch dieselbe. Gewiß, ich muß mich sehr viel um Melinda kümmern, aber das macht mir nichts aus. Das ist doch normal.« Und war sie nicht just in dem Moment quer durch die Küche geschossen, um zu verhindern, daß Melinda mit den Fingern in einer Steckdose herum-pulte? Melinda krabbelte im ganzen Haus herum, denn Lee hielt nichts davon, sie tagsüber öfter hinzulegen. »Wenn sie sich richtig ausgetobt hat, dann schläft sie nachts besser«, pflegte Lee zu sagen. Was hatte sie noch gesagt? Vielleicht: »Ich dachte, es läuft recht gut mit deiner Arbeit. Oder etwa nicht?«

Na, und ihr Frisiertisch, vollgestellt mit Haarnadel-döschen, Lippenstiften, Parfumflakons, Lotionen, Eau de Cologne – lauter geheimnisvollen Mittelchen, die Robert anfangs milde belächelt hatte, die Lee indes geschickt zu nutzen wußte. Sie verschönte, veränderte sich. Zu ihrem und zum Vergnügen anderer. Wenn sie ein Restaurant betraten, guckten die Männer nach ihr, junge wie alte. Aber Lee legte es nicht darauf an aufzufallen, darum war es ihr nie gegangen, das hatte sie auch gar nicht nötig. Möglich, daß ihr Blick die Männer zum Flirten animierte, aber sie konnte schließlich nicht dauernd mit geschlossenen Augen herumlaufen. Nein, sie hatte nicht mit anderen geflirtet,

und als sie sich erst einmal für ihn entschieden hatte, war Robert der einzige in ihrem Leben, das wußte er.

An einem Freitagmorgen, einem der Tage, da er in Chicago Unterricht hatte und spätestens um sieben aufstehen mußte, hatte Robert sich von zu Hause abgesetzt. Er hatte Lee einen Zettel hingelegt, auf dem stand, daß er Tony anrufen würde. »Versuch es«, hatte Robert geschrieben. »Sieh zu, ob Du Tony nicht genauso lieben kannst, wie er Dich liebt. Wenn nötig, erreichst Du mich über die Akademie. Aber bitte versuch es, sagen wir einen Monat, ja? Womöglich stellst Du dann fest, daß Du mit ihm glücklicher bist.«

Robert hatte sich in der Nähe der Akademie ein möbliertes Zimmer genommen. Für den Fall, daß es mit Tony nicht klappen sollte, hatte Robert daran gedacht, sich einen Gebrauchtwagen zuzulegen und das gemeinsame Auto, mit dem er nach Chicago gefahren war, Lee zu überlassen. Einen Führerschein hatte sie. Natürlich lief sein Plan, langfristig gesehen, auf Scheidung hinaus. Er glaubte, das sei für beide das Beste. Notfalls würde sich ein anderer Tony finden lassen. Einstweilen aber sehnte er sich nach seinem Arbeitszimmer daheim, nach seinem Modellierten, ein paar angefangenen Arbeiten.

Tony hatte am Telefon gefragt: »Aber was ist passiert, Bob? Gab's Krach zu Hause? Sie klingen so ernst.«

»Kümmern Sie sich einfach ein bißchen um Lee. Nein, wir haben uns nicht verkracht. Es handelt sich um eine Art Trennung auf Probe.« Schockiertes Schweigen am anderen Ende. »Kann sein, daß Lee Sie lieber mag.«

»Aber nein!« Tony ging prompt in die Defensive.

»Wenn Sie mir unterstellen... Da sind Sie völlig auf dem Holzweg, Bob.«

»Versuchen Sie Ihr Glück. Auf meine Verantwortung.« Und Robert hatte aufgelegt.

Am darauffolgenden Sonntag erhielt Robert gegen acht Uhr abends ein Telegramm von Lee:

KANN DICH NICHT BEGREIFEN. BITTE KOMM HEIM. BIN SO UNGLÜCKLICH. LEE.

Am Freitag hatte Robert ihr seine Adresse geschickt. Vermutlich war sie tags darauf mit der Morgenpost bei ihr angekommen. Er hatte weder den Namen seiner Wirtin angegeben noch die Telefonnummer, darum hatte Lee wohl den einfachsten Weg gewählt und ein Telegramm an die genannte Adresse geschickt. Robert fand es unter seiner Tür durchgeschoben, als er vom Abendessen zurückkam.

Und damit war es aus. Nach kurzem innerem Kampf hatte Robert sich ins Auto gesetzt und war nach Hause gefahren. Der Gedanke an eine unglückliche Lee – sei es, weil sie einsam war, weil sie Tony nicht mochte oder weil der sie anödete oder ihr auf die Nerven ging –, der Gedanke war ihm unerträglich. Robert war bereit gewesen, Mrs. Kleber die Miete für die ganze Woche zu überlassen, aber sie berechnete ihm nur einen Tag extra und gab ihm das restliche Geld zurück.

Lee hatte ihn mit den Worten empfangen: »Was ist los, Bob? Und Tony! Was hast du dir nur dabei gedacht? Ich hab nie gesagt, daß ich Tony mag.«

Robert hatte Tony nicht angetroffen, als er nach Hause

kam. Tony war offenbar zuvorkommend gewesen und hilfsbereit, aber Lee wollte ihn nicht.

Erschöpft sank Robert auf seine Pritsche, und für das zeitige Abendbrot mußte man ihn wecken. Bestimmt hatte ihm der Wärter vor etlichen Stunden auch ein Mittagessen aufgedrängt. Erinnern konnte er sich nicht daran; sicher hatte er um diese Zeit mit offenen Augen geträumt.

»Wenn ich doch wenigstens ein Radio hätte!« seufzte Robert. Er hätte sich sonstwas angehört, nur um seine Gedanken von Lee und sich abzulenken. Es wurde früh dunkel, jetzt im Dezember. Um müde zu werden und schlafen zu können, tigerte Robert unverdrossen in seiner Zelle auf und ab.

Am nächsten Tag um halb zwei kamen seine Eltern. Robert durfte in einem Nebenraum mit ihnen sprechen. Dort standen ein Tisch und ein paar Stühle, und Robert war der einzige Häftling im Besucherzimmer. Allerdings gab es, soweit er feststellen konnte, in dem Gefängnis auch nur drei Zellen.

Seine Mutter war sehr nervös und sah aus, als habe sie geweint. Mrs. Lottman war mittelblond, sie trug ein grünes Tweedkleid und darüber einen Schaffellmantel. Sein Vater war genauso groß wie Robert, eins achtzig, ein Mann von fünfzig Jahren mit energischer Kinnpartie, ein logischer Denker. Robert wußte, was die heruntergezogenen Mundwinkel zu bedeuten hatten. Sein Vater war verstimmt, er verstand nicht, was passiert war, würde sich stur stellen. Genauso hatte er Robert früher angesehen, wenn er ihm seine harmlosen kindlichen Verfehlungen vorhielt. Heute hatte der Vater allen Grund, böse zu sein.

»Bobbie, du mußt uns ehrlich sagen, was war«, sagte seine Mutter.

»Genau das, was die euch erzählt haben«, antwortete Robert. »Es ist die Wahrheit.«

»Wen meinst du mit *die*?« fragte sein Vater.

»Na, die Polizei. Ich habe die Polizei gerufen«, sagte Robert.

»Das wissen wir.« Seine Mutter nickte. »Aber was ist bei euch passiert?«

»Nichts.« Beinahe hätte er hinzugefügt, er müsse wohl für einen Moment ausgerastet sein. Aber das stimmte nicht, und er schwieg.

»Ihr habt gestritten, ja? Du hattest was getrunken?« fragte sein Vater. »Du kannst uns die Wahrheit sagen, Bob. Auch wenn wir mächtig unter Schock stehen.« Sein Vater rang nach Worten. Er wechselte einen Blick mit Roberts Mutter, dann wandte er sich wieder seinem Sohn zu. Ruhig und eindringlich sagte er: »Das ging doch nicht von dir aus, Bob. Wir wissen, daß du Lee vergöttert hast. ... Kannst du dich uns denn nicht anvertrauen?«

»War vielleicht ein anderer Mann im Spiel?« fragte seine Mutter. »Wir haben uns da so unsere Gedanken gemacht... Dieser Tony, den du in deinen Briefen erwähnt hast...«

»Nein, nein!« Robert schüttelte den Kopf. »Tony ist ein sehr feiner Mensch.«

»So, ein feiner Mensch«, wiederholte sein Vater nachsichtig. Er hoffte offenbar trotzdem, das Richtige getroffen zu haben.

»Nein, Tony hat nichts damit zu tun«, sagte Robert.

Seine Mutter fragte behutsam: »Was hat Lee dir denn getan?«

»Nichts«, antwortete Robert. »Sie hat sich nur verändert.«

»Inwiefern?« fragte sein Vater.

»Sie war nicht mehr die Frau, die ich geheiratet hatte. Getan hat sie gar nichts. Vielleicht hat sie ja auch nur ihr wahres Ich gefunden. Wieso nicht?« Er versuchte, sich halbwegs vernünftig auszudrücken. Aber das, worum es hier ging, schien sich jeglicher Vernunft zu widersetzen, paßte in kein logisches System. Hinzu kam, daß Robert seinen Eltern nie besonders nahestanden, nie mit ihnen über sein Gefühlsleben gesprochen hatte, schon gar nicht über seine Schwärmereien, die ersten Jugendlieben. Seinen Wunsch, auf die Kunstakademie zu gehen, hatten sie wohlwollend unterstützt. Aber Robert wußte, daß sein Vater eine künstlerische Laufbahn als Beruf nicht wirklich ernst genommen hatte; für ihn waren das brotlose Mätzchen gewesen, die einen Mann nicht richtig forderten. Doch jetzt, da er Künstler war, hielten die Eltern ihn wahrscheinlich für sensibler als andere Menschen, weshalb ihnen seine Tat erst recht unbegreiflich erscheinen mußte.

»Inwiefern hat sie sich verändert?« wiederholte sein Vater. »Hat sie dich vielleicht vernachlässigt, sich zu sehr um das Kind gekümmert? So was soll vorkommen, ich hab davon gehört, aber...«

»Daran lag es *nicht*.« Robert verlor auf einmal die Geduld. Er wollte dieses sinnlose Gespräch beenden. »Ich

hatte völlig überzogene Vorstellungen«, sagte Robert, »und wozu sie mich auch verurteilen werden, ich hab's verdient.«

Die Hand seiner Mutter zitterte, als sie in ihrer Tasche nach einem Papiertaschentuch kramte, aber sie weinte nicht, sondern schneuzte sich nur kräftig. »Bobbie, wir haben mit einem Anwalt telefoniert, der sich mit den Gesetzen dieses Staates auskennt, und heute nachmittag haben wir einen Termin mit ihm. Er sagt, falls ihr über irgend etwas gestritten habt, falls du wütend warst wegen irgendwas, dann würde dir das helfen, wenn –«

»Das lehne ich ab«, unterbrach Robert sie. »Weil es nicht stimmt.«

Seine Eltern wechselten einen Blick, dann sagte sein Vater ruhig: »Wir kommen wieder, wenn wir mit dem Anwalt gesprochen haben. Wann ist der Termin, Mary?«

»Zwischen vier und halb fünf, hat er gesagt.«

»Er kommt zu uns ins Hotel, und morgen vormittag möchte er sich gern auch mit dir unterhalten. Er heißt McIver. Ein fähiger Mann, soviel ich gehört habe.«

Robert interessierte das Ganze noch weniger, als ihn der Fortgang eines Theaterstücks auf einer fernen Bühne berührt hätte. Rechtsanwälte, Gesetze, abstrakte Wendungen, abstrakter noch als sein und Lees Schicksal – das zu begreifen Robert schon schwer genug fiel.

Seine Eltern erhoben sich. Robert dankte ihnen. Als sie gemeinsam auf den Gang hinaustraten, stand ein Wärter bereit, um Robert in seine Zelle zurückzuführen. Seine Mutter drückte Robert die Hand. Hinterher sah der Wärter

sich seine Hand an, als wolle er kontrollieren, ob seine Mutter ihm etwas zugesteckt hätte.

Bevor der Wärter ihn einschloß, bat Robert um Papier und Schreibgerät. Der Wärter brachte ihm drei Blatt liniertes Papier (Robert mochte kein liniertes Papier) und einen Kugelschreiber. Erst als er sich an den kleinen Tisch setzte, spürte er das Zigarettenpäckchen in seiner Gesäßtasche. Robert erinnerte sich, wie seine Mutter es aus der Handtasche gezogen und gesagt hatte: Wenn sie die Zigaretten nicht in der Eile hätte am Automaten ziehen müssen, hätte sie ihm eine ganze Stange gekauft.

Robert schloß die Augen. Er versuchte, alle sonstigen Gedanken abzuschalten und sich einzig auf sein Thema zu konzentrieren, ganz wie er es von seiner Arbeit gewohnt war, nur daß es jetzt nicht um eine Plastik ging, sondern um Lee als Person. Wenn er sich Lee als Skulptur vorgestellt hatte, dann assoziierte er vor allem Begriffe wie Anmut und Kraft, manchmal wahlweise, manchmal gleichzeitig. Anmutig war Lee ohne Zweifel gewesen. Er konnte sich nicht erinnern, daß sie jemals eine unbeholfene Bewegung gemacht hätte; ihr Gang war fast schwerelos. Aber wie war das mit der Kraft? Doch, auch die hatte sie besessen, eine ganz eigene Kraft, die er nicht verstand.

Endlich fing er an zu schreiben (er fand seine Aufzeichnungen fragmentarisch, doch das hatte den Vorteil, daß er beliebig vor- und zurückblenden konnte):

Mitanzusehen, wie sie vor meinen Augen dahinwelkte, das hat mir angst gemacht, das war an sich schon wie ein schleichender Tod. Man spricht immer davon, daß eine Frau aufblüht durch die Liebe, die Geburt eines Kindes.

Bei Lee war das nicht so. Was nicht heißen soll, daß ich versuchen möchte, meine Tat in irgendeiner Weise zu entschuldigen.

Mußte er diesen schauerhaften letzten Satz hinschreiben? Ach, er konnte ihn ja später wieder streichen. Für wen waren diese Aufzeichnungen eigentlich bestimmt?

Bis auf ein paar mittelmäßige Aufnahmen von dem Baby hatte sie das Fotografieren völlig aufgegeben. Aber was kann man mit einem Kleinkind schon anfangen? Gemessen an Lees früherem Gespür für die Persönlichkeit, den Intellekt, die Tragödie des menschlichen Antlitzes – gar nichts. Statt ihrer wertvollen Fotoapparate hätte sie jetzt genausogut eine billige Kleinkamera benutzen können. Die Fotoausstellungen in Indianapolis und Chicago interessierten sie nicht mehr. Früher haben wir kaum eine Vernissage ausgelassen, und wir kannten auch einige der Fotografen, die dort ausstellten, persönlich. Aber seit Lee sich so abkapselte, hörten deren Besuche bei uns allmählich auf.

Dabei war das alles gar nicht einzusehen! Ich erinnere mich noch sehr deutlich an Lees Arbeiten, die kurz vor und gleich nach unserer Hochzeit entstanden sind. Sagenhaft! Und wie leicht ihr alles von der Hand ging! Faszinierend! Ich dachte, ich wäre der Grund für ihren künstlerischen Niedergang, ja ihren Zusammenbruch, weshalb ich ihr anbot, mich zurückzuziehen und sie aus der Ferne zu unterstützen, bis sie vielleicht einen anderen fände, mit dem sie ihr Leben teilen wolle. Doch das hat sie abgelehnt und...

Hier stockte Robert. Plötzlich stand ihm wieder das

Wohnzimmer an jenem letzten Abend vor Augen, mit Lees Vergrößerungen an den Wänden, ihren gelungenen Arbeiten von früher, Porträts, Architekturstudien. Nein, sie hatten nicht gestritten. Lee war hin und her gegangen und hatte von Alltäglichem gesprochen – daß Fred Muldaven angerufen habe, ein Freund von Robert, der in Chicago wohnte, ein Maler. Melinda lag in ihrer Wiege in der Küche. Es war zwischen sechs und sieben. Robert befand sich in einer ganz merkwürdigen Stimmung, das spürte er selbst, während er Lee ansah, aber nur mit halbem Ohr hörte, was sie sagte. Er war gerade aus Chicago zurückgekommen, und vielleicht hatte er ein kaltes Bier getrunken, direkt aus der Dose.

»Bei Beecham gibt's runtergesetzte Boots«, hatte Lee gesagt, »und du könntest gut ein Paar neue gebrauchen. Die da sind ja nicht mehr zum Ansehen.«

Für ihn war das einfach nur langweiliges Gerede und völlig unwichtig gewesen. Noch vor ein paar Jahren hätte Lee nicht einmal gemerkt, ob seine Boots verschlissen waren oder seine Schuhe ungeputzt. Damals erfüllten selbst die ältesten Lumpen noch ihren Zweck, und mitunter war es auch ganz nett, sich feinzumachen, aber das war doch kein Gesprächsthema! Warum sollte er sich anstrengen, den Leuten zu gefallen oder sie nicht mit seinen ausgelatschten Boots zu vergraulen?

Trotzdem war an dem Abend nichts vorgefallen, was dem berühmten letzten Tropfen gleichgekommen wäre. Vielmehr machte sich eine düster-hoffnungslose Stille breit, die Robert als lähmend empfand, so als ob etwas mit Gewalt zu Ende ginge, wie ein Zug, der an Fahrt verliert,

weil der Lokführer das Tempo gedrosselt hat. Sie waren in die Küche gegangen. Melinda, Symbol der Zukunft, schlief ausnahmsweise tief und fest. Und er? Hatte sein inneres Auge ihm die Kunststudentin Lee aus Chicago vorgegaukelt, während er zusah, wie seine Frau am Herd hantierte? War ihm eine ihrer bezaubernden Kapricen, wie: »Ist mir ganz gleich, ob ich dich wiedersehe oder nicht«, aus vorhehlicher Zeit wieder eingefallen? Wie auch immer, jetzt war jegliche Erinnerung ausgelöscht. Er hatte sich das Nudelholz gepackt, noch mehlbestäubt von Lees rührigen Händen, und das war's gewesen.

Robert stand auf und ging in der Zelle umher. Als er wieder an den Tisch trat, griff er nach der Zigarettenschachtel, zog die Hand aber wieder zurück, so in Gedanken war er. Lee tot, das Kind bei Lees Mutter, tot auch er. Irgendwie war das alles ganz unwirklich. Er hatte weder von Lees Mutter gehört noch von Fred Muldaven (sie waren erst seit kurzem befreundet, und Robert nahm an, daß Fred sich jetzt vor ihm fürchtete), nur von seinen Eltern, die ihn besuchen kamen, weil Blutsbande sie zusammenhielten wie ein Sternbild, das selbdritt durchs All schwebt. Und um es eine Idee konkreter zu fassen (auch wenn die Sache an sich nicht wichtig war), so würde Robert die nächsten fünfzehn Jahre (günstigstenfalls) im Gefängnis verbringen, würde, wenn überhaupt, in der künstlerischen Abteilung arbeiten, auf Befehl aufstehen und zu Bett gehen, Tag für Tag von einem vergitterten Fenster und einer verriegelten Tür an Lee erinnert und daran, wie sie einmal gewesen war, was noch schlimmer sein würde.

Er schrieb noch einen Satz: Es ist ein Jammer, daß ich sie einmal so sehr geliebt habe, ich glaube wirklich, das war an allem schuld.

Dann zündete er sich doch eine Zigarette an und betrachtete die graue und ziemlich unebene Wand gegenüber von seiner Pritsche. Und Melinda? Sollte er noch einen Satz an dieses junge Geschöpf richten, von dessen Wesen er nicht die leiseste Ahnung hatte? Das heißt, etwas wußte er natürlich doch: Sie schien von Natur aus ein fröhliches Kind zu sein, aber das konnte sich ändern, wenn sie erst einmal zwölf, dreizehn wurde.

Er beschloß, auf jegliche Botschaft an Melinda zu verzichten. Sie war in guten Händen. Sie würde heranwachsen, und man würde sie dazu erziehen, ihn zu hassen. Sie würde all die hübschen, die wunderschönen Fotos von ihrer Mutter anschauen und ihn hassen. Und seine Plastiken von Lee? Ob ihre Großmutter die entfernen, sie zertrümmern lassen würde?

Robert saß ein paar Minuten auf der Pritsche und rauchte seine Zigarette zu Ende. Die Kippe drückte er in dem Blechaschenbecher auf seinem Tisch aus. Dann hob er beiläufig die linke Hand und schaute auf seine Armbanduhr: 16.37.

Robert ging neben seiner Pritsche in die Hocke wie ein Läufer am Start, den Blick fest auf die gegenüberliegende Wand gerichtet. Dann nahm er seine ganze Kraft zusammen und rannte los. Mit all der Kraft, die er je in seine Arbeit gesteckt hatte, und mit der Blitzvision einer Plastik von Lee – besser als alle, die ihm je gelungen waren – knallte sein Kopf gegen die Wand.

Das mürrische Taubenpaar

Sie wohnten am Trafalgar Square, zwei Tauben, die wir unterscheidungshalber Maud und Claud nennen wollen, obwohl sie selbst keine Namen füreinander hatten. Sie hatten sich einfach vor zwei oder drei Jahren als Männchen und Weibchen zusammengetan und waren einander leidlich treu, auch wenn sie sich im Grunde ihrer kleinen Taubenherzen verabscheuten. Tagsüber waren sie damit beschäftigt, Körner und Erdnüsse aufzupicken, die endlose Touristenscharen, aber auch viele Londoner von Straßenhändlern kauften und für sie ausstreuten. *Pick-pick*, den ganzen Tag, inmitten Hunderter von Artgenossen, die gleich Maud und Claud das Fliegen fast verlernt hatten, weil es kaum noch vonnöten war. Oft wurde Maud, eingekellt in ein wippendes, nickendes Taubenheer, von Claud getrennt, aber bei Einbruch der Dunkelheit fanden sie doch immer wieder zusammen und kehrten heim zu einer Nische auf der Rückseite einer steinernen Brüstung unweit der National Gallery. *Gurr!* seufzten sie dann und hievten ihren vollgestopften Kröpf den knappen Meter zu ihrer Wohnstatt empor.

Oben angekommen, tat Maud mit unliebenswürdigen Kehllauten ihren Groll und ihre Verachtung kund. Sie und Claud waren gleich alt, und gleich alt hieß keineswegs gleich jung. Mauds erster Mann war in der Blüte seiner Jahre von einem Bus überfahren worden, als er einen Happen von einem Sandwich zu erhaschen suchte.

Mauds hochmütiges Gurren hätte man mit »Na, haste's heute wieder getrieben?« übersetzen können oder wahlweise mit etlichen anderen Sticheleien gegen Clauds Männlichkeitswahn und seine Selbstüberschätzung. Vielleicht hatte Claud es heute zwar nicht getrieben, aber er riskierte allemal gern ein Auge. Maud widerfuhr dafür des öfteren die Genugtuung, mit anzusehen, wie Claud von einem jüngeren Täuberich bedrängt wurde, der im falschen Moment auf Claud und sein frisch gekürtes Weibchen herabstieß. Claud plusterte sich dann jedesmal furchtbar auf und gab sich kriegerisch, aber dann zielte der Jüngere auf seine Augen, und Claud zog sich zurück.

»Halt den Schnabel«, befahl Claud, wenn er endlich schlafen wollte, und steckte den Kopf unter den Flügel.

Ab und zu, wenn sie Lust auf einen Tapetenwechsel bekamen, fuhren Claud und Maud mit der Untergrundbahn nach Hampstead Heath. Um die Wahrheit zu sagen, waren sie einmal bei einem U-Bahn-Ausflug zufällig, aber alsbald hell begeistert in Hampstead Heath gelandet. Soviel Platz! Jede Menge Futter! Keine Menschen! Oder fast keine. Manchmal bestiegen sie die U-Bahn auch nur zum Zeitvertreib, ohne sich darum zu kümmern, wo die Reise hinführte. Zum Trafalgar Square fanden sie immer zurück, selbst wenn sie sich ein bißchen anstrengen und hie und da ein paar Meter weit fliegen mußten. Was die Orientierung anging, so tat man sich mit dem Bus leichter, doch dafür gab es auf dem Oberdeck eines Busses nicht viel, woran man sich festkrallen konnte. Den Weg nach Hampstead Heath hatten sie sich gut eingeprägt. Wenn sie auf einen Bus aufsprangen, der in diese Richtung fuhr, hatten sie eine

reelle Chance, ans Ziel zu gelangen, und falls der Bus dennoch vorher abbog, flogen sie einfach hinüber auf einen anderen, der ihnen vielversprechender erschien. Zweimal hatten sie es per Bus geschafft.

Trotzdem war es mit der U-Bahn lustiger, denn hier konnten sie sich präsentieren, und das gefiel Maud und Claud ganz außerordentlich. Die Leute lachten und zeigten auf sie, wenn Maud und Claud mit der Rolltreppe rauf und runter fuhren. Manchmal zückten sie auch ihre Kameras, wie draußen auf dem Trafalgar Square, und dann wurden sie mit Blitzlicht fotografiert.

»Vorsicht! Treten Sie ja nicht auf die Tauben! Haha!« Ausrufe wie diese waren ihnen inzwischen vertraut.

Maud wurde gelegentlich von der verschwommenen Erinnerung an eine Tochter heimgesucht, die man vor ihren Augen auf einem Gehsteig des Platzes niedergeknüppelt hatte. Das Junge hatte sie mit ihrem ersten Mann gehabt. Oder war das am Ende nur Einbildung? Jedenfalls ängstigte Maud sich bis auf den heutigen Tag vor Menschen, die einen Stock bei sich hatten oder auch nur einen Schirm, und solche sah man hier in rauen Mengen. Wann immer ihr einer zu nahe kam, schrak Maud zusammen und hüpfte beiseite. Maud gab sich der Vorstellung hin, daß sie, falls ihr der Sinn danach stünde, leicht einen anderen Partner finden könnte, aber irgend etwas – sie konnte es nicht benennen – band sie an den Langweiler Claud.

Eines Samstagmorgens beschlossen sie einträchtig, sich nach Hampstead Heath abzusetzen. Am Trafalgar Square waren schreckliche Dinge im Gange. Menschenmassen I stürmten den Platz, Tribünen wurden aufgebaut und Laut-

Sprecher installiert. Kein Tag für Erdnüsse und Popcorn! Maud und Claud verdrückten sich in die U-Bahn-Station Whitehall.

»Och, guck mal, Mami!« rief ein kleines Mädchen.
»Tauben!«

Maud und Claud ignorierten das Kind und hüpfen weiter die Stufen hinunter. Unbemerkt, wenn auch von irgendwem getreten, huschten sie unter dem Drehkreuz durch und nahmen die Rolltreppe abwärts. Claud übernahm die Führung, obwohl er nicht wußte, wo es langging. Er sprang einfach auf den erstbesten Zug.

»Sieh dir das an! Tauben in der U-Bahn!« sagte jemand.
Ein paar Leute lachten.

Maud und Claud gehörten zu den wenigen Passagieren, die nicht angerempelt wurden. Die Menschen machten ihnen sogar Platz. Als es ans Aussteigen ging, übernahm Claud wieder das Kommando und nickte gebieterisch. Er wußte nicht, wo er war, spielte jedoch gern den Ortskundigen.

»Sie steigen in den Fahrstuhl! Ha-haa-aa!«

Und wieder machte man ihnen Platz, als ob sie zur Prominenz gehörten.

In dem Gedränge auf der Treppe zur Straße mußten Maud und Claud allerdings ihre Flugkünste zu Hilfe nehmen. Erschöpft von der ungewohnten Anstrengung landeten sie in einem Sonnenfleck neben einem Zeitungsverkäufer. Diesmal war Maud vorneweg. Eine der Straßen, die vom Bahnhof abzweigten, stieg leicht an, und die schlug sie ein. Sie erinnerte sich, daß Hampstead Heath auf einer

Anhöhe lag. Claud folgte ihr.

»Ach, wie romantisch«, hörte man eine Männerstimme sagen.

Die Stimme irrte sich. Claud machte oft den Cicerone, wenn er Maud seine Überlegenheit demonstrieren wollte, und dann konnte er sich darauf verlassen, daß Maud ihm bedingungslos folgen würde. Aber manchmal war es eben auch umgekehrt, und mit Paarungstrieb hatte das gar nichts zu tun. Drei Straßenzüge weiter war Maud von dem ewigen Gehopse den Bordstein rauf und runter müde geworden. Schuld war Claud, denn er war an der falschen Station ausgestiegen, und Maud, die ihn eingeholt hatte, gab ihm das mit einem Blick und mit abschätzigem Gurren zu verstehen. Auch sie hatte keine Ahnung, wo sie waren, obwohl sie wußte, daß der Trafalgar Square irgendwo rechts hinter ihr liegen mußte. Wenigstens würden sie sicher nach Hause finden. Aber das hier war nicht Hampstead Heath.

Dann witterte oder erspähte Maud zu ihrer Linken ein Stück Rasen, und mit einer Kopfbewegung, die ihre Brust blaugrün in der Sonne schillern ließ, dirigierte sie Claud in diese Richtung. Sie blieben kurz stehen, um ein Taxi vorbeizulassen, dann trippelten sie weiter. Rauf auf den Bordstein! Jetzt konnte Maud die Grünanlage schon sehen. Flügelschlagend legte sie einen Zahn zu, so daß ihre Füßchen das Tempo verdoppeln mußten. Sie brachte sogar die Energie auf, die knapp einen Meter hohe Umzäunung des kleinen Parks zu überfliegen.

Dort standen Bänke, auf denen Menschen saßen und ausruhten, die ansehnliche Grünfläche mit einem Teich in der Mitte war frei zugänglich. Maud begann zu picken.

Claud entdeckte ganz in der Nähe drei andere Tauben im Gras, ein Weibchen und zwei Männchen. Die würden ihn und Maud nicht freundlich aufnehmen, argwöhnte er. Aber die beiden Männchen waren im Moment anderweitig beschäftigt. Maud sagte sinngemäß, da könne Claud ja mal wieder sein Glück versuchen, und Claud erwiderte prompt, das gelte auch für sie. Maud stolzierte davon und zeigte der ganzen Bagage die kalte Schulter, Claud eingeschlossen. Claud hackte gerade nach einem Wurm und dachte, daß ihm Trockenfutter lieber gewesen wäre, als einer der beiden Täuberiche auf ihn losging.

Der Angreifer hatte die bessere Kondition. Claud schwang sich nur eine Handbreit vom Boden auf, weshalb seine Gegenattacke ziemlich lahm ausfiel. Claud trat den Rückzug an; tänzelnd, flügelschlagend und kollernd gab er zu verstehen, daß er sich belästigt fühle, sich indes keineswegs geschlagen gebe, sondern einfach keine Lust habe auf ein Duell.

Maud tat belustigt und blieb unbeteiligt.

Ganz plötzlich begann es zu schütten. Claud und Maud trippelten zum nächsten Baum. Das sah verdächtig nach Dauerregen aus. Sollten sie zurück zur U-Bahn und nach Hause fahren? Aber es war erst früher Nachmittag. Bei Regen krochen die Würmer aus der Erde, und vielleicht ließen sich ein, zwei Schnecken aufspüren. Mit einemmal stürzte Maud sich auf Claud und stieß ihm den Schnabel in den Hals.

Claud, der ohnehin schon schlechter Laune war, steuerte daraufhin den nächstbesten Gehweg an. Rasch entschlossen wandte er sich nach links. In die Richtung lag

der U-Bahnhof, dachte er, und nach Hause ging es auch dort entlang.

Maud trippelte hinterdrein und haßte sich dafür, daß sie ihm folgte. Aber dann tröstete sie sich damit, daß sie Claud so wenigstens im Auge behielt und daß immerhin die Richtung zum Trafalgar Square einigermaßen stimmte. Clauds Canossa würde schon noch kommen, dachte Maud. Wenn sie sich ordentlich ins Zeug legte, überfiel vielleicht eines Tages ein jüngerer Täuberich ihr Nest und vertrieb Claud aus dem eigenen Heim. Das wäre die gerechte Strafe für –

Rumms!

Was war das ?

Eine plötzliche Finsternis war über sie hereingebrochen. Claud saß, flatternd und kreischend, mit ihr in der Falle.

Maud hörte Kinderlachen. Ein Karton! Maud war das schon einmal passiert, und damals, ermunterte sie sich, damals war sie entkommen. Die Pappschachtel schurrte über das Pflaster, und Maud blieb mit einem Bein im Falz hängen. Das tat verteufelt weh. Plötzlich purzelten sie und Claud kopfüber, erhaschten einen kurzen Blick auf ein Fleckchen Himmel, und dann wurde ein dreckiger Mantel oder sonst ein Lumpen über den Karton geworfen. Die Kinder rannten so schnell, daß die beiden in ihrem Pappgefängnis ordentlich durchgeschüttelt wurden. Es ging eine Treppe hinunter, und dann wurden Maud und Claud auf den Fußboden eines lichtdurchfluteten Raums gekippt.

Eine Frau rief irgend etwas.

Die Kinder, zwei Jungen, lachten.

Maud flatterte auf den Tisch. Sie waren in der Küche eines der Häuser, in die sie und Claud schon oft durch ein Fenster im Souterrain hineingespäht hatten.

»Was habt ihr denn mit denen vor?... *I-igitt!*«

Claud hatte sich auf den Rand des Spülsteins geflüchtet. Einer der Jungen setzte ihm nach, und Claud hopste vom Becken herunter in eine Ecke bei der Tür, die einen Spalt breit offenstand.

Ein Junge streute Brotkrumen auf den Boden, aber Claud nahm keine Notiz davon. Ihn interessierte nur die Tür. Maud sah das wohl, aber was nützte eine offene Tür, wenn es nirgends sonst im Haus ein Schlupfloch gab? Maud ließ etwas fallen.

Die Frau quittierte es mit einem Aufschrei. Gut! Maud wußte aus Erfahrung, daß so ein kleiner Klecks viel bedeuten und viel bewirken konnte. Unter anderem konnte man damit seine Verachtung zum Ausdruck bringen. Maud war ein paarmal getreten worden, als sie auf eigenem Terrain, am Trafalgar Square, gekackt hatte, obwohl es dort gar nicht lästerlich gemeint war. Aber die Menschen waren eben nicht normal, sie waren verrückt, die meisten jedenfalls. Man wußte nie, wie sie sich verhalten würden. Eben noch Erdnüsse, und im nächsten Moment ein Knüppel.

Die Frau zeterte immer noch, und die Jungen, die mit ausgebreiteten Armen auf Claud Jagd machten, brüllten dazwischen. Claud flatterte auf und ließ eine Losung fallen, die einem der Jungen ins Gesicht klatschte. Gelächter.

Claud landete taumelnd und schwankend auf einer Wäscheleine, die knapp unter der Decke gespannt war.

Ein großer, schwerer Mann mit dröhnender Stimme kam herein. Maud haßte ihn auf den ersten Blick. Er hielt eine lange, belfernde Predigt, dann beugte er sich zu Maud hinunter und sprach in sanfterem Ton mit ihr. Maud wich zwei Schritt zurück und schlug dabei den Porzellandeckel von irgendeinem Gefäß herunter. Aber sie behielt den Mann im Auge und machte sich bereit, zu Claud hinauf – zuflüchten, falls der Mensch noch näher kommen sollte. Der Mann ging aus der Küche.

Die Frau stand unterdessen am Herd und röstete Popcorn. Maud und Claud erkannten es am Duft. Die Kinder alberten derweil kichernd am Spülbecken herum. Der Mann kam mit einer Art hohem Dreifuß zurück. Grelles Licht flammte auf. Maud und Claud begriffen. Das gleiche hatten sie, wenn auch in größerer Aufmachung, schon am Trafalgar Square gesehen: Dreifüße, bewegliche Podeste, scheußlich gleißende Lichter überall, die die Nacht zum Tag machten. Jetzt leuchtete der Mann Maud genau in die Augen, und sie drehte sich geblendet im Kreis. Die Kamera surrte. Maud hätte gern wieder etwas fallen lassen, aber momentan konnte sie nicht.

»Popcorn!« befahl der Mann.

»Kommt sofort!« rief die Frau und schwenkte die Pfanne so, daß sie mit Claud zusammenprallte, der eben sein Glück am Fenster versuchen wollte. Er hatte gehofft, das Oberlicht stünde vielleicht offen, aber bevor er das überprüfen konnte, lag er schon auf der Seite am Boden. Doch er rappelte sich wieder hoch, als die Frau etwas Popcorn neben ihn streute. Claud fuhr zurück, als ob es Gift gewesen wäre.

»Haha!« lachte der Mann. »Scheuch sie wieder hoch, Simon!«

Das kleinere der beiden Scheusale fuchtelte mit den Armen vor Maud herum, während der andere Knabe drohend auf Claud zustapfte.

Maud und Claud schwangen sich unter wildem Flügelschlagen vom Boden auf. Claud plumpste wie ein gemästeter Adler auf den Kopf des Größeren nieder und krallte sich in seinen Haaren fest.

»Aua!« schrie der Junge.

Maud begnügte sich mit zwei deftigen Schnabelhieben in die Wangen des Kleineren und zerkratzte ihn nach Kräften, ehe sie sich gerade noch rechtzeitig vor der Faust des Mannes in Sicherheit brachte. Maud begriff, daß sie um ihr Leben kämpften. Und sie und Claud saßen in der Falle.

Die Frau rückte Claud mit dem Besen zu Leibe, verfehlte ihn aber ein ums andere Mal. »Macht das Fenster auf! Scheucht sie raus!«

»Denen dreh ich den Kragen um! Die sind ja tollwütig!« brüllte der rotgesichtige Mann und eilte mit großen Schritten zum Fenster.

Maud sah wohl, daß der Mann in Rage war, aber wer hatte sie denn hierherein gebracht? Doch niemand anders als seine widerliche Brut. Just als der Mann die obere Hälfte des Fensters herunterließ, griff Maud ihn an. Er wehrte sie mit einem Ellbogen ab und duckte sich.

Claud flog aus dem Fenster.

»Nimm den Besen!« schrie die Frau und drückte ihn dem Mann in die Hand.

Maud wich dem Besen aus, flatterte auf den Geschirrständer über dem Spülbecken, krallte sich krampfhaft an einer Untertasse fest, und als sie sich abstieß und zum Fenster emporschwang, fiel das Tellerchen ins Becken und zerbrach.

Wieder schrie die Frau auf, der Mann tobte, aber beider Gezeter verebbte, je weiter Maud davonflog. Etliche Meter weit trug sie die Kraft ihres Zorns, und dann ließ sie sich auf einer anständigen Straße nieder, wo sie wieder normal gehen und Atem schöpfen konnte. Ihr fiel ein Stein vom Herzen. Endlich raus aus diesem Irrenhaus! Großer Gott! Menschen wie die müßte man anzeigen! Maud reckte den Kopf und stieß bei jedem Schritt mit dem Schnabel in die Luft. Es gab Vereine – von Menschen! – jawohl –, die für die Tauben kämpften. Sie hatte selber gesehen, wie diese Leute auf dem Trafalgar Square Jungs daran hinderten, auf Tauben zu schießen oder auch nur nach ihnen zu werfen. Falls so einem Verein jemals diese Familie in die Hände fiel, dann würden sie denen aber die Hölle heiß machen.

Wo war Claud?

Maud blieb stehen und wandte sich um. Nicht, daß es sie sonderlich interessiert hätte, wo Claud abgeblieben war. Wenn sie sich direkt auf den Heimweg machte, wie sie es vorhatte, dann würde Claud sich abends schon einfinden, daran hegte sie keinen Zweifel. Und überhaupt, was hatte sie da drin für eine Stütze gehabt an ihm? Gar keine!

Erst hörte sie seine Stimme. Dann tauchte er hinter ihr auf. Er wirkte völlig erschöpft, wie er ihr auf Beinen und Flügeln naheilte. Maud schüttelte ihr Gefieder und ging weiter. Claud hielt sich jetzt neben ihr. Er grummelte ein

bißchen, genau wie Maud, aber allmählich besänftigten sich beide. Immerhin hatten sie ihre Freiheit wieder, und sie waren auf dem Heimweg. Unvermittelt steuerte Maud einen Bus an. Claud folgte und schaffte es mit Mühe und Not bis aufs Dach. Haltsuchend kauerten sie sich aneinander. Manche Busse schlingerten ganz fürchterlich. Unterwegs mußten sie umsteigen und auf gut Glück einen anderen Bus nehmen, aber ihr Instinkt hatte sie nicht getrogen, und bald schon schaukelten sie über den Haymarket. Daheim! Und es war noch nicht mal dunkel. Der Himmel schimmerte rauchblau in Richtung der untergehenden Sonne.

Es war, dachte Maud, noch Zeit, vor dem Schlafengehen ein paar Leckerbissen zu ergattern. Claud hatte die gleiche Idee, und so verließen sie in Whitehall den Bus und schwebten auf ihr vertrautes Terrain nieder.

Es waren nicht mehr viele Tauben unterwegs. In den Schaufenstern flammten die ersten Lichter auf. Ihre Ausbeute war armselig und meist zertrampelt. Und Maud war müde und nicht recht auf dem Damm.

Claud schoß ihr in die Quere und schnappte ihr einen Erdnußrest vor dem Schnabel weg.

Maud stürzte sich flügelschlagend auf ihn. Warum gab sie sich nur mit diesem habgierigen Egoisten ab? Auf den im übrigen rein gar kein Verlaß war, ja, der nicht einmal das Nest beschützen konnte, wenn ein Ei drin lag!

Claud revanchierte sich mit einem hinterhältigen Hieb nach ihrem Auge, der allerdings danebenging und sie nur am Kopf traf.

Und dann, urplötzlich – es war unmöglich festzustellen, ob die Initiative von Maud ausging oder von Claud –, griffen sie einen vorbeikommenden Kinderwagen an. Sie stürzten sich auf das Baby, hackten nach seinen Wangen, nach den Augen. Die junge Frau, die den Wagen schob, stieß einen Schrei aus und schlug so heftig nach den Tauben, daß sie Maud fast außer Gefecht gesetzt hätte. Doch binnen Sekunden kämpfte sie wieder Seite an Seite mit Claud im Wagen. Ein Paar eilte der Frau zu Hilfe, und die Tauben machten sich davon. Sie flogen über die Köpfe ihrer ohnmächtigen Gegner hinweg und ließen sich in einer Taubenschar nieder, die zu etlichen zwanzig rings um einen Abfallkorb nach Nahrung suchte.

Als die Frau mit dem Kinderwagen und ihre beiden Sekundanten sich den Tauben näherten, blieben Maud und Claud ganz gelassen, obwohl einige ihrer Artgenossen vor den wütenden Stimmen erschranken und die Köpfe hoben.

Der Mann rannte zwischen die Tauben, trat nach ihnen und fuchtelte brüllend mit den Armen. Die meisten Vögel machten sich träge und gemächlich aus dem Staub. Maud flatterte heimwärts, zu der gemütlichen Nische hinter der niedrigen Steinmauer, und als sie ankam, war Claud schon da. Beide waren schrecklich müde, weshalb sie sich vor dem Schlafengehen nicht einmal mehr angrummelten. So müde war Maud freilich nicht, daß sie die halbe Erdnuß vergessen hätte, die Claud ihr vor dem Schnabel weggeschnappt hatte. Warum blieb sie mit ihm zusammen? Warum blieb sie (oder blieben sie beide) *hier*, wo sie täglich Gefahr liefen, eingefangen zu werden, so wie heute, oder wo man von Menschen getreten wurde, die sogar an

ihrer Kacke Anstoß nahmen? Warum? Ermattet von so viel Hader und Mißvergnügen schlief Maud ein.

Die Taubenattacke am Trafalgar Square, bei der ein Baby ein Auge verloren hatte, zeitigte ein paar Leserbriefe an die *Times*. Ansonsten blieb der Zwischenfall ohne Folgen.

Quitt

Nach der Tat brach Joël atemlos vor Erschöpfung in einem Sessel im Schlafzimmer zusammen. Seine tote Frau lag quer über dem Bett, ihr linker Fuß berührte mit den Zehen den weißen Teppich. Joël sah sie an, erschauerte und schloß die Augen – nicht vor Entsetzen oder aus ehrlicher Reue, dachte er, sondern weil man vor einem geschundenen Leichnam, egal wessen, wohl unwillkürlich schauderte und die Augen schloß.

Er war von der Arbeit gekommen und hatte Lucy zusammengeschlagen auf dem Bett gefunden – natürlich von Robbie, der kurz vorher gegangen war –, und Joël hatte die Sache einfach zu Ende gebracht. Von aufgestautem Haß getrieben, war er mit den Fäusten auf Lucy losgegangen; mit den Handkanten, womöglich gar mit den Füßen hatte er sie traktiert und endgültig erledigt, was Robbie Vanderholt angefangen hatte. Geredet hatten sie so gut wie gar nicht, Lucy und er, und falls doch, dann waren ihm die Worte entfallen. Vielleicht hatte er gesagt: »Da hat Robbie dir aber ein schönes Veilchen verpaßt«, vielleicht auch nicht.

Das Gurgeln und Plätschern nebenan im Bad ließ ihn hochfahren. Die Wanne lief über. Joël drehte den Hahn zu, tauchte eine Hand ins warme Wasser, zog den Stöpsel und ließ die Wanne leerlaufen.

Er mußte die Leiche loswerden. Ein klassisches Problem. Er zog die Jacke aus, inspizierte nervös das Schlaf-

zimmer, sah Lucy an. Blutflecken waren keine zu sehen. Auf einer niedrigen Kommode an der Wand standen zwei nicht ganz ausgetrunkene Gläser Scotch mit Soda, daneben das Sodafläschchen. Überall würde man Robbies Fingerabdrücke finden. Robbie hatte seine Korkfilterzigaretten vergessen, und im Aschenbecher lag eine von seinen Kippen. Robbie war der Mann.

Joël sah auf seine Uhr: 17.35. Freitagnachmittag. Er ging hinaus in den Vorgarten. Sein Wagen parkte auf halber Höhe der Einfahrt. Es waren etwa dreißig Meter von seinem Grundstück bis zum Nachbarhaus, dem Haus von Betty Newman, deren elfjähriger Sohn gerade auf dem Rasen ein Flugzeug aus Balsaholz steigen ließ. In der Küche brannte Licht. Falls Betty jetzt aus dem Fenster schaute und ihn sah, wäre das ideal, dachte Joël. Er würde etwas ratlos wirken, als ob er auf der Suche nach Lucy herausgekommen wäre, sie aber nicht hätte finden können. Joël machte einen Bogen um die Garage und ging weiter, bis er in der Ebene die rauchblaue Silhouette von Pennerlake erkennen konnte, der Stadt, in der er arbeitete. Jenseits von Pennerlake zeichnete sich in noch fahlerem Blau eine bewaldete Hügelkette ab. Letzten Sonntag war er nach einem Streit mit Lucy ziellos durch die Gegend gekurvt, und dabei war ihm aufgefallen, daß man einen der Hänge dort drüben mit Hunderten von jungen Kiefern aufgeforstet hatte. Das bedeutete frisch umgegrabenes Erdreich, lockeren Boden. Der ideale Platz für ein Leichenbegräbnis.

Ein paar Minuten vor acht rief Joël die Richardsons in Pennerlake an. Mamie Richardson war am Telefon.

»Hi«, sagte Joël. »Hier ist Joël Lucas. Meine andere – meine bessere Hälfte ist wohl nicht zufällig bei euch am Bridgetisch versackt?«

»Ha-ha!« Mamie kreischte wie eine gewürgte Henne. »Bridge ist dienstags, mein Lieber. Nein, sie ist nicht hier.«

»Ach. Und hast du 'ne Ahnung, wo sie stecken könnte?«

»Nein, keinen Schimmer.« (Und Joël merkte wohl, wie schadenfroh das klang.) »Hat sie dir nichts hinterlassen? Wann wollte sie denn zurück sein?«

Joël, dem auch in Mamies Frage die Schadenfreude nicht entging, lächelte leise. Lucys nachmittägliche Zerstreuungen waren allgemein bekannt. »Normalerweise ist sie zu Hause, wenn ich von der Arbeit komme«, gab Joël, ganz loyaler Ehemann, zur Antwort. »Sie könnte natürlich zum Supermarkt gegangen sein, aber ich bin schon seit halb sechs daheim.«

»Tja, tut mir leid, daß ich dir nicht helfen kann, Joël.«

Das Telefon blieb an diesem Abend stumm. Joël und Lucy hatten heute in ein Autokino gehen wollen, allein. Eine Verabredung hatten sie erst morgen wieder. Da wollten sie sich mit Gert und Stan Merrill in Manhattan zu einem zeitigen Abendessen mit anschließendem Theaterbesuch treffen. Stan hatte die Karten besorgt.

Es war gegen zehn, als Joël sich zwang, das Schlafzimmer zu betreten. Er holte die Armeedecke, die sie nur für Notfälle aufbewahrten, aus dem Schrank und warf sie Lucy über, nachdem er ihre Beine angewinkelt, ihre Arme verschränkt und die Leiche so klein wie möglich zusammengestaucht hatte. Dann schloß er das Schlafzimmer ab

und legte sich im Wohnzimmer aufs Sofa.

Er schlief nicht gut in dieser Nacht, nutzte aber die wachen Phasen, um über Robbie Vanderholt nachzudenken. Robbie war um die Dreißig, dunkelhaarig, ein gutbezahlter Buchhalter in einer Firma in Philadelphia. Lucy hatte ihn auf einer Party bei den Merrills kennengelernt. Oder war es eine Party in Philadelphia gewesen? Egal. Robbie hatte die Angewohnheit, ausgiebig mit dem Zeigefinger an seiner Nase zu rubbeln, wobei er manchmal gleichzeitig mit den Füßen scharrte. Und dann hatte er noch so ein eigenartiges Zucken um den Mund. Was auf Frauen anscheinend charmant und jungenhaft wirkte; Joël dagegen fand es ungefähr so verführerisch wie einen epileptischen Anfall. Und hinter Robbies gefälliger Fassade lauerte ein arrogantes, aggressives Naturell. Er bevorzugte saloppe Kleidung und trug am Wochenende besonders gern Kordhosen und Sportmütze. Joël besaß keine Mütze, aber eine alte braune Kordhose, die hatte er.

Sein Plan war kühn und gewagt, ja, er würde in aller Öffentlichkeit ablaufen, aber Joël hielt Verwegenheit für die klügste Strategie.

Am nächsten Morgen riskierte Joël noch ein Telefonat und rief die Zabriskies an. Die Zabriskies hatten drei Kinder, und Lucy sprang manchmal ein, wenn sie außer der Reihe einen Babysitter brauchten. Mrs. Zabriskie holte sie dann immer von zu Hause ab, weil die Lucas nur ein Auto hatten, und das brauchte Joël beruflich. Lucy war auch nicht bei den Zabriskies.

»Ich dachte, sie hätte vielleicht bei euch übernachtet«, sagte Joël düster. »Ich hab sie seit gestern morgen nicht

mehr gesehen.«

»Du meine Güte!« rief Mrs. Zabriskie. »Vielleicht ist sie ...«

Joël stellte sich vor, daß sie süffisant lächelte, gleichzeitig aber – auch wenn das Telefon ihr Mienenspiel nicht übertragen konnte – vorsichtshalber die Stirn in Falten legte. Vielleicht ist sie bei einem Liebhaber, hatte Hazel sagen wollen. »Tja, dann telefoniere ich noch mal 'n bißchen rum«, sagte Joël.

Als er die Kordhose anzog, fiel ihm plötzlich eine Mütze ein, die ihm irgend jemand vor Jahren zu Weihnachten geschenkt hatte. Er mußte auf dem Dachboden drei Kleiderkoffer durchsuchen, aber schließlich fand er sie doch – eine Kappe mit schwarzweißem Hahnentrittmuster, die verräterisch neu aussah, aber das würde sich schon geben, wenn er ein paarmal damit über den Garagenboden wischte, und es war ungefährlicher, diese Mütze aufzusetzen, als irgendwo eine zu kaufen. Joël ging mit der Kappe hinunter. Erst fuhr er sein Auto in die Garage, dann schaffte er Lucys Leiche, in die Decke gehüllt, durch die Tür, die neben dem Wohnzimmer direkt vom Haus in die Garage führte, zum Wagen. In der Art, wie er sie zwischen Vorder- und Rücksitz auf den Boden pferchte, drückte sich seine Verachtung aus. Dann holte er den Spaten, warf eine Rolle Bindegarn und drei, vier alte Rupfensäcke von einem Stapel in der Ecke auf den Rücksitz und fuhr hinauf in die Hügel, auf der Suche nach der Kiefernsonnung, die er neulich dort gesehen hatte.

Daß die befestigte Straße zu Ende war, merkte er daran, daß Split und Schotter gegen die Kotflügel prasselten. Die

Gegend wäre ein ideales Ausflugsgebiet für Pfadfinder gewesen, doch Joël sah nirgends welche. Und er begegnete auch sonst niemandem. Mittlerweile befand er sich in einem naturbelassenen Waldstück mit mächtigen Eichen und Kiefern, zwischen denen vereinzelt auch Jungkiefern nachwuchsen. Joël hielt an, stieg aus und nahm den Spaten mit. Er wußte, daß Kiefern stattliche Wurzeln hatten, selbst wenn sie noch ganz klein waren. Und wirklich dauerte es fast zehn Minuten, bis er einen Nachkömmling ausgegraben hatte. Er verstaute das Bäumchen auf dem Rücksitz, stieg ein und manövrierte die Kiefer, mit dem Wurzelstock zuerst, so tief wie möglich unter die Decke. Dann umwickelte er Lucy und das Wurzelwerk mit den Rupfensäcken und verschnürte den ganzen Packen. Das war eine langwierige Prozedur, denn er mußte das Bindegarn mehrmals unter dem Körper der Toten durchziehen. Welch passendes Denkmal, so ein kleines Tannenbäumchen, dachte er, so was Schönes hat sie gar nicht verdient. Na, mögen die Wurzeln sich lange nähren an ihrem – ihrem was? Ihrem reichen Erfahrungsschatz vielleicht.

Er fuhr weiter bis zu dem frisch aufgeforsteten Hang, der aus dieser Perspektive eher einer Schinkenseite ähnelte, gespickt mit lauter grünen Gewürznelken: den Jungkiefern. Er erschrak ein bißchen, als er entdeckte, daß auf einer Lichtung in unmittelbarer Nähe der Pflanzung ein Picknickplatz mit Tisch, Bänken und Abfallkorb entstanden war. Doch es war erst kurz nach zehn, und zum Picknicken kamen die Leute sicher nicht vor zwölf. Das schwerste Stück Arbeit für ihn begann jetzt, als er Lucys fünfzig Kilo mitsamt dem Bäumchen den Hang hinaufschleppen mußte.

Joël hatte sich vorgestellt, er würde so parken, daß man das Auto von der Grabungsstelle aus nicht sehen konnte. Aber eingedenk der Schlepperei vom Schlafzimmer in die Garage beschloß er, auf diese Vorsichtsmaßnahme zu verzichten, parkte direkt am Straßenrand, hievte den verschnürten Ballen aus dem Wagen und wankte mit seiner Last bergan. Unter Einsatz aller Kräfte kämpfte er sich den Hang hinauf. Erst als er sich völlig verausgabt hatte, ließ er seine Last zu Boden fallen, trottete zurück zum Auto und fuhr auf der unbefestigten Straße weiter, bis er nach etwa sechzig Metern rechter Hand auf eine Abzweigung stieß, einen steilen Waldweg, dem er ein Stück weit folgte. Dann stieg er aus und kehrte, den Spaten geschultert, zu seinem Bäumchen zurück.

Es war ein klarer Tag, die Sonne schien heiß, und bald geriet er ins Schwitzen. Erst hackte er die freiliegenden, dünnen, aber zähen Wurzeln der umstehenden Bäume ab, dann fing er an zu graben. Als das Loch einen guten halben Meter tief war, längst noch nicht tief genug, mußte er eine Verschnaufpause einlegen.

Und prompt tauchten drei Leute mit Picknickkörben auf. Zwei junge Männer und ein Mädchen. Sie lachten vergnügt, und Joël machte sich darauf gefaßt, daß sie sich, keine zwölf Meter von ihm entfernt, an dem Picknicktisch niederlassen würden. Aber sie schienen, was den Rastplatz betraf, geteilter Meinung zu sein, jedenfalls diskutierten sie heftig miteinander. Joël wandte sich ab und stocherte mit dem Spaten in der frisch ausgehobenen Grube herum.

Jetzt bloß nicht die Nerven verlieren, sagte er sich. Falls dich wer fragt: Du pflanzt einen Baum.

»Mister! ... Sir!« rief ihm das Mädchen zu, aber weiter kam sie nicht; zu sehr hatten die jungen Burschen hinter ihr sie mit ihrem Gelächter angesteckt. Sie trat näher. »Meine Freunde haben grade mit mir gewettet, Sir, daß ich Sie fragen würde ... ich meine natürlich, nicht fragen würde ...« (neuerliches Gelächter) »... ob Sie da Ihre Frau begraben.«

Joels Gesicht verzog sich zu einem schüchternen Lächeln, aber er hielt den Kopf gesenkt. Er schnitt eine Grimasse und rieb sich die Nase. »Jawoll.« Er scharrte mit den Füßen und deutete auf den Wulst unter den Säcken, die mutmaßlich die Wurzeln seines Bäumchens schützten. »Sagen Sie Ihren Freunden, sie hätten's erfaßt: Ich verbuddele hier meine Frau.«

Das Mädchen wandte sich nach seinen Begleitern um und rief ihnen ein triumphierendes »Ja!« zu.

Die jungen Burschen prusteten abermals los und wollten sich schier ausschütten vor Lachen.

»Na, dann tschüs. Und danke – die Wette hab ich geronnen«, sagte das Mädchen und lief den Hang hinunter. Sie trug eine enge Latzhose und Turnschuhe.

Joël stützte sich auf seinen Spaten und schaute ihr nach. Es war vorbei. Als das Mädchen sich noch einmal umdrehte und ihm freundlich zuwinkte, rieb er sich wieder die Nase. Dann verschwand das Trio aus seinem Blickfeld.

Perfekt, dachte Joël. Vielleicht wurde Lucys Leiche niemals gefunden, aber wenn doch, dann würde die Spur direkt zu Robbie Vanderholt führen.

In den zwanzig Minuten, die er noch brauchte, kam kein

Mensch mehr vorbei. Als er fertig war, schulterte er seinen Spaten und ging, ohne sich noch einmal umzusehen.

Joël fuhr nach Hause und zog die alte graue Hose an, die er normalerweise am Wochenende trug. Dann schaffte er Kordhose und Mütze zusammen mit den Papierabfällen, die er immer samstags verbrannte, nach draußen und zündete in dem Drahtkorb hinterm Haus ein Feuer an. Sobald Kappe und Hose vollständig zu Asche zerfallen waren, ging er wieder hinein und rief die Merrills an.

»Hallo Stan, hier Joël. Du, es geht um unsere Verabredung heute abend ... also ich weiß nicht, wo Lucy steckt.«

»Was soll das heißen?«

»Es heißt, daß sie nicht zu Hause war, als ich gestern von der Arbeit kam. Ich hab schon ein paar Bekannte angerufen, aber es hat sie keiner gesehen.«

»Hmm«, brummte Stan Merrill, vollkommen im Bilde. »Du meinst, du weißt wirklich nicht, wo sie zu erreichen ist?«

»Na ja... ich könnt's wahrscheinlich noch bei ein paar anderen Leuten versuchen. Aber ich wollte vor allem nicht, daß ihr beide heute abend die Vorstellung versäumt. Das beste wird sein, ich ruf noch mal an, wenn ich sie gefunden habe. Kann sein, daß ihr heute nicht mehr nach Ausgehen ist... du verstehst schon.«

»Klar.« Stan tat enttäuscht. »Aber halt uns auf dem laufenden, ja? Viel Glück, Joël.«

Als nächstes schlug Joël im Telefonbuch von Philadelphia Robert Vanderholts Nummer nach und rief ihn an.

»Ich hoffe, ich störe nicht«, sagte Joël, »aber wissen Sie

zufällig, wo meine Frau ist?«

Robbie lachte. »Nein, weiß ich nicht.«

»Ach nein? Waren Sie denn nicht gestern nachmittag mit ihr zusammen? So gegen fünf?«

»Ja, ich hab sie gestern besucht«, sagte Robbie. »Aber vielleicht hat sie hinterher einen langen Spaziergang gemacht.«

»Wenn es so war, dann ist sie von diesem Spaziergang nicht zurückgekehrt. Sie hatten offenbar einen kleinen Streit mit ihr. Das Zimmer sah jedenfalls ziemlich wüst aus.«

»Oh? Tut mir leid.«

Joël straffte sich. »Im Ernst, Robbie, wo steckt sie? Ich hab die Spielchen satt.«

»Mir geht's genauso. Als ich gegangen bin, war sie im Haus. Warum geben Sie auch nicht besser acht auf Ihre Frau?« Damit legte Robbie auf.

Im ersten Moment war Joël wütend, dann lächelte er. Jetzt war es an der Zeit, die Polizei einzuschalten. Im Informationsteil des Telefonbuchs für Pennerlake und Umgebung schlug Joël die Nummer nach, rief an und schilderte sein Problem. Ja, bei allen, die in Frage kamen, hatte er sich erkundigt. »Sechszwanzig Jahre alt, eins fünfundfünfzig groß, dunkelblond, blaue Augen, zirka fünfzig Kilo schwer.« So beantwortete Joël ihre Fragen.

Die Polizei sagte, sie würden eine Vermisstenanzeige aufnehmen, und außerdem würde jemand bei ihm vorbeikommen.

Eine halbe Stunde später standen zwei Beamte vor der Tür. Während sie ihre Fragen stellten, ging Joël rauchend auf und ab. Anschließend sahen sie sich auch im Schlafzimmer um, wo Joël nichts angerührt hatte. Nein, nicht er habe einen Drink mit ihr genommen, sie habe Besuch gehabt, einen gewissen Robert Vanderholt. Selbstverständlich habe er den schon angerufen, aber Lucy sei nicht bei ihm.

»Trotzdem... wie's aussieht, war er der letzte, der sie gesehen hat«, fügte Joël hinzu. »Jedenfalls, soweit mir bekannt ist. Er sagt, sie sei hiergewesen, als er ging.«

»Und die Tagesdecke? Haben Sie die auch so vorgefunden?« fragte einer der Polizisten.

»Ja. Ziemlich zerwühlt, nicht... Ich... ich hab alles so gelassen, wie's war. Ich habe heute nacht auch nicht hier drin geschlafen.«

Das führte zwangsläufig zu der Frage nach dem Verhältnis zwischen Lucy und Robbie, das Joël, nachdem er sich gebührend gesträubt hatte, verlegen enthüllte. »Vermutlich hatten sie eine Affäre ... ja.«

Dann machte die Polizei sich auf den Weg zu Robbie Vanderholt. Ungefähr eine Stunde später kamen sie mit Robbie zurück. Der gefiel sich in einer Schert-euch-zum-Teufel-was-hab-ich-damit-zu-tun-Pose, dabei aber doch so nervös, daß er immerfort Grimassen schnitt und sich die Nase rieb, was in Joels Augen einen schlechten Eindruck auf die Polizisten machte.

»Sie haben sich also gestern nachmittag um fünf von Mrs. Lucas verabschiedet. Was haben Sie dann gemacht?« fragte einer der Beamten.

»Ich bin nach Hause gefahren ... habe Platten gehört... ich war den ganzen Abend zu Hause«, sagte Robbie.

»Gab es gestern Streit zwischen Ihnen und Mrs. Lucas?«

Sie waren im Schlafzimmer, als diese Frage gestellt wurde, und Robbies Blick wanderte beklommen über die zerwühlte Bettdecke und die beiden Gläser, in denen ein Rest von verwässertem Scotch vor sich hin dümpelte.

»Ja, wir hatten einen kleinen Streit«, gab Robbie zu.

»Weswegen?«

Robbie zuckte die Achseln und rieb sich wieder die Nase. »Es ist mir peinlich, darüber zu reden, aber wir haben uns gezankt, weil Lucy sich unbedingt öfter mit mir treffen wollte.« Sein selbstgefälliges Lächeln galt Joël.

»Haben Sie sie geschlagen?« fragte der eine Polizist.

»Leider, ja. Ich hab ihr eine gelangt. Sie hat zurückgeschlagen, darauf hab ich ihr einen Schubs gegeben, und sie ist aufs Bett gefallen.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter. Danach bin ich gegangen.«

»Hat sie Sie bedroht? Ihnen gesagt, wo sie hinwollte?«

»Nein, aber wenn Sie meine Meinung hören wollen, dann hat sie sich ein Taxi gerufen, ist nach Philadelphia oder New York gefahren und hat die Nacht im Hotel verbracht – unter einem anderen Namen. Sie will erreichen, daß alle Welt sich ihretwegen Sorgen macht. Oder vielleicht versteckt sie sich auch bloß, weil sie ein blaues Auge hat, keine Ahnung.« Robbie scharrte mit den Füßen, dann ging er zur Tür. Aus seiner Sicht war die Vernehmung offenbar beendet.

Die beiden Polizisten schienen derselben Meinung. Einer sagte zu Joël: »Wir halten Sie auf dem laufenden, Mr. Lucas.«

Betty Newman war am Fenster, als das Polizeiauto wegfuhr. Gleich darauf kam sie mit ihrem Sohn Chuckie im Schlepptau herüber.

»Ist was passiert, Joël?« fragte sie.

Joël machte ein sorgenvolles Gesicht. »Ich weiß nicht. Lucy ist verschwunden. Seit gestern beim Frühstück hab ich sie nicht mehr gesehen.«

»Was?«

Joël erklärte ihr den Sachverhalt und auch, warum er die Polizei eingeschaltet hatte. »Wann haben Sie meine Frau denn zuletzt gesehen, Betty?«

»Gestern überhaupt nicht, glaube ich... Nein, bestimmt nicht. Aber ich gehe ja auch schon um halb neun aus dem Haus, und vor halb fünf bin ich nie zurück.« Betty arbeitete als KassiererIn in einem Diner an der Straße nach Pennerlake. Joël hatte gehört, daß ihr Mann vor drei Jahren mit einer anderen durchgebrannt sei. Betty ging auf die Vierzig zu. Eine ziemlich schlampige Person. Lucy hatte sich nie besonders gut mit ihr verstanden.

»Ein ... äh ... Freund von uns hat Lucy gestern nachmittag besucht«, sagte Joël.

»Ach ja, ich erinnere mich, daß ein blaues Kabrio in Ihrer Einfahrt stand, als ich von der Arbeit kam«, sagte Betty mit Unschuldsmiene. Dabei war Joël überzeugt, daß sie genauso gut über Lucy Bescheid wußte wie die übrige Nachbarschaft.

»Und wissen Sie vielleicht auch, ob Lucy mit dem Bekannten mitgefahren ist? So gegen fünf?«

»Also das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen.«

Das war genau die Antwort, die Joël hören wollte.

»Haben Sie einen Verdacht? Glauben Sie, man hat Ihre Frau entführt, sie womöglich umgebracht?« fragte Chuckie Newman, der gespannt zugehört hatte.

»Chuckie!« rief seine Mutter entsetzt.

Joël spürte, wie er angemessen erbleichte. »Um Gottes willen, an so was wollen wir gar nicht denken.«

Ins Haus zurückgekehrt, rief Joël die Merrills an. Sie sollten heute abend lieber nicht mit ihm und Lucy rechnen, sondern die Karten an ein anderes Paar weitergeben. Die Merrills klangen nicht allzu besorgt, baten ihn jedoch, sie zu verständigen, sobald er etwas Neues erführe.

Am Sonntag wurde Joël morgens um acht von einem Anruf der Wache in Pennerlake geweckt.

»Gestern abend hat sich eine gewisse Elinor Farrington bei uns gemeldet«, sagte der Beamte. »Sie hat die Vermisstenmeldung im Radio gehört, und sie erzählte uns von einem Mann, der ihr und zwei Knaben am Scrubby Mountain aufgefallen sei. Der Mann pflanzte dort einen Baum, und die jungen Leute machten sich einen Spaß daraus, ihn zu fragen, ob er da heimlich seine Frau begraben würde. Und der Mann sagte glatt ja. Gestern abend im Dunkeln konnten wir nichts mehr unternehmen, aber gleich heute früh haben wir die Stelle unter die Lupe genommen. Mr. Lucas, unter diesem frisch gepflanzten Baum lag tatsächlich eine

Leiche, und der Beschreibung nach könnte es sich um Ihre Frau handeln. Wenn ich Sie also bitten dürfte, zu uns aufs Revier zu kommen...«

Joël sagte, er komme sofort. Er zog ein frisches Hemd an und seinen besten Anzug, für den Fall, daß ihm auf dem Revier auch die kleine Farrington begegnen würde.

Sie hatten Lucy im Hinterzimmer auf einen Tisch gelegt. Joël identifizierte seine Frau.

»Kennen Sie diese Decke, Mr. Lucas?« fragte der Polizist und zeigte ihm die alte Armeedecke.

Joël nickte. »Ja, die gehört uns.«

»Elinor Farrington hat uns den Mann beschrieben. Zirka eins fünfundsiebzig groß, um die Dreißig, bekleidet mit Kordhose und Sportmütze. Die Haarfarbe konnte sie nicht erkennen. Ich würde vorschlagen, Sie sprechen selber mit dem Mädchen.« Und er führte Joël in eine Art Warteraum.

Dort saß das Mädchen, das jetzt einen Rock trug und sehr ernst und gesetzt wirkte, auf einem schlichten Holzstuhl. Sie wiederholte ihre Beschreibung des Mannes, den sie und ihre Freunde im Wald überrascht hatten, und Joël, der in seinem dunkelblauen Anzug und dem weißen Hemd sehr seriös und adrett aussah, hörte aufmerksam zu.

»Sie erinnert sich nicht, in der Nähe ein Auto gesehen zu haben«, sagte der Beamte zu Joël. Und an das Mädchen gewandt: »Ist das der Mann aus dem Wald, Miss Farrington?«

Elinor Farrington musterte Joël eingehend von Kopf bis Fuß. »Ich glaube nicht. Nein, nein, das war ein ganz anderer Typ. Irgendwie verklemmt. Dauernd hat er an seiner

Nase rumgefummelt, und in die Augen gucken konnte er mir auch nicht.«

Der Polizeibeamte sah Joël an. »Haben Sie eine Ahnung, wer der Mörder sein könnte, Mr.Lucas?«

»Mir kommt da zwangsläufig ein Verdacht«, sagte Joël zögernd. »Soviel ich weiß, war dieser Mann als letzter mit meiner Frau zusammen: Robbie Vanderholt. Schauen Sie nur, was sie anhatte... oder vielmehr nicht anhatte.« Er räusperte sich. »Ich denke, Vanderholt hat sie getötet. Ihre Leiche hat er vermutlich in der Decke da aus dem Haus geschafft, sie die Nacht über in seinem Wagen versteckt und gestern morgen begraben. Was soll ich sonst denken?«

»Wir werden uns diesen Vanderholt noch mal vorknöpfen«, sagte der Polizist.

Joël fuhr wieder heim.

Kurz vor zwölf klingelte das Telefon, und die Polizei hatte große Fortschritte zu vermelden. Sie hatten mehrere Sportmützen und vier Paar Kordhosen in Vanderholts Schrank sichergestellt, eine davon alt und verdreckt. Sie hatten Vanderholt mitgenommen aufs Revier in Pennerlake, und die kleine Farrington hatte ihn identifiziert.

»Vanderholt sagt, er war's nicht«, meinte der Beamte, »aber vielleicht dauert's nur ein paar Stunden, bis er ein-knickt.«

Joël rief die Merrills an und berichtete erschüttert, was geschehen war: Robbie Vanderholt hatte Lucy getötet. Die Merrills waren Robbie ein paarmal begegnet, Joël wußte das. Sicher hatten sie auch Lucys Interesse an ihm bemerkt und sich zusammengereimt, daß er ihre neueste Eroberung war.

»Du armer Schatz!« rief Gert Merrill. »Möchtest du für ein paar Tage zu uns ziehen? Das Alleinsein ist jetzt bestimmt nicht gut für dich.«

Joël versicherte tapfer, er habe sich im Griff und werde es schon schaffen. Das gleiche sagte er auch den Zabriskies und den Richardsons und ein paar anderen Freunden, die ihn anriefen, nachdem sie am Montag morgen die Zeitung gelesen hatten. Drei Wochen später war der Prozeß vorbei, Robbie Vanderholt schuldig gesprochen und zu fünfundzwanzig Jahren Haft in der Strafanstalt in Trenton verurteilt. Bis zuletzt beteuerte er seine Unschuld und bezichtigte Joël, dessen Frau im Zorn erschlagen zu haben. Aber die Fakten sprachen gegen ihn: Er besaß mehrere Kordhosen und etliche Sportmützen, er schnitt Grimassen und rieb sich ständig die Nase (sogar im Zeugenstand hatte er das getan), und die kleine Farrington hatte ihn zweifelsfrei identifiziert.

Lucy hatte von ihrer Familie einen Treuhandfonds geerbt, der nun auf Joël überging und ihm jeden Monat hundertfünfzig Dollar zusätzlich einbrachte, eine Summe, die Lucy immer mühelos für sich allein verjubelt hatte. Joël hatte sie gewiß nicht wegen des Geldes getötet, aber bei seinem Gehalt bedeuteten hundertfünfzig Dollar mehr doch eine schöne Aufbesserung seines Einkommens. Er leistete sich ein paar Dinge, die er sich schon lange gewünscht hatte: eine Stereoanlage, ein paar neue Golfschläger und einen Smoking. Den brauchte er ganz besonders, da seine Freunde ihn ständig zu irgendwelchen Dinnerpartys einluden, um ihn mit diesem oder jenem hübschen Mädchen zusammenzubringen, das noch zu haben war.

Joël gefiel sich in der Rolle des Witwers, der auch ein halbes Jahr nach der Ermordung seiner Frau noch so fassungslos war über den Verlust, daß er sich keine neue Verbindung vorstellen konnte, obwohl seine Freunde inzwischen freiheraus sagten, daß er eine bessere Frau verdient habe, als Lucy ihm gewesen sei.

Eines Abends gegen neun – Joël hatte es sich gerade mit einem Bier vor einem vielversprechenden Fernsehspiel bequem gemacht – klingelte es an der Haustür. Es war Betty Newman von nebenan.

»Oh, hallo«, sagte Joël überrascht. »Bitte, kommen Sie rein.«

»Danke.« Betty trug hochhackige Schuhe, und als sie an Joël vorbeiging, streifte ihn ein Hauch von Parfüm.

»Ich wollte mir grade was im Fernsehen anschauen«, sagte Joël. »Möchten Sie –«

»Ich bin nicht in der Stimmung«, unterbrach ihn Betty.

Ein paar Minuten später war klar, wofür sie in Stimmung war, und Joël war platt. Betty hatte ihn seit Lucys Tod ein paarmal zum Essen eingeladen, dabei aber nicht die Spur einer romantischen oder gar sexuellen Neigung erkennen lassen. Joël versuchte sie abzuwimmeln, so taktvoll es irgend ging.

»Nicht doch, Betty. Ich fühle mich ja sehr geschmeichelt, aber... ich bin wohl eher der altmodische Typ. Für lieb liegt nach wie vor das einzig wahre Glück in der Ehe, und ich würde lieber –«

»Das trifft sich gut, ich habe nämlich ernste Absichten«, sagte Betty, die sich inzwischen, ein Glas Bier in der Hand,

entspannt auf seinem Sofa zurückgelehnt hatte. Mit den stark geschminkten Lippen und den rougeverschmierten Wangen wirkte ihr schwammiges Gesicht noch unattraktiver als sonst.

»Tja... für mich ist es noch viel zu früh, um wieder ans Heiraten zu denken.«

»Ach, wirklich? Ich finde, das solltest du dir lieber noch mal überlegen. Ich weiß nämlich Bescheid über dein kleines Geheimnis, Joël. Und gewartet habe ich doch weiß Gott lange genug, meinst du nicht?«

Da begriff Joël, und ihm gefror das Blut in den Adern. Umständlich richtete er sich in seinem Sessel auf. »Wovon sprichst du?« fragte er mit verkrampftem Lächeln und dachte dabei: Betty hat vielleicht einen Verdacht, aber sie kann nichts beweisen. Vielleicht hatte sie ihn an jenem Samstagmorgen aus der Garage fahren sehen, aber die Leiche auf dem Boden des Wagens, zwischen Vorder- und Rücksitz, die hatte sie bestimmt nicht gesehen.

»Ich weiß, was du denkst«, sagte Betty. »Aber ich habe gesehen, wie Robbie Vanderholt an dem bewußten Nachmittag um Viertel nach fünf gegangen ist – und zwar allein! Ohne Leiche unterm Arm. Kurz danach kamst du nach Hause.« Sie hielt inne und wartete.

»Das hast du dir doch bloß ausgedacht, Betty.«

»O nein! Und wenn du mir nicht ein bißchen mehr entgegenkommst, dann gehe ich mit meinen Beobachtungen zur Polizei. Bei der ich mich ja bisher äußerst kooperativ verhalten habe – von deiner Warte aus betrachtet!«

Joël kniff die Wangen ein. Auf einmal stand ihm sein

Leben vor Augen, wie es an Bettys Seite sein würde: Er sah eine lange Reihe von Jahren, die er ihre schlaffen Brüste würde ertragen müssen, die Hängebacken und diesen gräßlichen sommersprossigen Idioten von einem Sohn, der gewiß auch Teil des Handels war. Eine Perspektive wie geschaffen dafür, einen zweiten Mord zu begehen. Außer, daß das Risiko viel zu groß wäre und er sich einen zweiten Mord niemals leisten könnte. Oder vielleicht doch?

Betty schlug ihre stämmigen Beine übereinander. Sie schien sich ihrer Sache vollkommen sicher zu sein. »Ich werde alles tun, um dich glücklich zu machen, Joël. Na, was meinst du? Glaubst du nicht, wir könnten es schön haben miteinander, wir zwei?« Sie setzte ihr gewinnendstes Lächeln auf.

Sein Herz schlingerte wie ein verdorbener Magen. »Doch, klar, Betty. Sicher könnten wir das.«

»Dann ist es also abgemacht?«

»Abgemacht«, sagte Joël.

Wer ist hier verrückt?

Aaron ging in die Küche und wusch sich die Hände gründlich mit der gelben Flüssigseife, die er zum Geschirrspülen benutzte. Dann setzte er sich an den Tisch, der ihm Eß- und Schreibtisch zugleich war, und schlug die graue Kladde auf, die ihm als Tagebuch diente. Er schrieb:

Aaron Wechsler kam um zehn nach sechs von der Arbeit nach Hause. Nach Schalterschluß um fünf war er ausnahmsweise noch ein paar Minuten geblieben und hatte beim Sortieren der Post geholfen, nur damit es so aussah, als ob heute ein Tag wie jeder andere und er nicht im geringsten nervös wäre oder es besonders eilig hätte fortzukommen, obwohl Roger Hoolihans blutiger Leichnam hinten im Lager zusammengepfercht in dem Spind mit den Ersatzpostsäcken steckte. Wer würde ihn wohl finden? dachte Aaron. Mac, der Postmeister? Macs Sohn Bobbie? Einer von den Austrägern? Aaron war es gleich, wer die Leiche entdeckte.

Er war fünfundfünfzig, mittelgroß, mit Bauchansatz und glatten schwarzen Haaren, die an den Schläfen langsam ergrauten. Seine Augen hinter den dicken, dunkel gefaßten Brillengläsern wirkten unstet und verschwommen. Den unsteten Blick hatte Aaron allerdings tatsächlich. Direkter Augenkontakt mit einem Gegenüber wurde ihm inzwischen immer unangenehmer. Er war rastlos und nervös, und er haßte seine Arbeit bei der Post, aber er war entschlossen

durchzuhalten – wenn nicht in diesem, dann in irgendeinem anderen Postamt –, bis er pensioniert wurde und den verdienten Lohn für die lebenslange Plackerei einstreichen konnte.

28. September 19-

Heute habe ich Roger Hoolihan getötet. Kurz nach zwölf, wie ich es geplant hatte. Die anderen waren in der Mittagspause. Ich hätte um zwölf gehen sollen, Roger um eins. Er hatte zwischen zwölf und eins Schalterdienst. »Na«, sagte Roger gegen zwanzig nach zwölf mit einem Blick über die Schulter und seinem gewohnt spöttischen Grinsen, »gehen Sie nicht zum Essen?« Er stand am Schalter und sortierte die Postanweisungen. Ich griff mir den Tacker und zog ihm damit eins über den Hinterkopf. Wahrscheinlich hat ihm schon der erste Hieb den Schädel gespalten, trotzdem habe ich mehrmals zugeschlagen. Dann schleifte ich ihn nach hinten und packte ihn zu den Postsäcken in den Spind. Ich war nicht zum Essen zu Hause wie sonst, aber ich bin vor eins gegangen und ungefähr um eins zurückgekommen, zusammen mit den anderen. Als Mac nach Roger fragte (das war gegen zwei), sagte ich: »Den habe ich nicht mehr gesehen, seit ich kurz nach zwölf in die Mittagspause bin. « Mac schien sich zu wundern, aber gesagt hat er nichts. Wahrscheinlich wird er morgen früh bei ihm zu Hause anrufen, wenn Roger nicht zur Arbeit erscheint, oder vielleicht sucht ihn die Familie auch schon heute abend, wenn er nicht heimkommt. Aber bis sie die Leiche finden, kann es ein paar Tage dauern, denn der Spind wird nicht oft benutzt.

Roger Hoolihan. Nummer eins.

Aaron legte seinen Stift in den Falz der Kladde, rieb sachte die Handflächen aneinander und überlas, was er geschrieben hatte. Seine Handschrift war sehr klein und sauber, die Tinte schwarz. Mac war als nächster dran. Diese selbstzufriedene Visage gehörte ausgelöscht. Weg mit dem hämischen Kopfschütteln, den Blicken, die an einem abglitten, als ob alles und jedes, was Mac unter die Augen kam, das Allerletzte wäre und nicht wert, daß der große Edward MacAllister, Postmeister, auch nur eine geringschätzige Bemerkung daran verschwendete. Aber Bobbie konnte sich jeden Pfusch leisten, bei ihm war's okay, denn Bobbie war sein Sohn. »Dad, die Luftpostmarken zu sieben Cent, wo sind die? ... Was dagegen, wenn ich früher gehe, Dad? Ich bin mit Helen verabredet.« Bobbie kam vielleicht als Nummer drei in Betracht. Sieh dich vor, Bobbie!

Aaron trat wieder an die Spüle, bückte sich und holte hinter dem blauweiß karierten Vorhang unter dem Becken zwischen Chlorreiniger, Ammoniak und anderen Putzmitteln eine Flasche Whisky hervor. Er schenkte sich ein großes Glas voll, warf ein paar Eiswürfel hinein und trank genüsslich ein paar Schluck. Dann öffnete er eine Dose Cornedbeefhaschee, gab den Inhalt in eine Pfanne und schlug, exakt in der Mitte, ein Ei darüber. Ganz flüchtig kam ihm der Gedanke, daß er sich zur Feier des Tages etwas Besonderes hätte gönnen können, wie ein Steak oder wenigstens ein Lamm- oder Schweinskotelett, aber der Gedanke währte wie gesagt nicht lange und vergällte ihm auch nicht die Freude auf sein bescheidenes Mahl. Seine Frau hatte sich früher immer lustig gemacht über seine

Vorliebe für Cornedbeefhaschee; er habe die Gelüste eines Sträflings, pflegte sie zu sagen. Sein Gedächtnis schwankte sekundenlang zwischen einer Vera, die das lächelnd, und einer, die es hämisch angemerkt hatte. Womöglich war beides vorgekommen, nur zu verschiedenen Gelegenheiten. Am Ende hatte sie ihn sitzenlassen, und daß sie ihren Abgang voller Häme inszeniert hatte, stand außer Frage. Sei's drum, dachte Aaron. Keine von Veras Prophezeiungen hatte sich erfüllt: Er war nicht vor die Hunde gegangen, hatte weder gesundheitlich Schaden genommen noch seine Stelle verloren oder sonst etwas eingebüßt. Er hatte bei der Post in East Orange gekündigt, war nach Copperville, New Jersey, gezogen und hatte auf dem dortigen Postamt ohne weiteres einen vergleichbaren Posten bekommen.

»Zum Teufel mit ihr«, brummte Aaron und zog die zusammengefaltete Zeitung neben seinen Teller. Seine Augen wanderten über die Zeilen, ohne daß er aufgenommen hätte, was er las. Er aß gleichmäßig, weder schnell noch langsam. Er stand auf, nahm sich eine zweite Portion und machte die Pfanne leer. Auch seine Kinder sollten sich zum Teufel scheren. Billy war inzwischen vierundzwanzig – nein, siebenundzwanzig –, und Edith hatte mit ihren dreiundzwanzig Jahren selber bereits drei Kinder von diesem Proleten, den sie geheiratet hatte. Ja, es hatte einmal eine Zeit, gegeben, da hatte Aaron große Pläne gehabt mit seinen Kindern, und Billy war ja auch brav aufs College gegangen und geprüfter Buchhalter geworden. Aber Edith hatte sich im zweiten Studienjahr in einen Holzkopf verliebt, der weder Akademiker war, noch Geld

hatte, und den sie trotzdem heiratete. Aaron war außer sich gewesen vor Wut und hatte versucht, die Ehe annullieren zu lassen, doch leider war Edith bereits schwanger gewesen, so daß eine Annullierung nicht in Frage kam. Aaron hatte geschäumt – und hatte er vielleicht nicht allen Grund dazu gehabt und überdies recht behalten, wo die beiden doch jetzt mit ihren drei Gören in irgendeinem Slum in Philadelphia hausten? –, aber Billy hatte Edith in Schutz genommen und Vera ebenfalls. Für Aaron war das, als ob seine ganze kleine Welt plötzlich verrückt geworden wäre, als ob man die vorgeschriebene Ordnung der Dinge auf den Kopf gestellt hätte. Er ganz allein mußte den gesunden Menschenverstand verteidigen, mußte für Bildung und Lebensart einstehen, während seine eigene Familie sich gegen ihn verschwor, ihn und all das verriet, wofür er sich seit der Geburt der Kinder und schon davor abgerackert hatte. Eines Tages war Aaron dermaßen in Wut geraten, daß er das ganze Haus verwüstete. Er hatte die Bilder von den Wänden gerissen und war darauf herumgetrampelt, hatte die Vorhänge heruntergezerrt und das ganze Geschirr auf dem Fußboden zerschlagen. Vera war darüber in Tränen ausgebrochen und hatte gedroht, sie würde ihn verlassen. Was sie dann auch tat. Und er hatte sie gehen lassen.

»Laß sie«, murmelte Aaron vor sich hin, während er in kleinen Schlucken seinen Pulverkaffee trank. »Laß sie!« Er konnte froh sein, daß er sie los war mit ihrem ewigen Geschwätz von psychiatrischer Hilfe und geistlichem Beistand ... »Pah!« sagte Aaron verächtlich. Dennoch war sein Blut für einen Moment in Wallung geraten. Aber er

beruhigte sich gleich wieder. Noch nie im Leben war es ihm so gut gegangen wie jetzt. Unabhängigkeit hatte eine Menge für sich. Er sparte heutzutage auch mehr als in all den Jahren seit seiner Heirat. Letzten Sommer hatte er schon mit dem Gedanken an eine Kreuzfahrt zu den Westindischen Inseln gespielt, aber dann hatte er die Reise verschoben und dieses Jahr wieder. Nun, eines Sommers würde er statt dessen nach Europa fahren, ohnehin interessanter als Westindien, das einfach nur näher und billiger war. Doch, er konnte mit seinem Leben zufrieden sein, bis auf die gräßlichen Kollegen im Postamt. Die verleiteten ihm seine Arbeit, und all die Apparate und Stempel und Waagen und sonstigen Gerätschaften. Seit drei Jahren war er nun in Copperville, und es gab Zeiten, da schien es nicht so lange, und andere, in denen es ihm wesentlich länger vorkam. Heute abend schien es nicht so lange.

Roger Hoolihan hatte einen Sohn im College und einen auf der Highschool. Eine Frau hatte er natürlich auch. Aaron zuckte die Achseln. Für Mitleid war jetzt nicht die Zeit.

Er wusch das Geschirr ab, weichte zwei Oberhemden und einen Schlafanzug in einem Waschzuber ein und ging früh zu Bett. Schlafen war Aarons Passion. Er schlief jede Nacht zehn Stunden.

Am nächsten Morgen schien die Sonne, und das Thermometer neben Aarons Haustür zeigte angenehme achtzehn Grad. Aarons Haus stand hinter dem größeren seines Vermieters, am einen Ende der Zufahrt zur Garage, in der sein Vermieter sein Auto, einen hellblauen Buick, unter-

stellte. Der kleine Trampelpfad, der von Aarons Eingang bis zur ersten der beiden kahlen Reifenspuren in der Einfahrt diagonal über den schütterten Rasen zwischen beiden Häusern verlief, markierte die Abkürzung, die Aaron für gewöhnlich nahm. Das Postamt lag fünf Häuserblocks weiter, und der Weg dorthin führte Aaron durch ruhige Seitenstraßen mit Einfamilienhäusern, gesäumt von Ulmen und Ahornbäumen.

Mac war schon da. Mac kam immer als erster, ein paar Minuten vor acht.

»Morgen, Aaron«, sagte Mac, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

»Morgen«, gab Aaron zurück, während er sein Jackett aufhängte.

Mac stand hinter dem Schalter und verteilte im Schneckentempo Briefmarkenbögen in die dafür vorgesehenen breiten, flachen Schubfächer. Dazu brauchte Mac immer sehr lange, weil er jeden Bogen einzeln hochhielt und prüfend musterte, besonders, wenn es sich um Neuprägungen handelte. Aber er hatte offenbar schon seinen Spaß daran, bloß die Zacken ganz gewöhnlicher Marken wie der Vier-Cent-Lincoln und der Ein-Cent-Washington zu vergleichen. Man sollte es der Regierung melden, dachte Aaron, wieviel Zeit ihr Postmeister, ihr leitender Beamter im Postamt von Copperville, New Jersey, mit Kleinkram vergeudete, den auch ein einfacher Lehrling hätte erledigen können.

Auf einem großen Pult hinter Mac stand ein Schildchen mit der Aufschrift SPANNUNG, was so gedruckt war, daß es

einem beim Lesen schmerzhaft vor den Augen flimmerte. Diese kleine Folter funktionierte mittels grauer Wellenlinien, die abwechselnd ober- und unterhalb der fettgedruckten schwarzen Lettern verliefen und die Buchstaben optisch verzerrten. Aaron drehte das Schild so, daß er es beim Sortieren der Morgenpost nicht im Blickfeld haben würde. Der Schalterraum war überheizt, aber an diesem Morgen traute Aaron sich nicht, nach hinten zu gehen und den Thermostat neben der Toilette niedriger zu stellen.

Mac hatte es gern warm, schon weil er gern in Hemdsärmeln arbeitete, und alle anderen mußten sich seinetwegen den ganzen Tag kaputtschwitzen. Aaron sah zu, wie Mac eine Schublade schloß, dann zu dem Muzak-Automaten ging und die Musikberieselung einschaltete. Als der Ton kam, war der Kasten in der Mitte von *On the Sunny Side of the Street*.

Er macht das Ding nie an, bevor ich komme, dachte Aaron, er wartet auf mich, weil er weiß, daß ich das Gedudel nicht mag.

»Was ist, Aaron ... wollen Sie nicht mal anfangen, die Post zu sortieren?« Mac deutete mit dem Kopf auf die verschnürten Briefbündel auf dem Pult, auf dem Aaron das Schild SPANNUNG verrückt hatte.

»Bin schon dabei«, sagte Aaron. Sehr diensteifrig klang es nicht. Er nahm den ersten Packen und nestelte die Schnur auf. Ungefähr achthundert Briefe, Aaron sah das auf einen Blick, waren für die Austräger, die zwischen neun und neun Uhr dreißig ihre Runde begannen, vorzusortieren. Auf dem großflächigen Pult legte er anhand der Straßennamen für jeden Zustellbereich einen eigenen Sta-

pel an. Copperville war zu klein, als daß es sich gelohnt hätte, die Viertel nach Postleitzahlen aufzuschlüsseln. Plopp, plopp, plopp. Die Briefe, die für die Postfächer draußen im Foyer bestimmt waren, schob er in nummerierte kleine Fächer über dem Pult. Rechnungen, Reklame, Reklame, Rechnungen, Postwurfsendungen, Rechnungen, Gartenbauzeitschriften, Versandhauskataloge, Reklame, Reklame, Reklame.

Roger Hoolihan kam in die Schalterhalle. Aaron streifte ihn nur mit einem flüchtigen Blick, dann beugte er sich wieder mit finsterer Miene über seine Arbeit. Er hörte, wie Mac und Roger sich gegenseitig einen guten Morgen wünschten.

»Na, wieder aufm Damm?« erkundigte sich Mac.

»Ach ja, danke, 'ne Prise Natron und ein Nickerchen, das wirkt bei mir Wunder«, sagte Roger.

Mac stützte sich müßig mit einem Ellbogen auf den Schalter. »Was ist Ihnen denn so auf den Magen geschlagen? Die Apfelpastete mit Eis?« fragte er und lachte glucksend.

»Nein, ich hatte Fleischragout«, sagte Roger. »Ganz gewöhnliches Fleischragout und...«

Aaron hätte bei diesem langweiligen Gespräch gern abgeschaltet. Und für einen Moment gelang ihm das auch, aber dann hörte er wieder die klebrige Musik: Ein schmachtender Bariton knödelte, begleitet von einem gewaltigen Streicheraufgebot. »Und es war mir zum Greifen nah.« Aaron erinnerte sich, daß Roger gestern, um zwei, als er vom Mittagessen gekommen war, mit schmerzver-

zertrtem Gesicht zu Mac gesagt hatte: »Mann, mir ist ganz zweierlei, bestimmt hab ich was Verkehrtes gegessen. Ich glaube, ich feiere heute nachmittag krank.« Aaron versuchte die Erinnerung daran wegzuschieben. Also konzentrierte er sich auf die Namen und die Postfachnummern auf den Kuverts, die er sortierte. Mrs. Lily Foster, Lily Foster, Lily Foster. Eine Geschiedene. Sie hatte ein Hutgeschäft in der Stadt, und niemand bekam so viel Post wie sie.

»Na, Aaron«, sagte Roger, als er sein Jackett weggehängt hatte, »wie war's, wollen Sie heute morgen nicht mal das Monster ölen?« Und er wies mit dem Kopf auf die über einen Meter hohe schwarze Maschine, die zwei Meter hinter ihm frei im Raum stand.

Aaron nickte zurück und rang sich sogar ein gequältes Lächeln ab. Du bist mehr wert als er, sagte Aaron sich im stillen, darum mußt du zuvorkommender sein. Aber er vermied es, das verhaßte Maschinenmonstrum anzusehen. Er hatte einmal gewußt, wozu es gut war, doch irgendwie hatte er dieses Wissen aus seinem Kopf gestrichen, und jetzt hatte er keine Ahnung mehr, wozu das Ding taugte, er wußte es ehrlich nicht. Es sah aus wie eine gestauchte Guillotine, als ob ein Riese seine Pranke auf eine Guillotine gedrückt und sie fast bis zur Unkenntlichkeit zusammengequetscht hätte. Ja, was stellte es doch gleich vor? Eine Waage? Einen Apparat, der einen Stapel Briefe von einem Meter Durchmesser auf fünfundzwanzig Zentimeter zusammenpreßte? Eine Maschine, die den Leuten die Hände zermalmte? Die Füße? Die Köpfe? Damit will ich nichts zu tun haben! Aaron hatte immer noch die Stimme

im Ohr, mit der er Mac angeschrien hatte – vor einem Monat? Vor einem halben Jahr? –, als der ihn aufforderte, irgendeinen Arbeitsgang an diesem Gerät zu übernehmen. Weiter aber konnte Aaron sich an nichts erinnern, und er lächelte zufrieden. Nein, er wußte nicht, wozu die schwarze Maschine gut war, und er wollte und würde es auch nicht lernen. Kündigen konnten sie ihm deswegen nicht. Sie konnten ihn nicht rauswerfen, er war Beamter, hatte vor dem Eintritt in den Staatsdienst alle erforderlichen Prüfungen bestanden und war folglich unkündbar.

Doch vielleicht würde er von sich aus gehen, weil dieses Gedudel den ganzen Tag ihn verrückt machte. Aaron, der diese Art Musik zum Sterben fand, erinnerte sich, wie er einmal in New York mit dem Aufzug zu einem gefürchteten Termin gefahren war – zu einem Arzt? Zum Zahnarzt? – und wie von der Decke des Fahrstuhls auch so ein unsäglicher Klangbrei heruntergequollen war, süßliche Streichakkorde, die vielleicht zur Beruhigung gedacht waren, ihn aber ebensowenig beschwichtigten, wie sie einem Todeskandidaten den Weg zur Hinrichtung erleichtert hätten. Schon weil jeder Trottel wußte, daß solche Musik dazu diente, Dinge zu beschönigen oder zu kaschieren, die so entsetzlich waren, daß sie das Fassungsvermögen eines menschlichen Hirns sprengten.

Die Briefträger trudelten ein. Aaron nickte ihnen zu und beantwortete ihr »Morgen, Aaron« oder auch nur »Morgen« mit einem unartikulierten Gegrummel. Bobbie kam und half ihm beim Sortieren. Inzwischen war es Viertel vor neun geworden. Bobbie war fix. Aaron zwang sich, auch einen Zahn zuzulegen; er tat es nicht gern, aber hinter

einem wie Bobbie MacAllister wollte er keinesfalls zurückstehen. Bobbie hatte immer noch den Babyspeck und die Pickel eines Teenagers. Aaron sagte sich, daß er an ihm ganz schön was zu schleppen haben würde, wenn es soweit war.

Trotzdem begann er noch am selben Nachmittag, Bobbies Vernichtung zu planen. Das nahm ihn so in Anspruch, daß er ein paar Minuten untätig hinter seinem Schalter saß, obwohl etliche Kunden anstanden, die Pakete wiegen lassen oder Briefmarken kaufen wollten. Roger kam herüber und sagte ungeduldig:

»Reißen Sie sich zusammen, Aaron. Die Leute stehen ja schon Schlange!«

Aaron sah ihn an und dachte: Du bist tot, Roger. Du kannst mich nicht mehr schikanieren. Du bist tot, auch wenn du's anscheinend noch gar nicht gemerkt hast. Dann lächelte er und machte sich gut gelaunt wieder an die Arbeit.

Jeden Abend feilte Aaron, meist in seinem Tagebuch, weil er schwarz auf weiß besser denken konnte, weiter an dem Mordplan für Bobbie MacAllister. Mittendrin hatte er auf einmal den Eindruck, Bobbies Vater Mac sei für sein Konzept das passendere Opfer, beziehungsweise sein Konzept eigne sich besser für Mac. Als Tatwaffe war ein Messer vorgesehen, und da Mac schlanker war als Bobbie, würde er bei ihm nicht so fest zuzustechen brauchen. Und eines Morgens nahm Aaron sein Schnitzmesser mit zur Arbeit und erstach Mac kurz nach fünf Uhr nachmittags, als nur noch sie beide im Postamt waren. Er erstach Mac just in dem Moment, als der einen Arm hob, um sein

Jackett vom Kleiderhaken zu nehmen. Mac konnte sich gerade noch verdutzt nach ihm umdrehen, dann sackte er auch schon in sich zusammen. Aaron ließ ihn am Boden liegen, stieg über die Leiche hinweg und ging.

Er beschrieb den Mord ausführlich in seinem Tagebuch. Eine ganze Seite füllte er mit seiner gedrängten Schrift.

Am nächsten Morgen sprach er weder mit Roger noch mit Mac. Beide waren tot. Natürlich mußte er ihnen ein- oder zweimal zunicken, nicht grüßenderweise, sondern als Antwort auf etwas, was sie ihm mitteilten oder ihm auftrugen, aber das war nicht dasselbe wie ein Gespräch oder gar eine Unterhaltung mit ihnen. Etwa zehn Tage vergingen, und die argwöhnischen Blicke, die Mac und Roger und Bobbie und sogar einige der Austräger ihm zuwarfen, störten Aaron nicht im geringsten. Man konnte einem Menschen nichts anhaben, nur weil er nicht redete, oder? In sein Tagebuch schrieb er:

Seltsam, diese wandelnden Toten im Postamt. Seltsam auch die Vorstellung, daß ich dort bald der einzige Lebende sein werde. Eines Tages werde ich aus dem leeren Amt rausmarschieren und hinter mir abschließen – nachdem ich zuvor die Dudelmusik ausgestellt habe. Ich werde der einzige Überlebende sein. Bobbie ist der nächste, und dann kommen die Austräger dran, vielleicht Vincent zuerst, denn ich bin seinen Kaugummiattem leid, und leid bin ich's auch, daß er mir jeden Morgen, wenn ich ihm nur nahe genug komme, auf die Schulter klopft.

Aaron schrieb jeden Abend Tagebuch, und jeden Mittag, wenn er zum Essen nach Hause kam, notierte er mindestens noch einmal eine halbe Seite dazu. Hin und wieder

gab es auch einen Eintrag, der nichts mit dem Postamt oder mit seinem Leben zu tun hatte, wie etwa:

Was ist nur mit Präsident Kennedy los? Wie kann er einerseits Abrüstung und Frieden predigen und uns im gleichen Atemzug vorrechnen, wie viele Milliarden zusätzlich wir für die Rüstung benötigen, für Atomraketen und so weiter? Ergibt das einen Sinn? Wer ist hier verrückt?

Aaron wollte Bobbie mit einem Hammer erschlagen. Der erste Hieb würde ihn betäuben, was bei einem so großen und kräftigen Kerl wie Bobbie unbedingt erforderlich war, und die weiteren Schläge würden ihm den Rest geben. Aaron sägte vom Stiel seines Hammers zwölf Zentimeter ab, damit er sich unauffällig in der Manteltasche verstauen ließ. Der Tag, an dem er den Hammer mit zur Arbeit nahm, war der 10. November, ein Freitag. Er wollte Bobbie nachgehen, wenn der Feierabend machte. Aaron wußte, daß das kurz vor fünf sein würde, da Bobbie freitags immer schon sehr zeitig mit Helen verabredet war.

An dem Tag ließ Bobbie Aaron nicht aus den Augen. Irgend etwas schien ihm Kopfzerbrechen zu machen, so wie er die dichten schwarzen Brauen runzelte, und immer, wenn Aaron zu Bobbie hinsah, fand er dessen Blick auch auf sich gerichtet, oder Bobbie spürte sofort, wenn er ihn beobachtete, und erwiderte seinen Blick. Das ging so lange, bis Aaron entschied, dies sei doch nicht der rechte Tag für seine Tat. Als Bobbie um fünf immer noch da war, nahm Aaron seinen Mantel und wandte sich zum Gehen. Sehr zu seinem Ärger holte jetzt auch Bobbie seinen Mantel und schloß sich ihm an.

»Hören Sie, Aaron –«

»Ich muß da lang«, fiel Aaron ihm ins Wort. Sein Heimweg führte in eine andere Richtung als der von Bobbie und Mac.

»Macht nichts, ich begleite Sie ein Stück. Hören Sie, Aaron, was ist los mit Ihnen? Ich meine, in letzter Zeit?« Bobbie hielt mühelos mit ihm Schritt, obwohl Aaron eine scharfe Gangart eingeschlagen hatte.

»In letzter Zeit?« wiederholte Aaron und lachte nervös. »Nichts.«

»Also nicht, daß es mich was anginge, Aaron, und ich will mich auch nicht einmischen, aber wenn Sie... falls Sie sauer sind auf einen von uns, dann war's doch besser, Sie sagen's uns, oder?«

Das »uns« reizte Aaron, klang es doch so, als hätte die ganze Bagage sich gegen ihn verschworen. »Ich möchte aber nicht drüber reden«, sagte Aaron.

»Oh...« Bobbie schien jetzt noch verwirrter als schon den ganzen Tag über. »Das heißt also, Ihnen ist was gegen den Strich gegangen, aber Sie wollen nicht darüber sprechen.«

»Stimmt genau«, sagte Aaron mit Nachdruck.

»Aha. ... Ja, also Dad und ich, wir gehen morgen nachmittag Hufeisen werfen und wollten fragen, ob Sie nicht vielleicht Lust hätten mitzukommen, so gegen zwei? Morgen vormittag haben wir ja frei, weil Veteranentag ist, wissen Sie?«

»Ja, sicher.« Hielt dieser Bobbie ihn für verrückt? Als ob er nicht wüßte, daß morgen Feiertag war! »Neuerdings

trauen die Politiker sich nicht mehr, vom Waffenstillstandstag zu reden, was? Jetzt heißt es Veteranentag.«

Bobbie lachte gezwungen. Er verlangsamte seinen Schritt. »Also, was ist, sehen wir Sie morgen? Vince kommt auch. Der Wetterbericht ist gut, wir trinken ein paar Bier zusammen und –«

Aaron blieb stehen und richtete sich zu seiner vollen Größe auf. »Nein, danke. Tut mir leid, ich habe ein paar dringende Briefe zu schreiben.« Bobbies Gesicht verriet ungläubiges Staunen. Dachte er etwa, in seinem Leben gäbe es niemanden, dem er zu schreiben hatte? »Trotzdem danke, Bobbie. Guten Abend.« Und ehe Bobbie etwas erwidern konnte, ging Aaron rasch davon.

An dem Abend litt Aaron Höllenqualen. Er kam sich vor wie ein Versager, ein nichtswürdiger Feigling, weil er Bobbie heute im Amt nicht getötet hatte – oder wenigstens vorhin, als sie beide allein durch die dunklen, stillen Straßen gelaufen waren. Er schämte sich vor seinem Tagebuch und davor, das blamable Geständnis hineinzuschreiben, daß er nichts zuwege gebracht habe, obwohl er doch sich und dem Tagebuch große Taten versprochen hatte. Er haderte so sehr mit sich, daß er nachts nicht schlafen konnte. Es wurde ein miserables Wochenende.

Am Montag, als sich an Rogers Schalter ein Berg von Paketen türmte und er ihn zu Hilfe rief, sagte Aaron laut und vernehmlich: »Sie sind tot.«

Roger blieb der Mund offenstehen.

Bobbie starrte ihn an.

Ein paar Kunden vor dem Schalter, die es auch gehört

hatten, musterten ihn verwundert. Einer lächelte.

Aaron schaute Roger an. Dem hab ich's aber gegeben, dachte er, und tatsächlich wirkte Roger ganz verschreckt.

»Wass'n mit dem los?« wollte Roger von Bobbie wissen.

Bobbie ging zu Aaron. »Was ist denn, Aaron? Geht's Ihnen nicht gut?«

»Mir geht's sehr gut, danke«, behauptete Aaron störrisch, obwohl er wußte, daß seine Augen nach den zwei schlaflosen Nächten blutunterlaufen waren.

Sie überredeten Aaron, nach Hause zu gehen. Er sehe furchtbar müde aus, sagten sie. Erst wollte er sich widersetzen, doch bald gab er nach. Warum sollte er nicht heimgehen? Was war denn so schön an dieser überheizten, dauerbeschallten Hölle? Aaron ging nach Hause und hielt in seinem Tagebuch fest, daß er mit seiner Enthüllung das ganze Postamt in Aufruhr versetzt habe. Nehmen Sie sich ein paar Tage frei, hatte Mac zum Abschied gesagt. Was für eine infame Beleidigung! Urlaub nehmen, einfach so. Wollten die ihm etwa Vorschriften machen?

Doch Aaron stellte fest, daß ein paar freie Tage ihm durchaus nicht ungelegen kämen, und also nahm er Urlaub. Am dritten Tag kam ein Brief von Mac, in dem es hieß, er (Mac) und auch Roger würden ihm dringend raten, einen Arzt aufzusuchen. Sie hätten den Eindruck, daß er überarbeitet sei, unter einem besonderen Druck stehe und daß ein Arzt ihm vielleicht genau die richtige Medizin verordnen könne oder irgendwo einen kurzen Kuraufenthalt. Das klang genau wie früher bei Vera. Mac hatte sogar versucht, einen humorigen Ton anzuschlagen, wofür Aaron

rein gar nichts übrig hatte. Er hätte ihn angerufen, schrieb Mac, wenn Aaron nur Telefon hätte, und er hätte ihn auch gern besucht, wolle sich aber nicht aufdrängen. Als aufdringlich empfand Aaron schon seinen Brief, und auf jeden Fall war er der sprichwörtlich letzte Tropfen. Er kündigte seine Wohnung vertragsgemäß zwei Wochen im voraus (Aaron zahlte seine Miete vierzehntägig), und am 8. Dezember traf er in Tippstone ein, einem Städtchen in Pennsylvania, fünfundsiebzig oder achtzig Meilen von Copperville, New Jersey, entfernt. Hier mietete er ein möbliertes Haus für fünfzig Dollar pro Monat, über zehn Dollar billiger als seine Bleibe in Copperville. Zwei, drei Wochen wollte er sich Zeit zum Nachdenken nehmen und seine nächsten Schritte planen. Vermutlich würde es darauf hinauslaufen, daß er im hiesigen Postamt eine vergleichbare Stelle annahm wie zuvor in Copperville. Einstweilen aber hatte er genug Geld und konnte es sich leisten, bis nach Neujahr nicht zu arbeiten, ohne deswegen seine Ersparnisse ernstlich anzugreifen oder auf eine Ferienreise im nächsten Sommer verzichten zu müssen.

Vier Tage vor Weihnachten detonierte im Postamt von Copperville eine Bombe und tötete Mac, Roger und drei Kunden. Bobbie, der etliche Meter hinter seinen Kollegen an dem großen Pult gesessen hatte, trug Verletzungen am rechten Arm und im Gesicht davon. Das Päckchen, das die Bombe enthalten hatte, war bei der Detonation so gründlich zerfetzt worden, daß es der Spurensicherung keinerlei Anhaltspunkte bot, und falls Mac und Roger den Absender gelesen hatten, so konnten sie ihn nicht mehr preisgeben. Unter den Opfern befand sich ein Teenager mit Namen

Kennie Hall, der als Laufbursche für einen Geschenkeladen gearbeitet hatte, und in der Zeitung stand, es sei denkbar, daß jemand Kennie beauftragt habe, das Päckchen mit der Bombe zur Post zu bringen. Kennie war jedenfalls der erste in der Schlange gewesen, und Bobbie sagte aus, Mac hätte Kennies Pakete abgefertigt, als die Bombe hochging.

Aaron las die Unglücksmeldung mit einigem Vergnügen. Er war froh, daß es Mac und Roger nicht mehr gab. Er wünschte bloß, er hätte sich dieses probate Mittel, sie loszuwerden, ausgedacht – auch wenn er sich eingestand, daß er schwerlich imstande gewesen wäre, eine Bombe aufzutreiben oder gar selbst zu verfertigen, die genau im richtigen Moment losgegangen wäre. Trotzdem träumte er von einer solch verwegenen Tat, und es waren stolze, siegreiche Träume, die Aarons Phantasie beflügelten. Der Attentäter hatte seine Bombe plaziert, sie war zur rechten Zeit losgegangen, und er war ungeschoren davongekommen. Aaron verbrannte sein Tagebuch. Die Bombe war besser. Er schnitt die Zeitungsberichte aus und verwahrte sie in seiner Brieftasche.

Am 27. Dezember meldete Aaron sich auf dem Polizeirevier in Copperville und gab sich als der Bombenleger vom Postamt zu erkennen. Die zwei Polizisten, vor denen er seine Aussage machte, beide blond, jung und kernig, reagierten etwas skeptisch.

»Kann ich Bobbie MacAllister sprechen?« fragte Aa-

»Der liegt noch im Krankenhaus«, sagte einer der Polizisten.

Aaron überredete sie, ihn hinzubringen. Bobbies Arm

war dick bandagiert. Über der rechten Braue hatte er ein paar purpurne Schnittwunden. Aaron wiederholte seine Geschichte. Er schilderte Bobbie, wie er bei sich daheim die Bombe gebastelt und den Zeitzünder gestellt habe, wie er nach Copperville gekommen sei und die in einem Päckchen versteckte Bombe durch Kennie aufs Postamt habe bringen lassen. Als er mit seinem Geständnis zu Ende war, richtete er sich auf, ein hehrer Rächer, der sich seiner Tat nicht schämte und der dennoch gewillt war, jede Strafe, die das Gesetz über ihn verhängen mochte, anzunehmen.

In Bobbies leere, dunkle Augen trat ein furchtsamer Ausdruck.

»Na, Bobbie, was ist?« fragte einer der Polizisten. »Sie haben gesagt, Sie kennen diesen Mann. Er hat auf seinem Postamt gearbeitet... Wie lange? Drei Jahre?«

»Ungefähr, ja. Sie erinnern sich doch sicher auch an ihn, oder?«

Die beiden Polizisten bestätigten, daß auch sie sich an den ehemaligen Postbeamten Aaron Wechsler erinnern konnten.

»Ich bin sicher, er sagt die Wahrheit«, erklärte Bobbie. »Als er noch bei uns war, hat er manchmal zu Roger und einmal sogar zu Dad gesagt: ›Sie sind tot‹. Wenn ihm...« Bobbie versagte die Stimme.

Aaron wartete geduldig.

»Ich bin sicher, daß er die Wahrheit sagt«, wiederholte Bobbie. »Der Mann hat einfach 'nen Sprung in der Schüssel, das ist alles.«

Also nahmen die Polizisten Aaron fest, froh, daß sie

wieder einen Fall als geklärt zu den Akten legen konnten. Aaron war nicht so wichtig (und die Opfer waren es auch nicht), als daß man seine Aussage von einem Psychiater hätte auswerten und auf ihren Wahrheitsgehalt überprüfen lassen. Aaron wurde in die staatliche Vollzugsanstalt eingewiesen, wo er sich zur Arbeit in der Wäscherei meldete. Das Gefängnis beschäftigte einen Psychiater, der einmal pro Woche Gruppentherapien veranstaltete, an denen auch Aaron teilnehmen mußte, aber Aaron war nicht gesprächig. Er sah ein, daß er ein banales Leben geführt hatte, und doch hatte er das Gefühl, etwas erreicht zu haben, was nur wenigen Menschen vergönnt ist oder gar gelingt: diejenigen, die man verachtet, auszulöschen. Dementsprechend war er ein willfähriger Häftling.

Spiel mit Variationen

Es war eine unmögliche Situation. Penn Knowlton wußte das, seit ihm klargeworden war, daß er sich in Ginnie Ostrander verliebt hatte – in Mrs. David Ostrander. Und Penn war nicht geschaffen für die Rolle des Ehebrechers, selbst wenn Ginnie beteuerte, sie habe sich schon lange, bevor sie ihn kennenlernte, von David scheiden lassen wollen. Ihr Pech war nur, daß David in keine Scheidung einwilligte. Penn hatte sich entschlossen abzuhausen, zu verschwinden, bevor David Verdacht schöpfte. Das schien ihm die einzig anständige Lösung zu sein. Nicht, daß er sich für besonders edelmütig gehalten hätte, aber in gewissen Situationen...

Penn ging hinauf in den ersten Stock und klopfte an Ginnies Tür.

Ihre hohe, fröhliche Stimme rief: »Bist du's Penn? Komm rein!«

Sie lehnte in schwarzen, enganliegenden Hosen und gelber Bluse auf der sonnenbeschienenen Chaiselongue und nähte an einem von Davids Hemden einen Knopf an.

»Sehe ich nicht aus wie die perfekte Hausfrau?« fragte sie und strich sich das blonde Haar aus der Stirn. »Was ist, hast du auch ein paar Knöpfe anzunähen, Schatz?« Manchmal sagte sie auch in Davids Beisein Schatz zu ihm.

»Nein«, sagte er lächelnd und setzte sich auf ein Kniekissen.

Sie blickte rasch zur Tür, wie um sich zu vergewissern, daß niemand in der Nähe war, dann spitzte sie die Lippen und warf ihm einen Luftkuß zu. »Du wirst mir fehlen, dieses Wochenende. Wann fahrt ihr morgen los, mein Schatz?«

»David möchte gleich nach dem Lunch aufbrechen. Ginnie, das ist das letzte von Davids Büchern, an dem ich mitarbeite. Ich kündige.«

»Du willst weg von hier?« Sie ließ ihre Näharbeit in den Schoß sinken. »Weiß David es schon?«

»Nein, ich sag's ihm morgen. Aber ich verstehe nicht, was dich daran so überrascht. Wo du doch der Grund bist, Ginnie. Mehr brauche ich dazu wohl nicht zu sagen.«

»Ich verstehe, Penn. Ich habe ihn um die Scheidung gebeten, das weißt du. Und ich werde es weiter tun. Ich laß mir was einfallen, und dann...« Plötzlich kniete sie vor ihm und ließ weinend den Kopf auf die Hände sinken, die die seinen umklammert hielten.

Langsam, mit abgewandtem Blick, stand er auf und zog sie sachte mit sich empor. »Wahrscheinlich bleibe ich noch etwa zwei Wochen, jedenfalls so lange, bis David mit seinem Buch fertig ist – vorausgesetzt, daß er mich weiter um sich haben will. Aber du kannst unbesorgt sein. Ich werde ihm nicht sagen, warum ich gehe.« Er sprach zuletzt im Flüsterton, obwohl David unten in seinem schalldichten Arbeitszimmer saß und Penn das Hausmädchen im Souterrain vermutete.

»Von mir aus könntest du's ihm ruhig sagen.« Ihre Stimme klang trotzig und gefaßt.

»Ein Wunder, daß er nicht längst dahintergekommen ist.«

»Falls ich die Scheidung kriege, sagen wir in drei Monaten – würdest du auf mich warten?«

Er nickte. Und dann, als er spürte, wie auch ihm die Augen brannten, lächelte er. »Ich werde furchtbar lange warten. Ich bin mir bloß nicht so sicher, ob du dich wirklich scheiden lassen willst.«

Finster zog sie die Brauen nach unten, wie ein störrisches Kind. »Wart's nur ab! Ich will David bloß nicht reizen. Ich fürchte mich vor seinem Jähzorn, das hab ich dir doch gesagt. Aber vielleicht muß ich aufhören, mich zu fürchten.« Groß schaute sie ihn mit ihren blauen Augen an. »Erinnerst du dich noch an den Traum, den du uns erzählt hast? Von dem Mann, mit dem du auf der Landstraße unterwegs warst, und der auf einmal verschwand? Und du hast nach ihm gerufen und gerufen und konntest ihn einfach nicht finden?«

»Ja.« Er lächelte immer noch.

»Ich wünschte, so was würde dir in Wirklichkeit passieren – mit David. Ich wünschte, David würde sich in Luft auflösen, gleich dieses Wochenende, und für immer aus meinem Leben verschwinden, damit ich mit dir Zusammensein könnte.«

Was sie da sagte, wühlte ihn schrecklich auf. Entschlossen ließ er sie los. »Ein Mensch verschwindet nicht einfach so. Es gibt andere Möglichkeiten.« Eine Scheidung zum Beispiel, hatte er hinzufügen wollen, aber er schwieg.

»Zum Beispiel?«

»Ich setze mich jetzt lieber wieder an die Schreibmaschine, Ginnie. Ich hab noch dreißig Minuten Tonband abzutippen.«

Tags darauf stiegen David und Penn nach dem Mittagessen mit je einem Handkoffer, Schreibmaschine, Tonbandgerät, einer Kühlbox mit Steaks und Bier nebst sonstiger Verpflegung in das schwarze Kabrio und fuhren los. David war gut aufgelegt und schilderte Penn den Einfall für ein neues Buch, der ihm in der Nacht gekommen sei. David Ostrander war als Science-fiction-Autor so produktiv, daß er unter einem halben Dutzend Pseudonymen schrieb. Er brauchte selten länger als einen Monat für ein Buch und arbeitete das ganze Jahr hindurch. Da ihm weit mehr Einfälle kamen, als er verwerten konnte, hatte er sich angewöhnt, seinen Schriftstellerstammtisch am Mittwochabend als Ideenbörse für die Kollegen zu nutzen.

David Ostrander war dreiundvierzig Jahre alt, schmal und drahtig, mit einem hageren Gesicht, dessen papierene Haut von einem feinen Faltennetz durchzogen war. Sein Gesicht – das einzige an ihm, was sein Alter verriet und dabei prompt übertrieb – sah aus, als hätte er sich die ganzen dreiundvierzig Jahre seines Lebens den trockenen, keimfreien Winden jener imaginären Planeten ausgesetzt, auf denen seine Bücher spielten.

Ginnie, hielt Penn dagegen, war erst vierundzwanzig, zwei Jahre jünger als er. Ihr Teint war glatt und geschmeidig, ihre Lippen samtig wie Mohnblüten. Schon die Vorstellung, daß David diese Lippen küßte, irritierte ihn. Er verbot sich, weiter an sie zu denken. Wie hatte sie nur ei-

nen Mann wie David heiraten können? Warum? Oder machten sein Intellekt, sein galliger Humor, seine überbordende Schaffenskraft ihn in den Augen einer Frau begehrenswert? Außerdem hatte David natürlich Geld, er besaß ein ansehnliches Vermögen und obendrein die Honorare für seine Bücher, doch was hatte Ginnie davon? Schöne Kleider, gewiß, aber wozu, wenn David niemals mit ihr ausging? Es kamen auch fast nie Gäste ins Haus. Und soweit Penn es mitbekommen hatte, waren sie noch nie irgendwohin verreist.

»Na? Was halten Sie davon, Penn? Das Giftgas, das die blaue Vegetation verströmt, bezwingt alles Grün, so daß die ganze Bevölkerung langsam, aber sicher eingeht! – Sagen Sie, wo sind Sie denn heute mit Ihren Gedanken?«

»Ich hab alles mitbekommen«, sagte Penn, ohne den Blick von der Straße zu nehmen, »soll ich's aufschreiben?«

»Ja. Nein. Ich will erst noch ein bißchen darüber nachdenken.« David zündete sich eine neue Zigarette an. »Penn, mein Junge, Sie haben doch was auf dem Herzen. Raus damit, wo drückt der Schuh?«

Penns Hände umklammerten das Lenkrad ein wenig fester. Also eine bessere Gelegenheit dürfte sich kaum bieten, oder? Ein paar Whisky heute abend würden es ihm jedenfalls nicht leichter machen, höchstens seiner Feigheit Vorschub leisten. »David, wenn wir mit diesem Buch fertig sind... ich glaube, dann werde ich Sie verlassen.«

»Ach«, sagte David, und es klang nicht im mindesten erstaunt. Er nahm ein paar tiefe Züge, dann fragte er: »Gibt's dafür 'nen besonderen Grund?«

»Nun, Sie wissen ja, daß ich mich mit dem Gedanken an ein eigenes Buch trage. Über die Küstenwacht.« Penn war die letzten vier Jahre bei der Küstenwacht gewesen. Und ihr verdankte er im Grunde genommen den Job bei David. Ostrander hatte nach einem Sekretär inseriert mit »vorzugsweise Erfahrungen aus erster Hand in der Marine«. Das erste Buch, bei dem er David unterstützt hatte, spielte nämlich in Marinekreisen – in einer Marine des Jahres 2800 nach Christus, als der ganze Erdball radioaktiv verseucht war. Penn dagegen wollte ein Buch über das wirkliche Leben schreiben, eins mit konventioneller Handlung und optimistischem Schluß. Im Moment freilich und verglichen mit einem Buch des großen David Ostrander erschien ihm sein Projekt stümperhaft und aussichtslos.

»Sie werden mir fehlen«, sagte David nach längerer Pause. »Und Ginnie auch. Sie hat Sie nämlich sehr gern.«

Bei jedem anderen Mann hätte das vielleicht wie Häme geklungen; nicht so bei David, der ihn ausdrücklich dazu ermuntert hatte, sich Ginnie zu widmen, mit ihr in den Wäldern rings um das Anwesen spazierenzugehen oder auf dem Hartplatz hinterm Sommerhaus mit ihr Tennis zu spielen. »Ich werde Sie beide auch vermissen«, sagte Penn. »Wem würde es nicht schwerfallen, Ihr schönes Stonebridge mit einem engen New Yorker Apartment zu vertauschen?«

»Sparen Sie sich die schönen Worte, Penn. Dafür kennen wir uns zu gut.« David rieb sich mit einem nikotingelben Finger über den Nasenrücken. »Wie war's, wenn ich Sie auf Teilzeitbasis weiterbeschäftigte, so daß Ihnen die Hälfte des Tages für Ihre eigene Arbeit bleibt?« Sie könn-

ten einen ganzen Flügel des Hauses für sich haben.«

Penn lehnte das großzügige Angebot höflich ab. Nein, er wolle eine Zeitlang ganz für sich sein.

»Ginnie wird gekränkt sein«, sagte David wie zu sich selbst.

Die Sonne ging unter, als sie das Ferienhaus erreichten, eine gediegene Hütte aus unbehauenen Baumstämmen mit einem gemauerten Kamin an der Frontseite. Helle Birken und mächtige Kiefern wiegten sich im leichten Herbstwind. Bis sie ausgepackt, Feuer gemacht und die Steaks gebraten hatten, war es sieben. David war zwar etwas einsilbig, dabei aber so guter Dinge, als ob ihr Gespräch über die Kündigung nie stattgefunden hätte. Vor dem Essen genehmigten sie sich je zwei Drinks. Das war Davids Limit – für die Abende, an denen er noch zu arbeiten hatte, ebenso wie für die seltenen arbeitsfreien, die er sich leistete.

David blickte ihn über den Tisch hinweg an. »Weiß Ginnie, daß Sie gehen?«

Penn schluckte verlegen und nickte. »Ich hab's ihr gestern gesagt.« Im nächsten Augenblick hätte er sein Geständnis am liebsten zurückgenommen. Informierte man nicht normalerweise als erstes seinen Arbeitgeber?

So wie David ihn ansah, fragte er sich offenbar das gleiche. »Und? Wie hat sie's aufgenommen?«

»Sie fand's schade, hat sie gesagt«, entgegnete Penn beiläufig und schnitt sich noch einen Bissen von seinem Steak herunter.

»Ach, weiter nichts? Ich bin sicher, es wird ihr das Herz brechen.«

Penn fuhr zusammen, als hätte man ihn mit einem Messer durchbohrt.

»Schauen Sie, Penn, ich bin ja nicht blind. Ich weiß, daß Ihr zwei euch einbildet, ihr wärt ineinander verliebt.«

»Jetzt machen Sie aber mal halblang, David. Falls Sie mir unterstellen wollen –«

»Ich sage nur, ich habe Augen im Kopf, und ich weiß, was hinter meinem Rücken geschieht, wenn ich in meinem Arbeitszimmer bin oder Mittwoch abends beim Schriftstellerstammtisch in der Stadt!« Davids Augen flackerten bläulich wie die kalten Lichter seiner fiktiven Mondlandschaften.

»Hinter Ihrem Rücken spielt sich gar nichts ab, David«, sagte Penn gelassen. »Fragen Sie Ginnie, wenn Sie mir nicht glauben.«

»Hah!«

»Aber ich denke, Sie verstehen jetzt, warum ich mich entschlossen habe zu gehen. Ja, ich könnte mir sogar vorstellen, daß es Ihnen ganz lieb ist.«

»Stimmt.« David steckte sich eine Zigarette an.

»Es tut mir leid, daß es so gekommen ist«, sagte Penn. »Aber Ginnie ist noch sehr jung, und ich glaube, sie langweilt sich ... nicht unbedingt mit Ihnen, nein, eher mit ihrem Leben draußen in Stonebridge.«

»Besten Dank!« Die Worte peitschten ihm entgegen wie Pistolenschüsse.

Jetzt zündete auch Penn sich eine Zigarette an. Beide waren unterdessen aufgestanden. Die Mahlzeit war zu

Ende, obgleich ihre Teller erst halb leer gegessen waren. David ging auf und ab, und Penn behielt ihn so wachsam im Auge, als ob er es mit einem bewaffneten Gegner zu tun hätte, der jeden Moment eine Pistole oder ein Messer ziehen könnte. Er traute David nicht, konnte ihn nicht einschätzen. Und das letzte, womit er gerechnet hatte, war dieser Wutanfall eben. Es war das erstemal, daß David in seiner Gegenwart die Beherrschung verlor. »Okay, David, ich hab Ihnen schon mal gesagt, daß es mir leid tut, und ich wiederhole es gern. Aber Sie haben keinen Grund, mir böse zu sein.«

»Schluß jetzt mit dem Gesülze! Ich weiß, woran man einen Scheißkerl wie Sie erkennt.«

»Dafür würde ich Sie zusammenschlagen, wenn Sie nicht so ein Fliegengewicht wären!« schrie Penn und ging mit geballten Fäusten auf ihn los. »Ich hab von Ihrem Gequatsche genauso die Schnauze voll. Wenn Sie nach Hause kommen, werden Sie wahrscheinlich auch noch Ginnie mit Dreck bewerfen. Aber fassen Sie sich doch mal an die eigene Nase! Erst drängen Sie Ihrem Sekretär ein hübsches Mädchen, das sich langweilt, förmlich auf, schicken uns zusammen picknicken... und dann wollen Sie plötzlich uns die Schuld in die Schuhe schieben?«

David brummte etwas Unverständliches in Richtung Kamin. Dann drehte er sich um, sagte: »Ich geh kurz an die frische Luft«, und polterte hinaus. Wobei er die schwere Bohlentür so heftig hinter sich zuwarf, daß die Dielen bebten.

Penn räumte mechanisch das Geschirr ab, stellte den unberührten Salat in die Speisekammer und die Butter in

den Kühlschrank, den sie bei ihrer Ankunft in Betrieb genommen hatten. Bei dem Gedanken, die Nacht allein hier mit David zu verbringen, schauderte ihn. Doch wo konnte er sonst hin? Sie waren sechs Meilen von der nächsten Ortschaft entfernt und hatten nur ein Auto dabei.

Die Tür sprang so plötzlich auf, daß ihm um ein Haar die Kaffeekanne aus der Hand gefallen wäre.

»Kommen Sie, begleiten Sie mich«, sagte David. Ein Spaziergang mit David war das letzte, worauf er Lust hatte, aber er traute sich auch nicht, nein zu sagen. »Haben Sie die Taschenlampe?«

»Die brauchen wir nicht, der Mond scheint.«

Sie gingen hinunter zum Auto, wandten sich dann nach links und bogen in die unbefestigte Straße ein, die erst durch den Wald und zwei Meilen weiter auf den Highway führte.

»Der Mond ist gerade halb voll«, sagte David. »Darf ich Sie zu einem kleinen Experiment überreden? Sie gehen voraus, hier, wo es relativ hell ist, und ich werd sehen, wie gut ich Sie auf zirka dreißig Meter Entfernung erkennen kann. Machen Sie große Schritte und zählen Sie bis dreißig. Sie wissen schon, es geht um diese Sache mit Faro.«

Penn nickte. Er wußte Bescheid. David dachte wieder an sein Buch, und wahrscheinlich würden sie heute abend, nach dem Spaziergang, noch ein paar Stunden daran arbeiten. Penn begann zu zählen und schritt kräftig aus.

»Gut so, nur weiter!« rief David hinter ihm.

Achtundzwanzig ... neunundzwanzig ... dreißig. Penn

blieb stehen und wartete. Als sich nichts rührte, drehte er sich schließlich um. David war nicht zu sehen. »He! Wo sind Sie?«

Keine Antwort.

Penn lächelte spöttisch und vergrub die Hände in den Taschen. »Was ist, David? Sehen Sie mich noch?«

Stille. Penn ging langsam zum Ausgangspunkt zurück. Ein kleiner Scherz, vermutete er, ein schlechter Scherz, aber er beschloß, ihn trotzdem mit Humor zu nehmen.

Er kehrte zur Hütte zurück, überzeugt, daß David dort schon gedankenverloren auf und ab marschieren und über seinem Text brüten würde. Vielleicht diktierte er bereits die nächste Szene auf Band. Aber der Hauptraum war leer. Aus dem Eckzimmer, in dem sie für gewöhnlich arbeiteten, drang kein Laut, und auch hinter der geschlossenen Tür von Davids Schlafzimmer war alles still. Penn zündete sich eine Zigarette an, griff nach der Zeitung und setzte sich in den Lehnstuhl. Er konzentrierte sich bewußt auf die Nachrichten, rauchte seine Zigarette zu Ende und steckte sich eine zweite an. Auch die war aufgeraucht, als er, gereizt und doch auch ein wenig ängstlich, seinen Platz verließ.

Er trat vor die Tür und rief ein paarmal laut Davids Namen. Dann ging er zum Wagen und vergewisserte sich, daß niemand drin saß. Anschließend durchsuchte er methodisch jeden Raum der Hütte, ja, er schaute sogar unter den Betten nach.

Was hatte David vor? Wollte er sich bei Nacht zurückschleichen und ihn im Schlaf umbringen? Nein, das war

verrückt, so verrückt wie einer von Davids Einfällen für seine Bücher. Penn mußte unwillkürlich an seinen Traum denken und an das kurze, aber dafür um so lebhaftere Interesse, das David daran bekundet hatte, als er ihn beim Abendessen erzählt hatte. »Wer war denn der Mann bei Ihnen?« hatte David gefragt. Doch im Traum hatte Penn seinen Weggefährten nicht identifizieren können. Er war nur ein schattenhafter Begleiter auf einem Spaziergang gewesen. »Vielleicht war ich es ja«, hatte David gesagt und seine blauen Augen blitzen lassen. »Vielleicht wünschen Sie sich insgeheim, daß ich verschwinde, Penn.« Weder er noch Ginnie hatten etwas darauf geantwortet, und auch später, als sie allein waren, hatten sie nicht über Davids gewagte Behauptung gesprochen. Außerdem war es schon so lange her, über zwei Monate.

Penn verwarf die Parallele zu seinem Traum als unsinnig. Nein, wahrscheinlich war David zum See hinuntergegangen, weil er eine Zeitlang allein sein wollte, hatte es unhöflicherweise aber nicht für nötig gehalten, ihm Bescheid zu sagen. Penn spülte das Geschirr, duschte sich und kroch in sein Stockbett. Da war es zehn nach zwölf. Auch wenn er es nicht für möglich gehalten hätte: In weniger als zwei Minuten war er fest eingeschlafen.

Um halb sieben weckte ihn ein Flug Enten mit seinem heiseren Schnattern. Er warf seinen Morgenmantel über und ging ins Bad. Davids Handtuch hing noch genauso da, wie er es gestern abend über den Ständer gelegt hatte. Penn ging zu Davids Zimmer und klopfte. Dann öffnete er die Tür einen Spaltbreit. Die beiden Stockbetten waren unberührt. Penn wusch sich eilig, zog sich an und ging nach draußen.

Er schritt den Weg, den er zuletzt mit David gegangen war, auf beiden Seiten ab und suchte im feuchten Kiefernadelteppich nach Fußspuren. Dann lief er hinunter zum See und streifte die sumpfige Uferböschung entlang; kein Schuhabdruck, keine Zigarettenkippe.

Dreimal rief er laut Davids Namen, dann gab er auf.

Um halb acht war Penn in Croydon, der nächsten Ortschaft. Zwischen einem Friseursalon und einem Malergeschäft entdeckte er ein schmales, rechteckiges Schild mit der Aufschrift POLIZEI. Er stellte den Wagen ab, ging auf die Wache und erzählte seine Geschichte. Wie er es vorausgesehen hatte, wollte die Polizei sich zuerst in der Hütte umsehen. Penn fuhr in Davids Wagen voraus und zeigte ihnen den Weg.

Die beiden Polizisten hatten schon von David Ostrander gehört, aber anscheinend war er ihnen als Schriftsteller kein Begriff, und sie kannten ihn nur als einen der wenigen Städter, die hier in der Gegend ein Ferienhäuschen besaßen. Penn zeigte ihnen, wo er David zuletzt gesehen hatte, und erklärte, daß Mr. Ostrander habe ausprobieren wollen, wie gut er ihn auf dreißig Meter Entfernung noch erkennen könne.

»Wie lange arbeiten Sie schon für Mr. Ostrander?«

»Seit vier Monaten. Drei Monate und drei Wochen, um genau zu sein.«

»Hatte er getrunken?«

»Zwei Scotch. Sein übliches Quantum. Ich hatte das gleiche.«

Dann gingen sie zum See und schauten sich dort um.

»Ist Mr. Ostrander verheiratet?« fragte der eine Polizist.

»Ja. Seine Frau ist daheim in Stonebridge geblieben.«

»Wir sollten sie benachrichtigen.«

In der Hütte gab es kein Telefon. Penn wollte dort bleiben, für den Fall, daß David doch noch auftauchte, aber die Polizisten forderten ihn auf, sie zurück aufs Revier zu begleiten, und Penn widersetzte sich nicht. So konnte er wenigstens dabeisein, wenn sie mit Ginnie sprachen, und auch selber mit ihr reden. Womöglich hatte David sich ja spontan zur Rückkehr nach Stonebridge entschlossen und war inzwischen längst zu Hause. Von der Hütte bis zum Highway waren es bloß zwei Meilen, und David mochte einen Bus erwischt haben oder per Anhalter gefahren sein. Im Grunde glaubte Penn allerdings nicht, daß David Ostrander etwas so Simples und Naheliegendes tun würde.

»Hören Sie«, sagte er zu dem Polizisten, bevor er in Davids Kabrio stieg, »ich denke, Sie sollten wissen, daß Mr. Ostrander eine Art Sonderling ist. Er schreibt Science-fiction-Romane. Ich weiß zwar nicht, was er damit bezweckt, aber meines Erachtens ist er gestern nacht absichtlich verschwunden. Jedenfalls glaube ich nicht, daß er entführt wurde oder von einem Bären angefallen oder irgend so was.«

Die Polizisten musterten ihn nachdenklich.

»Okay, Mr. Knowlton«, sagte einer der beiden. »Und jetzt fahren Sie uns wieder voraus, ja?«

Vom Revier aus riefen sie die Nummer an, die Penn ihnen gab. Hanna, das Hausmädchen, meldete sich. Obwohl er gut fünf Meter vom Telefon entfernt stand, konnte Penn

sie an der schrillen Stimme und ihrem deutschen Akzent erkennen. Dann kam Ginnie an den Apparat. Der Beamte teilte ihr mit, daß David Ostrander seit gestern abend um zehn vermißt werde, und erkundigte sich, ob sie inzwischen von ihrem Mann gehört habe. Nach dem ersten entsetzten Ausruf zu urteilen, der bis zu Penn gedrungen war, machte Ginnie sich Sorgen. Der Beamte am Schreibtisch ließ Penn nicht aus den Augen, während er mit ihr telefonierte.

»Ja... wie war das?... Nein, kein Blut. Bis jetzt nicht die geringste Spur. Darum haben wir Sie ja angerufen.« Eine lange Pause. Der Polizist klopfte mit dem Bleistift auf den Tisch; Notizen machte er sich keine. »Verstehe ... ja, ich habe verstanden ... Wir halten Sie auf dem laufenden, Mrs. Ostrander.«

»Kann ich noch mit ihr sprechen?« Penn streckte schon die Hand nach dem Hörer aus.

Der Beamte zögerte kurz, dann sagte er: »Auf Wiederhören, Mrs. Ostrander«, und legte auf. »Also, Mr. Knowlton, würden Sie beschwören, daß die Geschichte, die Sie uns erzählt haben, der Wahrheit entspricht?«

»Selbstverständlich.«

»Ich frage nur, weil ich nämlich gerade ein erstklassiges Motiv geliefert bekommen habe. Ein Motiv dafür, Mr. Ostrander aus dem Weg zu räumen. Also, was haben Sie mit ihm gemacht – oder vielleicht auch zu ihm gesagt?« Der Polizist stützte sich mit den Handflächen auf die Schreibtischplatte und beugte sich weit nach vorn.

»Bitte? Hören Sie, was hat sie Ihnen erzählt?«

»Daß Sie in sie verliebt sind und vielleicht den Wunsch hatten, ihr Mann möge von der Bildfläche verschwinden.«

Penn rang um Fassung. »Ich habe gerade meinen Job gekündigt, um aus der Situation rauszukommen! Ich habe Mr. Ostrander gestern mitgeteilt, daß ich die Stelle bei ihm aufgebe, und dasselbe habe ich vorgestern seiner Frau gesagt.«

»Sie geben also zu, daß Sie sich in eine brenzlige Lage manövriert hatten?«

Die Polizisten, mittlerweile waren sie zu viert, musterten ihn mit unverhohlener Skepsis.

»Bestimmt steht Mrs. Ostrander unter Schock«, sagte Penn. »Sie weiß nicht, was sie redet. Bitte, kann ich mit ihr sprechen? Jetzt gleich?«

»Sie ist unterwegs. Sie können Sie sprechen, sobald sie hier ist.« Der Beamte lehnte sich zurück und griff wieder nach seinem Bleistift. »Tut mir leid, Knowlton, aber Sie sind vorläufig festgenommen. Es besteht dringender Tatverdacht.«

Sie verhörten ihn bis ein Uhr nachmittags; dann bekam er einen Hamburger und einen Pappbecher mit dünnem Kaffee. Immer wieder fragten sie ihn, ob keine Schußwaffe in der Hütte gewesen sei – immer wieder verneinte er wahrheitsgemäß – und ob er Davids Leichnam nicht mit Steinen beschwert samt Waffe im See versenkt hätte.

»Wir sind doch heute morgen um den halben See herumgelaufen«, sagte Penn. »Haben Sie da vielleicht irgendwo Fußspuren gesehen?«

Zu dem Zeitpunkt hatte er ihnen bereits von seinem

Traum erzählt und die These aufgestellt, daß Mr. Ostrander versuchen könnte, diesen Traum nachzustellen, was indes nur ungläubiges Schmunzeln hervorrief. Ferner hatte er ihnen seine Gefühle für Ginnie enthüllt und auch seine Absichten auf sie, die gleich Null waren. Daß Ginnie ihm ebenfalls ihre Liebe gestanden habe, sagte er nicht. Nach dem, was sie am Telefon über ihn gesagt hatte, brachte er das einfach nicht fertig.

Sie durchleuchteten seine Vergangenheit. Keine Vorstrafen. Geboren in Raleigh, Virginia, abgeschlossenes Studium an der Staatlichen Hochschule, Hauptfach Journalistik, ein Jahr Redakteur bei einer Zeitung in Baltimore, dann vier Jahre Küstenwache. Eine durch und durch weiße Weste, und an der schien die Polizei auch nicht zu zweifeln. Sie glaubten nur nicht, daß er sich seine weiße Weste auch bei den Ostrandern rein gehalten hatte. Er war in Mrs. Ostrander verliebt, und trotzdem wollte er seinen Job hinschmeißen und weggehen aus Stonebridge. Ja, hatte er denn keine Pläne, was die Dame betraf?

»Fragen Sie sie selber«, sagte Penn erschöpft.

»Das werden wir«, antwortete der Polizist, der auf den Namen Mac hörte.

»Sie kennt auch meinen Traum und die Fragen, die ihr Mann mir dazu gestellt hat«, sagte Penn. »Vernehmen Sie sie meinetwegen allein, wenn Sie mir nicht trauen.«

»Merken Sie sich eins, Knowlton«, sagte Mac. »Wir vertrödeln unsere Zeit nicht mit Träumen. Uns interessieren die Fakten.«

Ginnie kam kurz nach drei. Da hatten sie Penn schon in

eine Zelle gesteckt, aber er konnte immerhin einen flüchtigen Blick auf sie durchs Gitter erhaschen und seufzte erleichtert. Sie wirkte gefaßt, hatte sich offenbar ganz in der Gewalt. Die Polizisten blieben etwa zehn Minuten mit ihr weg, dann kamen sie wieder und ließen Penn aus seiner Zelle. Doch als er auf Ginnie zuging, starrte sie ihn so feindselig oder auch furchtsam an, daß ihr Blick ihn traf wie ein Schlag in die Magengrube. Das »Hallo, Ginnie« zur Begrüßung blieb ihm im Halse stecken.

»Würden Sie bitte vor ihm wiederholen, was er vorgestern zu Ihnen gesagt hat, Mrs. Ostrander?« forderte Mac sie auf.

»Gewiß. Er hat gesagt: ›Ich wünschte, David würde sich in Luft auflösen wie der Mann in meinem Traum. Ich wünschte, er würde für immer aus deinem Leben verschwinden, damit ich dich für mich allein haben könnte.«

Penn starrte sie entgeistert an. »Ginnie, das sind *deine* Worte!«

»Ich glaube, was wir von Ihnen hören wollen, Knowlton, ist eine Antwort auf die Frage: Was haben Sie mit ihrem Mann gemacht?« warf Mac dazwischen.

»Ginnie«, sagte Penn verzweifelt, »ich weiß nicht, warum du so was behauptest. Aber ich könnte unser vorgestriges Gespräch Wort für Wort wiederholen, beginnend mit der Stelle, an der ich dir gesagt habe, daß ich meinen Posten bei David aufgeben werde. Wenigstens so weit wirst du mir doch recht geben, oder?«

»Ach was, mein Mann hat ihn rausgeschmissen – weil er mir dauernd nachstellte!« Ginnie blickte Penn und die Po-

lizisten um sie herum mit zornfunkelnden Augen an.

Penn schwankte zwischen Panik und Abscheu. Ginnie schien wie von Sinnen – oder wie eine Frau, die überzeugt ist, dem Mörder ihres Mannes gegenüberzustehen. Blitzartig entsann er sich ihrer verblüffenden Kaltblütigkeit bei jenem ersten Kuß, als David, wie der Zufall es wollte, plötzlich, kaum daß sie sein Klopfen gehört hatten, im Zimmer stand. Ginnie hatte nicht mit der Wimper gezuckt. Sie war offenbar eine geborene Schauspielerin und hielt ihre Rolle auch jetzt unbeirrt durch. »Du weißt genau, daß das gelogen ist«, sagte Penn.

»Und daß Sie zu ihr sagten, Sie würden ihren Mann gern los sein, ist das auch gelogen?« fragte Mac.

»Mrs. Ostrander hat das gesagt, nicht ich!« Penn spürte, wie seine Knie weich wurden. »Darum habe ich ja gekündigt. Ich wollte mich nicht in eine Ehe einmischen, die...«

Die umstehenden Polizisten lächelten.

»Mein Mann und ich, wir haben uns geliebt.«

Dann senkte Ginnie den Kopf und ließ ihren Tränen freien Lauf. Den, wie es schien, aufrichtigsten Tränen von der Welt.

Penn wandte sich an Mac. »Na schön, sperren Sie mich meinetwegen ein. Ich will gern bleiben, bis David Ostrander wieder auftaucht – denn ich verwette meinen Kopf darauf, daß er nicht tot ist.«

Penn preßte die Handflächen gegen die kühle Zellenwand. Er wußte, daß Ginnie das Revier verlassen hatte, aber das war auch das einzige, was von der Außenwelt zu ihm durchgedrungen war.

Komisches Mädchen, diese Ginnie. Offenbar war sie doch verrückt nach David. Sicher bewunderte sie sein Talent, seine Disziplin und liebte ihn dafür, daß er sie so gern hatte. Denn was war sie schon? Ein hübsches Mädchen, das als Schauspielerin den Durchbruch nicht geschafft hatte (bis jetzt) und das, während ihr Mann zwölf Stunden pro Tag arbeitete, so wenig mit sich anzufangen wußte, daß sie sich darauf verlegt hatte, den Sekretär ihres Mannes zu becircen. Penn erinnerte sich, daß Ginnie ihm erzählt hatte, ihr Chauffeur habe vor fünf Monaten gekündigt. David hatte keinen neuen mehr eingestellt. Ob der Chauffeur aus dem gleichen Grund gekündigt hatte wie er? Oder hatte David ihn rausgeschmissen? Penn war jetzt mißtrauisch gegen alles, was er je von Ginnie erfahren hatte.

Irgendwann tat sich eine noch alptraumhaftere Vorstellung vor ihm auf: Angenommen, Ginnie liebte David wirklich nicht und sie hatte auf dem Weg nach Croydon bei der Hütte gehalten, hatte David dort angetroffen und ihn erschossen? Oder was, wenn sie ihn draußen aufgespürt hätte, in den Wäldern? Hatte sie ihn erschossen und es so eingerichtet, daß man ihn erst später finden und der Verdacht auf ihn fallen würde? Damit sie nicht nur David los wurde, sondern ihn gleich mit? Gab es überhaupt eine Waffe in Stonebridge, die Ginnie mitgebracht haben könnte?

Haßte Ginnie ihren Mann, oder liebte sie ihn? Von dieser ungeheuerlichen Frage hing vielleicht seine ganze Zukunft ab, denn wenn Ginnie David getötet hatte ... Aber wie paßte Davids mutwilliges Verschwinden von gestern abend in dieses Szenario?

Penn hörte Schritte und stand auf.

Mac blieb vor seiner Zelle stehen. »Was ist los, Knowlton, haben Sie uns die Wahrheit gesagt?« fragte er zweifelnd.

»Ja.«

»Na schön, dann müssen Sie ja schlimmstenfalls bloß die paar Tage absitzen, bis Ostrander wieder auftaucht.«

»Ich hoffe doch, Sie suchen ihn.«

»Und ob, im ganzen Staat und wenn's sein muß auch über die Grenzen hinaus.« Er wandte sich zum Gehen, kehrte aber noch einmal um.

»Ich könnte Ihnen 'ne stärkere Birne besorgen und was zum Lesen, sofern Ihnen nach Lesen ist.«

Bis zum nächsten Morgen ergab sich nichts Neues.

Doch gegen vier Uhr nachmittags kam ein Polizist und schloß Penns Zelle auf.

»Was gibt's?« fragte Penn.

»Ostrander ist in seinem Haus in Stonebridge aufgetaucht«, sagte der Mann mit dem Anflug eines Lächelns.

Auch Penn lächelte zaghaft, als er dem Beamten ins Wachlokal folgte.

Mac nickte ihm grüßend zu. »Wir haben gerade bei den Ostranders angerufen. Mr. Ostrander ist vor einer halben Stunde heimgekommen. Angeblich hat er die Einsamkeit gesucht, um in Ruhe nachzudenken, und versteht nicht, was das ganze Tamtam um sein Verschwinden soll.«

Penns Hand zitterte, als er seinen Entlassungsschein gegenzeichnete. Ihm graute vor der Rückkehr in die Hütte,

wo er seine Sachen abholen mußte, und mehr noch vor den unvermeidlichen Minuten in Stonebridge, die er brauchen würde, um seine restliche Habe zusammenzupacken.

Davids Kabrio stand immer noch da, wo er es gestern geparkt hatte. Er stieg ein und fuhr zur Hütte. Dort packte er seinen Koffer und wollte zunächst auch das Tonbandgerät mitnehmen. Doch dann überlegte er es sich anders und ließ den Apparat stehen. Wie sollte er wissen, wohin David seine Sachen haben wollte?

Auf der Fahrt hinunter nach Stonebridge mußte Penn einsehen, daß er sich weder über seine Gefühle im klaren war noch darüber, wie er sich verhalten sollte. Ginnie: Es lohnte sich wohl kaum, sie zur Rede zu stellen, weder um mit ihr zu rechten, noch um ihre Beweggründe zu erfahren. David: Es würde ihm schwerfallen, sich eine Bemerkung zu verkneifen, wie: »Hoffentlich hatten Sie Ihren Spaß an Ihrem kleinen Scherz. Haben Sie vor, den für ein nächstes Buch auszuschlachten?« Penn drückte das Gaspedal durch, doch gleich darauf drosselte er das Tempo wieder. Du darfst nicht die Beherrschung verlieren, befahl er sich, hol einfach deine Sachen und verschwinde.

Im Wohnzimmer brannte Licht und oben, in Ginnies Zimmer, ebenfalls. Es war gegen neun. Um diese Zeit hatten sie gewöhnlich schon zu Abend gegessen. Manchmal saßen sie noch eine Weile im Wohnzimmer beim Kaffee, doch in der Regel zog David sich gleich wieder in sein Arbeitszimmer zurück. Dessen Fenster konnte Penn vom Eingang aus nicht sehen. Er klingelte.

Hanna öffnete ihm. »Mister Knowlton!« rief sie erstaunt. »Man hat mir gesagt, Sie hätten uns verlassen!«

»Stimmt«, sagte Penn. »Will bloß noch meine Sachen holen.«

»Ja, kommen Sie doch herein, Sir. Die Herrschaften sind im Wohnzimmer. Ich sag gleich Bescheid, daß Sie da sind.« Und sie schlurfte davon, bevor er sie zurückhalten konnte.

Penn folgte ihr durch die geräumige Diele. Er wollte einen Blick auf David werfen, nur einen einzigen Blick. Kurz vor der Tür blieb er stehen. David und Ginnie saßen eng beieinander auf dem Sofa, mit dem Gesicht zu ihm. David hatte den Arm über die Sofalehne ausgestreckt, und als Hanna meldete, daß Mr. Knowlton gekommen sei, ließ er den Arm sinken und schlang ihn um Ginnies Taille. Ginnie ließ sich nichts anmerken, sondern nahm lediglich einen Zug aus ihrer Zigarette.

»Nur herein mit Ihnen, Penn!« rief David lächelnd. »Warum denn so schüchtern?«

»Durchaus nicht.« Penn stand jetzt auf der Zimmerschwelle. »Ich wollte nur meine Sachen abholen, wenn's erlaubt ist.«

»Wenn's erlaubt ist!« öffte David ihn spöttisch nach. »Aber selbstverständlich, mein Lieber!« Er stand auf und hielt nun Ginnies Hand, als wolle er sich vor Penn mit ihrer plötzlich aufgeflammten zärtlichen Zweisamkeit brüsten.

»Sag ihm, er soll seinen Kram packen und verschwinden.« Ginnie zerdrückte ihre Zigarette im Aschenbecher. Aber sie klang nicht böse; ihre Stimme war im Gegenteil ganz sanft, allerdings hatte sie auch schon einiges getrunken.

David kam auf Penn zu. Sein hageres, faltiges Gesicht

lächelte. »Ich begleite Sie. Vielleicht kann ich ja was helfen.«

Penn wandte sich brüsk um und ging den Flur hinunter zu seinem Zimmer. Dort zerrte er einen großen Koffer aus dem untersten Schrankfach und packte als erstes Socken und Schlafanzüge ein, die er in einer Kommode aufbewahrt hatte. Er spürte förmlich, wie David ihn amüsiert lächelnd beobachtete. Dieses Lächeln grub sich wie die Krallen eines Raubtiers in seinen Rücken. »Wo haben Sie sich denn letzte Nacht versteckt, David?«

»Versteckt? Nirgends!« David lachte leise. »Bin bloß ein bißchen spazierengegangen und hab auf Ihr Rufen nicht geantwortet. Es hat mich interessiert zu sehen, was passieren würde. Das heißt, ich wußte, was passieren würde. Alles ist genauso abgelaufen, wie ich es vorausgesehen hatte.«

»Wovon reden Sie?« Davids Hände zitterten, als er die oberste Kommodenschublade aufzog.

»Na, von Ginnie«, sagte David. »Ich wußte, sie würde sich gegen Sie und wieder mir zuwenden. Das war nämlich nicht das erstemal. Sie waren ein Idiot zu glauben, wenn Sie nur brav auf sie warten, dann würde sie sich von mir scheiden lassen und zu Ihnen kommen. Ein Vollidiot!«

Penn fuhr herum, einen Stapel Hemden im Arm. »Hören Sie, David, ich habe *nicht* auf Ginnie gewartet. Ich wollte raus aus dieser –«

»Komm mir nicht so, du Schleicher! Hinterm Rücken seines Arbeitgebers mit dessen Frau rumzupoussieren, das ist –«

Penn warf seine Hemden in den Koffer. »Was heißt das, es war nicht das erstemal?«

»Mit meinem letzten Chauffeur war's genau die gleiche Geschichte. Und mit Ihrem Vorgänger auch. Ich würde mir ja eine Sekretärin zulegen, aber Ginnie liebt nun mal diese kleinen Spielchen. Sie bringen uns einander näher, und außerdem vertreiben sie ihr die Langeweile. In diesem Fall hat mir Ihr Traum eine glänzende Vorlage für die Inszenierung geliefert. Haben Sie gesehen, wie anschnieg-sam Ginnie jetzt ist? Und Sie hält sie für einen Obertrottel.« Lachend führte David seine Zigarette an die Lippen.

In der nächsten Sekunde landete Penn den härtesten Schlag, den er je ausgeteilt hatte, an Davids Kinn. David fiel hintenüber, segelte, die Beine in der Luft, ein Stück weit durch den Raum und prallte mit dem Kopf gegen eine gut zwei Meter entfernte Wand.

Penn warf seine restlichen Sachen in den Koffer und schmetterte den Deckel so heftig zu, als schläge er noch immer auf David Ostrander ein. Er zerrte den Koffer vom Bett und wandte sich zur Tür.

Ginnie verstellte ihm den Weg. »Was hast du ihm getan?«

»Längst nicht das, was ich gern würde.«

Ginnie stürzte an ihm vorbei, kniete neben David nieder, und Penn ging ungerührt hinaus.

Hanna kam ihm auf dem Flur entgegen. »Ist was passiert, Mr. Knowlton?«

»Nichts Ernstes. Leben Sie wohl, Hanna«, sagte Penn, der sich anstrengen mußte, das Kratzen in seiner Stimme

zu bändigen. »Und danke für alles«, ergänzte er, bevor er sich zur Haustür wandte.

»Er ist tot!« hörte man Ginnie wimmern.

Hanna rannte nach hinten in Penns Zimmer. Penn zögerte, dann ging er weiter auf die Haustür zu. Dieses verlogene kleine Biest! Für einen dramatischen Effekt scheute sie vor rein gar nichts zurück!

»Halten Sie ihn auf!« kreischte Ginnie. »Hanna, er versucht zu fliehen!«

Penn stellte den Koffer ab und ging zurück. Er würde David ins Bad schleifen und seinen Kopf ins kalte Wasser tauchen. »Der ist nicht tot«, sagte Penn, als er ins Zimmer trat.

Hanna stand mit angstverzerrter Miene neben David. Sie war den Tränen nahe. »Doch, Mr. Knowlton, er ist tot.«

Penn bückte sich, um David hochzuziehen, aber seine Hand erstarrte, noch bevor er ihn berührt hatte. Etwas Glänzendes ragte aus Davids Hals, und Penn erkannte es sofort – das Heft seines Brieföffners, den er vergessen hatte einzupacken.

Ein langgezogenes, irres Lachen – oder vielleicht war es auch ein weinerliches Schluchzen – erklang hinter ihm. Ginnie. »Du Ungeheuer! Jetzt hast du wohl rasch noch deine Fingerabdrücke abgewischt! Aber das wird dir nichts nützen, Penn! Hanna, rufen Sie auf der Stelle die Polizei. Sagen Sie ihnen, wir haben einen Mörder im Haus.«

Hanna starrte sie entgeistert an. »Ich werde anrufen, Madam. Aber Sie waren es, die das Messer abgewischt hat. Mit Ihrem Rockzipfel haben Sie es abgewischt, als ich hereinkam.«

Penn blickte Ginnie durchdringend an. Sie beide waren noch lange nicht fertig miteinander.

Ein Mädchen wie Phyl

Jeff Cormack schaute durch eine Panoramascheibe aufs Rollfeld des Kennedy-Flughafens und zog an einer Zigarette, von der er hoffte, daß es bis zum Einsteigen seine letzte bleiben würde. Zweimal schon war der Start an diesem nebligen Novembermorgen verschoben worden, hatten die Passagiere sich zerstreut und ihr Handgepäck zurück in die Abflughalle oder auf einen Drink an eine der Bars geschleppt.

Und wieder ertönte die monotone Frauenstimme: »Die Passagiere des TWA-Fluges Acht-Null-Sieben nach Paris werden gebeten ...« Die Durchsage ging in allgemeinem Seufzen und ungeduldigem Murren unter, so daß man sich anschließend reihum erkundigen mußte: »Hat sie jetzt gesagt, eine halbe Stunde?« – »Ja, ja, hab ich auch so verstanden.«

Jeff nahm sein Kofferchen und wandte sich dem Ausgang zu, als er in knapp fünf Metern Entfernung ein Gesicht sah, vor dem er wie angewurzelt stehenblieb. *Phyl*. Nein, unmöglich. Dieses Mädchen war doch höchstens zwanzig. Aber die Ähnlichkeit! Die gleichen hellbraunen Augen mit den markant aufwärts gebogenen Außenwinkeln, die frischen, rosigen Wangen, das volle, weiche Haar in Phyls warmem Branton. Und erst der Mund! Das Mädchen sah aus wie Phyl damals, als Jeff sie kennengelernt hatte. Gewaltsam riß er sich von der Erscheinung los

und tastete nach seinem Kofferchen, das irgendwie wieder auf dem Boden gelandet war.

Jeff war völlig verstört, seine Hände zitterten.

Ich darf sie nicht noch mal ansehen, dachte er, darf nicht nach ihr Ausschau halten. Sie war offenbar für denselben Flug gebucht. Mechanisch, denn er hatte nichts weiter vor, als die nächste halbe Stunde totzuschlagen, schlenderte er auf die Bar zu. Wenn es so weiterging, würde die Ankunft in Paris sich erheblich verzögern, und er kam bestimmt erst nach Mitternacht ins Hotel. Trotzdem würde er versuchen, Kyrogin heute noch zu erreichen, selbst wenn er die ganze Nacht aufbleiben mußte. Er wußte nämlich nicht (und auch seine Mitarbeiter im Büro hatten es nicht herausbekommen), wann Kyrogin in Paris eintreffen und wo er absteigen würde. Die russische Botschaft scheidet jedenfalls aus, dachte Jeff. Kyrogin war Ingenieur, ein wichtiger Mann, aber kein Parteifunktionär. Kyrogin war in halb offizieller Mission unterwegs, um ein lukratives Angebot für ein Joint-venture einzuholen, und Jeff wollte ihn als erster zu fassen kriegen, bevor eine andere amerikanische oder vielleicht auch eine britische Firma sich an ihn heranmachte. Jeff mußte Kyrogin davon überzeugen, daß er für den Bau von Ölfördertürmen keine bessere Produktionsgesellschaft finden könne als seine, die Ander-Mack.

Der Gedanke an den Auftrag, den er in den nächsten vierundzwanzig Stunden unter Dach und Fach bringen mußte, gab Jeff Halt, verankerte ihn wieder im Hier und Jetzt, nachdem das Gesicht des Mädchens ihn unversehens um achtzehn... nein, zwanzig Jahre zurückversetzt hatte, bis in das Jahr mit Phyl. Was nicht hieß, daß er in der lan-

gen Zeit dazwischen aufgehört hätte, an Phyl zu denken. Sie waren etwas über ein Jahr zusammengewesen. Dann, nach der Trennung, hatte er in den ersten beiden Jahren – den schlimmen Jahren, wie er sie bei sich nannte – sehr oft an sie gedacht. Darauf folgte sozusagen ein drei- oder vier-jähriges Moratorium, während dessen er nicht an sie gedacht hatte (jedenfalls nicht mit der früheren Inbrunst), eine Phase, in der er sich, um Phyl aus seinen Gedanken zu verdrängen, noch verbissener in die Arbeit gestürzt hatte; ganz abgesehen davon, daß er in der Zeit eine andere kennengelernt und geheiratet hatte. Sein Sohn Bernard war mittlerweile fünfzehn, ging auf ein teures Internat und war trotzdem keine Leuchte. Bernard hatte noch keine Ahnung, was er einmal werden wollte. Vielleicht Schauspieler. Und Betty, seine Frau, wohnte in Manhattan. Heute morgen beim Abschied hatte er zu ihr gesagt, er werde in drei Tagen zurück sein, vielleicht auch eher. War das wirklich erst drei Stunden her?

Jeff fand sich mit einer Tasse Kaffee in der Hand wieder, in der er gerade den Zucker verrührte, nur ein Stück, wie üblich. Er konnte sich nicht erinnern, den Kaffee bestellt zu haben. Er hatte einen Oberschenkel auf den Sitz eines Barhockers gelegt. Den Mantel trug er zusammengefaltet über dem Arm, neben ihm am Boden stand sein schwarzes Köfferchen mit dem Vertragsentwurf, den Kyrogin unterschreiben oder zumindest mündlich akzeptieren sollte. Er würde das schon schaffen. Zuversichtlich trank Jeff seinen Kaffee aus und musterte die Gäste an den Tischchen entlang der Glaswand gegenüber. Nun hielt er doch Ausschau nach dem

Mädchen, das Phyl so ähnlich sah.

Da drüben saß sie, an einem Tisch mit einem jungen Mann im Jeansanzug, der aber, wie Jeff aus dem Benehmen der beiden schloß, nicht zu ihr gehörte. Das Mädchen war hübsch angezogen (was wiederum an Phyl erinnerte). Sie trug einen eleganten marineblauen Mantel und einen offenbar recht teuren Schal. Wie, wenn sie Phyls Tochter wäre, durchfuhr es Jeff. Was sonst konnte diese frappante Ähnlichkeit erklären? Vor neunzehn Jahren – Jeff erinnerte sich schmerzlich genau – hatte Phyl geheiratet... einen gewissen Guy. Guy und wie weiter? Fräser ... Frazier oder so ähnlich. Jeff hatte die richtige Schreibweise bewußt aus seinem Gedächtnis verdrängt, offenbar mit Erfolg.

Das Mädchen sah ihn an. Sie hob den Kopf, ihr Blick fiel ganz zufällig auf ihn, und Jeff zuckte zusammen wie von einer Kugel getroffen.

Er senkte die Lider, schloß die Augen, wartete, bis sein Herzschlag sich wieder beruhigt hatte, griff dann vorsichtig nach seiner Brieftasche und legte einen Dollarschein auf die Theke. Das eben war wie der erste Blickkontakt zwischen Phyl und ihm damals, in jenem Raum voller Menschen. Nur daß es jetzt weh tat, weil Phyl der Vergangenheit angehörte. Und weil er sie immer noch liebte. Aber damit hast du dich seit Jahren abgefunden, ermahnte er sich. Bloß, weil er in ein Mädchen verliebt war, das er nicht kriegen konnte, nahm ein Mann sich nicht das Leben oder zerstörte seine Karriere. Schließlich konnte man ja versuchen zu vergessen, oder vielmehr nicht ständig in der Erinnerung zu leben, sie nicht zur fixen Idee werden zu

lassen. Er hatte eingesehen, daß er lernen mußte, mit seiner Liebe zu Phyl zu leben. Auch wenn bis heute kein Monat, keine Woche verging, ohne daß er an sie dachte, davon träumte, mit ihr zusammenzusein – im Bett und auch sonst, nur mit ihr zu sein. Dabei war er längst verheiratet, die neuen Bande waren äußerlich fest verknüpft, durch seinen Sohn Bernard leibhaftig bezeugt und so echt und greifbar wie die häßliche braune Resopaltheke unter seinen Händen oder wie ein Geschoß, das seine Stirn hätte durchschlagen und ihn töten können.

Hoffentlich setzte man ihn auf dem siebenstündigen Flug nach Paris nicht neben das Mädchen. Wenn doch, würde er unter irgendeinem Vorwand um einen anderen Platz bitten. Aber bei annähernd zweihundert Passagieren war ein solcher Zufall eher unwahrscheinlich.

Zwanzig Minuten später jagten sie mit atemberaubendem Schub über die Startbahn, und dann erlebte Jeff den herrlich befreienden Augenblick, wenn die Maschine abhebt, sich, alle Erdschwere hinter sich lassend, in die Lüfte schraubt und das Dröhnen der Motoren langsam schwächer wird. Jeff hatte zur Linken ein Fenster mit Blick auf eine graue Tragfläche und zur Rechten eine mollige Frau mit dem schleppenden Akzent des Mittelwestens. Der Mann daneben war vermutlich ihr Ehemann. Das Mädchen konnte Jeff von seinem Platz aus nicht sehen, und zuvor, beim Einsteigen, hatte er es bewußt vermieden, nach ihr Ausschau zu halten.

Jeff löste den Sicherheitsgurt und zündete sich eine Zigarette an. Eine Stewardess arbeitete sich langsam mit ihrem Getränkewagen durch den Gang, und als sie auf

seiner Höhe war, bestellte Jeff einen Scotch mit Eis. Später kam das Essen. Dann dämmerte es langsam, während sie, immer mit der Erdumdrehung, ihrem Ziel entgegenflogen. Am Kopfende des Mittelgangs wurde eine Filmleinwand hochgezogen. Jeff hatte sich keine Kopfhörer geben lassen. Er wollte, wenn möglich, ein Weilchen schlafen. Er klappte seine Rückenlehne zurück, lockerte die Krawatte und schloß die Augen.

Vielleicht, dachte Jeff, würde es gar nicht so schwer sein, diesen Kyrogin rumzukriegen. Letzte Woche am Telefon hatte er immerhin Sinn für Humor bewiesen. »In unseren Meeren fließt kein Wodka«, hatte er mit stark akzentgefärbter Baritonstimme verkündet. Was heißen sollte, daß es kein Vergnügen sei, im Winter oder zu einer anderen Jahreszeit ins Weiße Meer zu stürzen – eine Spitze gegen die Sicherheitsvorschriften bei Ander-Mack. Jeffs Firma mied gewerkschaftlich organisierte Partner. Wenn es gefährlich wurde, heuerten sie lieber auf eigene Faust ungelernete Arbeiter zu Spitzenlöhnen an. Gewerkschaften standen auch bei den Russen nicht hoch im Kurs, ebenso wenig wie die Achtung vor Leib und Leben, also machte Jeff sich diesbezüglich keine Sorgen. Wenn es ihm nur gelang, Kyrogin den Vertrag zu zeigen, dann wäre der Handel so gut wie beschlossen. Was Jeff vorschwebte, war ein Team aus russischen Handlangern, angeleitet von ein paar Schotten und Engländern, die aus den britischen Ölförderprogrammen in der Nordsee ausgestiegen waren. Knallharte Burschen waren das, die allerhand abkriegten, manchmal sogar draufgingen; etlichen wurde es zu eintönig, viele sprangen wieder ab. Aber keiner konnte leugnen,

daß sie gutes Geld verdienten. Und das war's, was für diese Leute zählte, wie bei den Russen der Zeitfaktor.

Am Ende, dachte Jeff, der den Blick durch den schwach erleuchteten Mittelgang schweifen ließ, am Ende war vielleicht der Bevollmächtigte einer Konkurrenzfirma mit an Bord. Nachprüfen konnte er das nicht, weil er nicht wußte, nach was für einem Mann oder auch nur nach welchem Typus er sich hätte umsehen sollen: jung oder alt, konservativ oder... das Gegenteil – der Mann würde in jedem Fall die gleichen Papiere bei sich tragen wie er und die gleichen Hoffnungen hegen. Jeff kuschelte sich tiefer in seinen Sitz, versuchte, sich zu entspannen und ein wenig zu schlafen.

Du hast überhaupt keine Zeit mehr für mich...

Mit einem Ruck setzte Jeff sich auf. Durch das leise Brummen der Triebwerke war auf einmal Phyls Stimme an sein Ohr gedrungen. Er rieb sich die Augen, forcierte ein Gähnen und lehnte sich wieder zurück. Er verschränkte die Hände über der Taille und wollte eben die Augen schließen, als das Mädchen, das aussah wie Phyl, vom Cockpit her auf ihn zukam. Sie war jetzt ohne Mantel, in dunklem Rock und pastellfarbener Bluse. Gleich wird sie stehenbleiben und mich ansprechen, dachte Jeff. Unsinn! Eine Halluzination im Halbschlaf. Trotzdem richtete er sich auf, als das Mädchen seine Sitzreihe passierte, als gälte es, sich zu wappnen, als wäre er durch die beiden Passagiere neben sich nicht genügend abgeschirmt.

Lautlos und in Farbe galoppierte ein Pferdegespann den Gang hinunter, direkt auf das Publikum zu. Jeff, der jetzt hellwach war, fiel minutenlang in eine quälende

Depression, als ob sein Gemüt sich auf einer Schlittenfahrt irgendwo in einem finsternen, nicht einmal ihm selbst bekannten Tal verirrt hätte. Er wußte, warum er seinen Vertragsentwurf vorhin noch einmal durchgegangen war, warum er sich seines Selbstwertgefühls vergewissert hatte: weil seine Arbeit alles beinhaltete, was ihm geblieben war. Dabei hatte er Phyl gerade durch seine Arbeit verloren. Phyl war mit Guy verlobt gewesen. Und Guy – oder vielmehr seine Familie – hatte Geld. Jeff hatte mithalten, sich auf die Art profilieren wollen, die seiner Ansicht nach für Phyl zählte: indem er Geld machte, richtig großes Geld. Paradoxerweise, dachte Jeff, wäre Phyl vielleicht bei ihm geblieben, wenn er sich, statt das große Geld zu machen, mit etwas weniger beschieden und dafür mehr Zeit mit ihr verbracht hätte. Die traurige Pointe lief darauf hinaus, daß Phyl ihm entglitten war, weil sie glaubte, er entgleite ihr. Ganze dreizehn Monate waren ihnen vergönnt gewesen, eine gestohlene Woche hier, eine da, ein paar Tage in einem Hotel in Chicago, San Francisco oder Dallas, glückliche Momente, in denen Jeff sie in den Armen hielt (in Motels, Hotels, in einem gewissen Apartment in Evanston, das auf Phyls Namen gemietet war) und zu ihr sagte: »Heute lief's wie geschmiert! Wir sind um zehntausend Dollar reicher. Kann auch mehr sein, ich hab's noch nicht zusammengerechnet.« Doch was wirklich gezählt und gegen ihn gesprochen hatte, das war offenbar die Zeit, in der er nicht bei ihr war. Und selbst wenn er sie vielleicht nie länger als drei Tage allein gelassen hatte, so waren das immer noch drei Tage zuviel. So jedenfalls stellte es sich ihm dar. Was für ein Verlust! Einsehen zu

müssen, daß seine vermeintlichen »Triumphe« ihn zur Strecke gebracht hatten! Phyl zuliebe hatte er das Letzte aus sich herausgeholt. Das zumindest bedauerte er nicht.

Kam das Mädchen denn gar nicht zurück? Jeff verkroch sich tiefer in seinem Sessel und legte die Hand über die Augen, damit er nicht sehen konnte, wann sie wieder vorbeiging.

Als die Passagiere des Fluges 807 am Flughafen Charles-de-Gaulle in Roissy bei der Paßkontrolle eingetrudelt waren, bildeten sich vor den Schaltern drei dichtgedrängte Schlangen. Jeff sah das Mädchen als übernächste vor sich. Dann winkte der Mann zwischen ihnen jemandem hinter Jeff und scherte aus der Schlange aus, so daß Jeff nun direkt hinter dem Mädchen stand. Sie hatte eine weiße Plastikreisetasche neben sich stehen, aus der außer einer angebrochenen Stange Camel, von der ein Päckchen fehlte, der flauschige Kopf eines Plüschpandas hervorlugte. Jeff ließ den Abstand zwischen sich und dem Mädchen um ein paar Schritte größer werden. Die Beamten knallten ihre Stempel in die Pässe, die Schlange kroch langsam vorwärts. Als das Mädchen nach seiner Tasche griff, fiel, ohne daß sie es bemerkt hätte, der Panda heraus.

Jeff rettete den Bären. »Entschuldigen Sie«, sagte er. »Den haben Sie verloren.«

Phyl blickte erst ihn an, dann den Panda. »Oh, vielen Dank! Mein Talisman!« Sie lächelte.

Sie hatte sogar das gleiche Gebiß wie Phyl, er erkannte die leicht spitz zulaufenden Eckzähne wieder. Jeff erwiderte ihren Dank mit einem kurzen Nicken. Die Schlange

rückte vor.

»Der hätte mir schrecklich gefehlt. Ich meine, wenn ich ihn wirklich verloren hätte. Vielen, vielen Dank«, sagte das Mädchen über die Schulter.

»Keine Ursache.« Klang ihre Stimme wie die von Phyl? Eigentlich nicht, dachte Jeff.

Das Mädchen und er passierten nacheinander die Paßkontrolle. Jetzt waren sie wirklich in Paris angekommen. Jeffs Puls beruhigte sich wieder. Er versuchte nicht festzustellen, ob unter den Wartenden in der Ankunftshalle, von denen einige ihren schon erkannten Angehörigen zuwinkten, auch jemand war, der das Mädchen abholen kam.

Jeffs Gepäck passierte ohne weiteres den Zoll, und er nahm sich ein Taxi zum Hotel Lutetia. Es war kurz nach eins, und es nieselte.

»*Bonsoir*«, sagte Jeff zum Empfangsportier und fuhr auf Französisch fort: »Ich habe seit gestern bei Ihnen reserviert, Cormack.«

Der Portier begrüßte ihn mit einem Lächeln. Jeff hatte den Mann hier noch nie gesehen, doch der kannte offenbar seinen Namen. »Monsieur Cormack! Jawohl, wir haben ein *appartement* für Sie, wie telegrafisch bestellt. Das wäre Nummer vierundzwanzig, Monsieur.«

Jeff sah, daß die Bar noch aufhatte. Er würde sich eine Flasche gekühltes Mineralwasser kommen lassen, vielleicht auch einen Kaffee. Im Schlafzimmer – einem hübschen, geräumigen Zimmer mit angrenzendem Salon – hängte Jeff seinen dunkelblauen Anzug auf und warf den zusammengelegten weißen Seidenpyjama auf das schon

aufgedeckte Bett. Nachdem er sich im Bad Gesicht und Hände gewaschen hatte, griff er zum Telefon. Eine ebenso plötzliche wie unbegründete Ahnung sagte ihm, daß Kyrogin im George V sei, und dem Verdacht wollte er gleich nachgehen.

Es klopfte leise, und Jeff legte den Hörer auf die Gabel zurück.

Vor der Tür stand ein Page mit einem Kuvert auf einem Tablett. »Telegramm für Sie, Monsieur. Bitte verzeihen Sie, daß man es Ihnen nicht gleich am Empfang ausgehändigt hat.«

»Danke«, sagte Jeff. Er nahm das Telegramm, schloß die Tür, riß den Umschlag auf und las:

ENTWEDER INTERCONTINENTAL ODER GEORGE V

Ein Lächeln huschte über Jeffs Gesicht. Er hatte also recht gehabt mit dem George V. Das war ein gutes Omen. Das Telegramm trug keine Unterschrift, aber Jeff wußte auch so, daß es von Ed Simmons kam. Ed hatte in New York und Moskau alle Register gezogen, um Kyrogins Hotel in Paris ausfindig zu machen und Jeff damit wertvolle Zeit zu sparen.

Jeff griff erneut zum Telefon. »Ich hätte gern das Hotel George V, bitte.« In Sekundenschnelle war er mit der Telefonzentrale vom George V verbunden. Könnte ich bitte Monsieur Kyrogin sprechen? K-y-r-o-g-i-n.«

»Einen Moment, Monsieur.«

Falls der Portier Bedenken hätte, ihn so spät noch durchzustellen, würde Jeff einfach behaupten, Monsieur Kyrogin erwarte seinen Anruf, egal, um welche Zeit.

»Bedaure, mein Herr, aber Monsieur Kyrogin ist nicht bei uns abgestiegen.«

»Darf ich fragen, wann Sie ihn erwarten?« erkundigte Jeff sich mit beherzter Stimme.

»Überhaupt nicht, Monsieur. Ich habe die Reservierungsliste vorliegen. Der Name Kyrogin ist nicht verzeichnet.«

»Verstehe. Besten Dank.« Jeff legte auf. Er war enttäuscht. Hatte sich der Hotelangestellte auch bestimmt nicht geirrt?

Blieb immer noch das Intercontinental. Jeff griff abermals zum Telefon und warf dabei einen Blick auf seine Armbanduhr. Punkt zwei. Er wählte die Nummer vom Empfang und bat um eine Verbindung mit dem Intercontinental.

»Moment bitte, Monsieur«, sagte der Portier des Intercontinental. Und dann, einen Augenblick später: »Er ist noch nicht eingetroffen, mein Herr.«

Jeff lächelte erleichtert. »Dann erwarten Sie ihn also ... wann?«

»Jeden Moment, Monsieur. Hier steht, daß er heute abend ankommt, aber möglicherweise erst sehr spät.«

»Würden Sie ihm etwas ausrichten? Er möchte doch bitte Monsieur Cormack im Hotel Lutetia anrufen. Sagen Sie ihm, es sei sehr dringend und daß er mich heute die ganze Nacht erreichen kann. In Ordnung?«

»Jawohl, Monsieur! Wird erledigt, Monsieur.«

Jeff war trotzdem nicht sicher, ob Kyrogin ihn heute

nacht noch zurückrufen würde. Wenn er um drei Uhr morgens todmüde ins Hotel kam, bestimmt nicht – und falls er eben jetzt mitsamt seinem Gepäck irgendwo in Paris mit einem von Jeffs Konkurrenten zusammensaß und vielleicht mit ihm handelseinig wurde, natürlich erst recht nicht. Trotzdem, Kyrogin würde seine Nachricht verstehen und wissen, daß der Name Cormack zu Ander-Mack gehörte. Jeff blieb also nichts anderes übrig, als heute nacht aufzubleiben und ungefähr alle Viertelstunde im Intercontinental anzurufen, in der Hoffnung, Kyrogin bei der Ankunft im Hotel zu erwischen oder jedenfalls, bevor er zu Bett ging und keine Gespräche mehr entgegennahm.

Jeff packte seine restlichen Sachen aus, legte den Aktenkoffer auf den Schreibtisch im Schlafzimmer und sein Notizbuch auf den ovalen Tisch neben das Telefon im Salon. Er hatte noch ein zweites Telefon am Bett. Als er fertig ausgepackt hatte, rief er den Zimmerservice an und bestellte eine große Flasche Vichy. »Stellen Sie's einfach in meine Suite, ja? Ich gehe noch auf einen Kaffee in die Bar.« Jeff verspürte einen plötzlichen Drang nach Bewegung.

Er ging über die Treppe nach unten. Das erste, was er sah, das erste, was ihm ins Auge sprang, als er die Halle betrat, war das Mädchen. Wieder das Mädchen. Ja, es war dasselbe Mädchen, mit den langen braunen Haaren und dem marineblauen Mantel. Sie stand am Empfang und sprach mit dem Nachtportier. Jeff steuerte mit gespielter Gleichgültigkeit auf den Empfang zu.

Der Portier sah ihn fragend an, und Jeff sagte: »Ich erwarte jeden Moment einen Anruf und wollte Ihnen nur

sagen, daß ich die nächste Viertelstunde in der Bar zu erreichen bin.«

»*Oui, Monsieur*«, sagte der Portier.

Das Mädchen erkannte ihn wieder. »Hallo... was für ein Zufall!« Sie wirkte ein bißchen müde und irgendwie beunruhigt.

Jeff lächelte. »Ja, nicht wahr?« Die Bar war schon fast leer, als er hineinkam. Er setzte sich auf einen Hocker an der Theke. Als der Barkeeper ein frisch poliertes Glas absetzte, bestellte Jeff einen Kaffee.

»Wir schließen gleich, Monsieur, aber für einen Kaffee reicht's gerade noch.«

Das Mädchen – Jeff sah sie nur zur Hälfte, Hinterkopf und Mantelrücken – blieb erst unschlüssig am Empfang stehen. Dann kam sie langsam mit Koffer und Reisetasche in die Bar. Sie streifte ihn mit einem flüchtigen Blick, nahm sich einen Hocker drei Plätze von ihm entfernt und belegte ihn mit ihrer Handtasche.

»Haben Sie frisch gepreßten Orangensaft?« fragte sie auf englisch.

»Bedaure, Mademoiselle, aber die Bar ist geschlossen«, antwortete, ebenfalls auf englisch, der Barkeeper, der sich wieder seinen Gläsern zugewandt hatte.

»Könnte ich dann wenigstens noch ein Glas Wasser haben?« fragte das Mädchen.

»Aber sicher.« Der Barkeeper schenkte ihr ein und stellte das Glas vor sie hin.

Jeff nahm an, daß sie auf jemanden wartete. Vielleicht

lautete die Zimmerreservierung nicht auf ihren Namen, weshalb das Hotel sie noch nicht hinauflassen konnte. Jeff widmete sich wieder seinem Kaffee, der sehr heiß war. Plötzlich spürte er, wie das Mädchen ihn ansah.

»Können Sie sich das vorstellen, seit mindestens zwei Wochen habe ich hier ein Zimmer reserviert, und weil ich angeblich einen Tag zu früh komme – vielleicht hat jemand das falsche Datum eingetragen, mein Fehler ist es jedenfalls nicht...« Sie seufzte. »Also deswegen soll ich mich nun bis morgen mittag in die Halle setzen und warten, sofern sich nicht noch ein Zimmer in einem anderen Hotel findet, aber danach sieht's nicht aus, denn bei dreien haben sie schon vergebens angerufen.«

Dieser Wortschwall brachte Jeff von seinem Hocker herunter. Genauso hatte Phyl sich angehört, wenn sie die Beherrschung verlor, und die Erinnerung daran machte ihn ganz benommen. Trotzdem versuchte er, dem Mädchen behilflich zu sein. In irgendeiner Flohbude bekam man bestimmt auch um diese Zeit noch ein Zimmer, nur glaubte er nicht, daß ihr eine solche Absteige recht gewesen wäre. »Das ist bitter... Und die haben hier nicht mal irgendein Kämmerchen frei?«

»Nein! Ich hab wirklich alles versucht.« Sie nippte mit angewidelter Miene an ihrem Wasserglas.

Jeff legte ein Fünffrancstück auf die Theke. »Ich rede mit dem Empfangschef, mal sehen, was sich machen läßt«, sagte er zu dem Mädchen und ging hinaus in die Halle.

Der Portier war zuvorkommend wie immer. »Ich weiß, Monsieur Cormack«, sagte er, »man hat sich bei der Re-

servierung im Datum geirrt. Um einen Tag. Aber wir haben einfach nichts mehr frei, nicht einmal die kleinste Notunterkunft. Höchstens ein Feldbett auf dem Flur beim Personal – aber das wäre ja lächerlich! Und die weniger guten Hotels – die gehen um die Zeit nicht mal mehr ans Telefon!« Er zuckte bedauernd die Achseln.

»Verstehe.« Jeff ging zurück in die Bar.

Das Mädchen sah ihm mit banger Hoffnung entgegen.

»Da ist leider nichts zu machen. Aber wenn es nur ums Warten geht...« Er rang nach Worten, vergewisserte sich, daß er nichts weiter im Sinn hatte, als ihr behilflich zu sein, und fuhr dann hastig fort: »Also in meiner Suite hätten Sie's bequemer als hier unten. Ich hab nämlich zwei Zimmer. Und für die paar Stunden, die von der Nacht noch übrig sind...« Das Mädchen zögerte, zu müde, um sich sofort zu entscheiden.

»Wir könnten am Empfang Bescheid sagen, daß Sie in meiner Suite zu erreichen sind, falls Sie noch jemanden erwarten.«

»Ja, aber erst morgen... Ehrlich gesagt würde ich sonstwas drum geben, wenn ich mir nur das Gesicht waschen könnte«, flüsterte das Mädchen. Sie schien den Tränen nahe.

Jeff lächelte. »Na, dann kommen Sie, wir sagen am Empfang Bescheid«, meinte er und nahm ihren Koffer. Der Panda saß immer noch in der Reisetasche. Draußen erklärte er dem Portier: »Mademoiselle hat sich entschlossen, in meiner Suite zu warten.«

Der Portier wirkte ein bißchen überrascht, aber dann

schien er erleichtert, daß sich das Problem doch noch gelöst hatte. »*Très bien, Monsieur.*« Er nickte und wünschte ihnen eine gute Nacht.

Sie fuhren mit dem automatisch gesteuerten Lift nach oben. Vor seiner Suite angelangt, zog Jeff den Schlüssel aus der Tasche und sperrte auf. Er hatte das Licht brennen lassen. Mit dem Koffer des Mädchens folgte er ihr in den Salon und schloß die Tür. »Bitte, machen Sie sich's bequem«, sagte er und stellte den Koffer neben das Sofa. »Ins Bad geht's durchs Schlafzimmer. Ich erwarte noch einen Anruf – was Geschäftliches – und werde wohl die ganze Nacht aufbleiben müssen. Sie können also ungeniert durchgehen.«

»Vielen Dank«, sagte das Mädchen.

Dann war sie im Bad, ihr Mantel lag auf dem Sofa, der Koffer stand geöffnet am Boden, und Jeff horchte auf das Rauschen des Wassers. Er fühlte sich seltsam benommen, fast ängstlich. Und ihm ging auf, daß er gar nicht wissen wollte, ob das Mädchen Phyls Tochter war. Er würde ihr vorsichtshalber keine Fragen stellen, die Aufschluß über ihre Mutter geben konnten. Jeff griff zum Telefon und ließ sich noch einmal mit dem Intercontinental verbinden. Es war jetzt 2 Uhr 37.

»Nein, Monsieur Kyrogin ist noch nicht eingetroffen, Monsieur«, sagte die Männerstimme am anderen Ende.

»Danke.« Plötzlich sank ihm der Mut. Er stellte sich vor, Kyrogin sei am Flughafen von einem findigen Konkurrenten abgefangen worden, der herausgebracht hatte, mit welcher Maschine er kam, und der nun mit ihm in einer

Bar oder gar in seinem Hotelzimmer zusammensaß und ihm sein Konzept andrehte. Womöglich begossen sie gerade ihren Abschluß mit Wodka.

Als das Mädchen zurückkam, stand Jeff immer noch neben dem Telefon.

»Das ist wunderbar!« sagte sie, und ein Lächeln huschte über ihr erfrischtes Gesicht.

Jeff nickte zerstreut. Er war gerade dabei, die Flugzeit zwischen Moskau und Paris auszurechnen. Ob Kyrogin vielleicht, trotz der Reservierung im Intercontinental, in einem anderen Hotel abgestiegen war? Natürlich, warum nicht? »Ich geh rüber ins Schlafzimmer. Dann können Sie sich's hier bequem machen. Sie sind doch sicher müde. Ich glaube, das Sofa da ist grade lang genug für Sie.«

Sie hatte sich bereits hingesetzt und die Schuhe ausgezogen. »Warum müssen Sie die ganze Nacht aufbleiben?« fragte sie mit kindlicher Neugier.

»Weil... weil ich jemanden zu erreichen versuche, der heute aus Moskau hätte kommen sollen. Aber bis jetzt ist er noch nicht in seinem Hotel.«

»Moskau ... sind Sie bei der Regierung?«

»Nein, ich bin ein einfacher Ingenieur.« Jeff lächelte. »Möchten Sie einen Schluck Mineralwasser? Das ist alles, was ich Ihnen anbieten kann.« Die Flasche Vichy stand in einem Eiskübel auf dem ovalen Tisch.

Das Mädchen bejahte, und Jeff schenkte ihr ein. Dann ging er ins Bad, um für sich ein zweites Glas zu holen. Das Mädchen hatte, wahrscheinlich aus Gewohnheit, den Waschlappen über dem Beckenrand liegenlassen. Jeff

nahm die Krawatte ab, öffnete den Kragenknopf und zog sein Jackett aus. Dann ging er zurück in den Salon und goß auch sich ein Glas Vichy ein. Er hatte richtig Durst.

»Ich geh mich jetzt duschen«, sagte er. »Wenn das Telefon klingelt, dann rufen Sie mich, ja? Ich weiß nicht, ob ich das Läuten vom Bad aus hören kann.«

»Klar.«

Jeff duschte, schlüpfte in seinen Pyjama und zog mit Rücksicht auf das Mädchen einen blauweiß gestreiften Bademantel darüber. Er hatte die Tür zum Salon zugemacht, und jetzt klopfte er an, aber leise, für den Fall, daß sie schon eingeschlafen war.

»Ja?«

Er öffnete die Tür. Das Mädchen hatte sich auf dem Sofa zurückgelehnt. Sie war immer noch angezogen und las in einer Illustrierten.

»Ich wollte nur sagen: Falls Sie auch duschen möchten oder vielleicht ein Bad nehmen, dann tun Sie das ruhig. Sie wollen doch hoffentlich nicht auch die ganze Nacht aufbleiben?«

»Ich weiß nicht. Auf einmal bin ich gar nicht mehr müde. Vielleicht bin ich schon über den toten Punkt hinaus. Außerdem komme ich mir hier so seltsam vor.«

Jeff lachte. »Es ist eine seltsame Nacht. Besser gesagt, ein seltsamer Morgen. Ich muß noch mal versuchen, mein Opfer zu erreichen, und dann werde ich auch ein bißchen lesen. Es stört mich also nicht im geringsten, wenn Sie durch mein Zimmer ins Bad gehen.«

»Danke. Vielleicht nachher.«

Jeff ging ins Schlafzimmer, aber diesmal ließ er die Tür angelehnt. Dann probierte er es noch einmal im Intercontinental. Wieder ohne Erfolg. Und jetzt war es schon nach drei. In welchem Hotel könnte er es noch versuchen? Im Hilton? Oder ob er den Flughafen anrufen und die Ankunftszeiten der Flüge aus Moskau erfragen sollte? Unvermittelt fiel ihm ein, daß er ja eine Flasche Scotch dabei hatte. Sie stand in einer Plastiktüte neben seinem Koffer. Er machte sie auf und goß sich einen Fingerbreit davon ein.

Dann klopfte er an die jetzt halb geöffnete Tür. »He, Sie...« Das Mädchen las noch immer. »Ich weiß nicht mal, wie Sie heißen.«

»Eileen.«

Eileen – und wie weiter? dachte er, doch dann fiel ihm ein, daß er das ja gar nicht wissen wollte. »Eileen... hätten Sie vielleicht Lust auf einen Schlummertrunk? Einen Scotch?«

»O ja! Sehr gern.«

Er goß etwas Whisky in ihr Mineralwasser, dann schob er ihr den Eiskübel hin. »Bitte sehr.«

»Hat's geklappt mit Ihrem Anruf?« Sie fischte sich ein paar Eiswürfel aus dem Kübel.

»Nein.« Jeff steckte sich eine Zigarette an.

»Um was geht's denn? Oder ist das ein Geheimnis?«

»Nur, wenn Sie von der Konkurrenz sind. Es handelt sich um den Bau von Ölfördertürmen im Weißen Meer. Meine Firma organisiert solche... solche Projekte. Und diesmal wollen wir unbedingt den Zuschlag... Ich kann dem Mann ein gutes Angebot machen«, setzte er hinzu. Es

klang wie eine Rechtfertigung oder als hätte er laut gedacht. Langsam begann er im Zimmer auf und ab zu gehen. Er erinnerte sich, daß er genauso auch mit Phyl über seine Arbeit zu sprechen pflegte, nur hätte er es damals lächelnd getan, wäre über kurz oder lang zu ihr hingegangen und hätte sie geküßt, und dann...

»Sie sind ein sehr ernster Mensch, nicht wahr?«

Du hast überhaupt keine Zeit mehr für mich, klang es Jeff wieder in den Ohren. Das Mädchen hatte doch die gleiche Stimme wie Phyl, oder zumindest ihren Akzent, und das leichte Beben in den Obertönen, wie das Vibrato eines Streichinstruments, das hatte Phyl auch gehabt.

»Ich hoffe, Sie schaffen es«, sagte das Mädchen. »Das Weiße Meer... Ich weiß grade mal, wo die Ostsee ist.«

Jeff lächelte. »Das Weiße Meer liegt nördlich davon. Der größte Hafen dort heißt Archangelsk.« Er merkte, wie das Mädchen ihn ehrfürchtig ansah.

Sie trank einen Schluck Whisky. »Ich wünschte, ich wäre auch wegen etwas so Sinnvollem... so Wichtigem hier.«

Jeff sah auf seine Uhr und wünschte seinerseits, die Zeit würde rascher vergehen, damit es endlich acht oder neun wäre und der normale Geschäftsbetrieb anfinge. »Machen Sie in Paris Ferien?«

»Ich bin hier, um zu heiraten.«

»Ach, wirklich?«

»Ja! Komisch, nicht wahr? Ich meine, weil ich doch jetzt ganz allein hier bin. Aber morgen kommt meine Mutter, und in ein paar Tagen wird auch mein ... mein Verlobter

hier sein. Dann fahren wir weiter nach Venedig ... dort findet die Trauung statt. Na ja, ich bin nicht sicher, ob Mom mitkommt nach Venedig. Sie ist manchmal komisch.« Das Mädchen schien auf einmal verlegen und lächelte Jeff zaghaft an.

Mom würde also hier in diesem Hotel aufkreuzen, dachte Jeff. Er drückte seine Zigarette aus, machte Anstalten, sich hinzusetzen, und blieb doch stehen. »Sie ist komisch, sagen Sie?«

»Ach, sie findet mich komisch, und vielleicht hat sie ja recht. Aber ich bin mir nicht sicher, ob ich wirklich heiraten möchte. Verstehen Sie?«

Jeff vermutete hinter dem Bräutigam einen »netten« jungen Mann, mit dem ihre Familie sehr einverstanden war. Aber er war nicht daran interessiert, Näheres über ihn zu erfahren. »Wenn Sie sich nicht sicher sind, warum haben Sie sich dann überhaupt darauf eingelassen?«

»Das ist es ja gerade! Sie nehmen mir das Wort aus dem Mund... Meinen Sie, ich könnte noch einen kleinen Schluck Whisky kriegen?«

»Soviel Sie mögen«, sagte Jeff und stellte die Flasche auf den Tisch vor dem Sofa. »Bedienen Sie sich.«

Sie goß sich einen Fingerbreit ein. Aber die Flasche rutschte ab, und es floß ein gehöriger Schuß nach. Jeff reichte ihr die Vichy-Flasche.

»Ich wünschte, ich wäre jemand anders. Ich wünschte, ich wäre gar nicht erst hergekommen. Er ist –« Sie stockte und starrte düster ins Leere. »Es liegt eigentlich weniger an ihm als daran, daß ich mich noch nicht binden möchte. Ich

bin schließlich erst achtzehn.«

»Tja... können Sie denn die Hochzeit nicht verschieben?«

»Do-och. Wenn's nach mir ginge, auf unbestimmte Zeit.« Sie leerte ihr Glas in einem Zug. »Hätten Sie bestimmt nichts dagegen, wenn ich kurz duschen ginge? Jetzt war mir wirklich danach.« Sie stand auf.

»Fühlen Sie sich wie zu Hause«, sagte Jeff und wies mit dem Kopf in Richtung Badezimmer. »Sie können sich sogar meinen Bademantel ausborgen.«

Das Mädchen zögerte in der Tür, als ob ihr die Entscheidung schwerfiel, dann sagte sie: »Den würde ich mir gern leihen, wenn ich darf, obwohl ich selbst einen dabei habe.« Und sie streckte die Hand aus.

Lächelnd nestelte Jeff den Gürtel auf und reichte ihr den Bademantel. Ach, die Jugend! Sturm und Drang! Aufbegehren! Eileen wußte noch gar nicht, was es heißt, Probleme zu haben. Anscheinend war sie nicht einmal verliebt in den jungen Mann. Oder etwa doch? Jeff blickte in den hohen Spiegel zwischen den Fenstern, wie um sich zu vergewissern, daß er sich auch im Pyjama sehen lassen konnte, und plötzlich löste seine Gedankenkette eine weitere Erinnerung aus. Phyl hatte gegen ihren Verlobten Guy aufbegehrt – aus schierem Mutwillen. So jedenfalls wollte es Jeff in der Rückschau erscheinen – und der Gedanke war ihm furchtbar. Sie hatte Guy praktisch den Laufpaß gegeben und war für über ein Jahr mit ihm, Jeff, auf und davon. Dann hatte sie sich besonnen oder war –wie sie es ausdrückte – »zur Vernunft« gekommen. Aber wie hatte er

darunter gelitten! Er litt bis heute, und der Schmerz war – selbst nach neunzehn Jahren – immer noch frisch. Dieser Eileen mußte mal jemand eine Lektion erteilen, dachte Jeff. Aber er würde sich nicht dafür hergeben.

Wieder blickte er auf die Uhr, wie um sich auf seinen Auftrag, auf die Suche nach dem unzuverlässigen Kyrogin zu besinnen. Jetzt dauerte es nicht mehr lange, bis man im Hotel Frühstück bekam. Genau das, was er und das Mädchen brauchten, ein Siebenuhrfrühstück mit starkem Kaffee.

Jeff lachte laut auf. Da war er nun, ein Mann von vierundvierzig Jahren, allein mit einem hübschen Mädchen in einer Pariser Hotelsuite, und statt daß er auch nur den geringsten Annäherungsversuch unternahm, wartete er ungeduldig auf das Frühstück um sieben oder womöglich noch zeitiger. Jeff starrte in seine lächelnden Augen, die ihn aus dem hohen Spiegel anblickten, und das Lächeln in den Augen erlosch ebenso wie zuvor das auf seinen Lippen. Schimmerten in seinen dunklen Haaren nicht ein paar graue Strähnen mehr als beim letzten kritischen Blick in den Spiegel? Er strich sich über die Wange. Eine Rasur könnte nicht schaden, dachte er. Als das Mädchen wieder hereinkam, war sie barfuß und trug ihre Kleider über dem Arm. Mit den feuchten Haaren sah sie sogar noch reizender aus als zuvor. »Worüber lachen Sie denn?«

Jeff schüttelte den Kopf. »Das kann ich Ihnen nicht verraten.«

»Sie haben über mich gelacht«, sagte sie.

»Aber nein! ... Was sagt denn übrigens Ihr Vater zu Ihrer Heirat?«

»Ach... Dad.« Sie warf sich wieder aufs Sofa. Ließ die Kleider achtlos neben sich fallen, griff nach einer Zigarette und zündete sie an. »Na ja, im Prinzip tut er so, als wolle er sich aus allem raushalten, aber diese Heirat ist ganz bestimmt auch in seinem Sinne. Jetzt jedenfalls. Schließlich habe ich mein Studium abgebrochen, weil ich dachte, ich hätte mich verliebt... und weil ich glaubte, daß ich lieber heiraten würde, als noch mal fast drei Jahre aufs College zu gehen. Verstehen Sie das?«

Jeff saß inzwischen in einem Polstersessel. »Ich glaube schon. Mit anderen Worten, Ihre Eltern sind beide für die Hochzeit.«

»Richtig. Aber Phyl – das ist meine Mutter –, also sie ist die treibende Kraft. Ich meine, sie setzt mich viel mehr unter Druck als Dad... Was haben Sie denn?«

Jeff hatte weiche Knie; ihm schwindelte. Er richtete sich auf und beugte sich vor wie jemand, der gegen eine Ohnmacht ankämpft. »Nichts. Bin bloß auf einmal schrecklich müde. Ich glaub, ich leg mich kurz aufs Ohr. Ich brauche dringend ein paar Stunden Schlaf.«

Damit stand er auf und goß etwas Scotch in sein leeres Glas. Er trank ihn pur, und als der Whisky ihm auf der Zunge und in der Kehle brannte, erwachten auch seine Lebensgeister wieder.

»Sie sind ja ganz blaß. Bestimmt haben Sie in letzter Zeit wahnsinnig geschuftet...«

Plötzlich war sie genau wie Phyl, die sich auch so gut darauf verstanden hatte, einen in Krisensituationen zu trösten und zu umsorgen ... vorausgesetzt, es handelte sich

um eine unbedeutende Krise, so wie jetzt. Jeff kam langsam wieder zu sich. Die paar Schluck Scotch hatten ihm gutgetan und wirkten rasch.

»... Ihnen versichern, wie sehr ich Sie bewundere. Sie haben eine wichtige Aufgabe. Sind ein Mann von Welt. Sie haben etwas geleistet.«

Jeff brach in schallendes Gelächter aus.

»Lachen Sie nicht!« sagte das Mädchen ungehalten. »Wie viele Männer können schon von sich sagen... und Sie sind noch nicht mal alt. Mein Dad ist auch ein wichtiger Mann, denke ich, nur daß er seinen Job bloß geerbt hat. Bestimmt war das bei Ihnen ganz anders. Und ich kann mir, ehrlich gesagt, nicht vorstellen, daß Male es einmal sehr weit bringen wird. Dazu hat man's ihm immer viel zu leicht gemacht.«

Male, Malcolm war zweifellos der Verlobte. Ob Phyl seinen, Jeffs, Namen wohl je erwähnt hatte? Vielleicht ein-, zweimal? Aber nach nur ein-, zweimal würde das Mädchen sich wahrscheinlich nicht mehr daran erinnern. Er hoffte, daß sie nichts von ihm wußte, seinen Namen nicht kannte. Plötzlich stand sie dicht vor ihm, hatte ihm die Hände auf die Schultern gelegt, und im nächsten Augenblick schlang sie die Arme um seinen Hals.

»Haben Sie was dagegen«, flüsterte sie, »wenn ich Sie umarme?«

Auch Jeff hob die Hände, er zog das Mädchen an sich, schloß sekundenlang die Augen und spürte ihr Haar an seiner Stirn. Sie war genauso groß wie Phyl. Wie gut er sich erinnerte! Dann ließ er sie los und trat einen Schritt zurück.

»Sind Sie böse?« fragte sie. »Ich will Ihnen was gestehen – ganz ehrlich, wenn ich darf. Ich möchte mit Ihnen schlafen.« Die letzten Worte hörte er kaum, so leise waren sie.

Aber er hatte sie doch gehört.

»Haben Sie etwa Angst vor mir? Ich werd's keinem erzählen. Und es hat auch bestimmt nichts mit dem Whisky zu tun. Ich fühle mich ganz nüchtern.« In ihren Augen – Phyls Augen –, die ihn ruhig und unverwandt anschauten, lag ein Lächeln.

»Das ist es nicht.«

»Sondern?«

Warum eigentlich nicht, dachte Jeff auf einmal. Das Mädchen hatte ganz recht. Wer würde es je erfahren? Und selbst wenn Phyl dahinterkam – was wäre dabei? Falls er sich hätte rächen wollen, dann wäre das eine einmalige Gelegenheit. Aber Jeff verspürte keinerlei Rachegelüste.

»Und noch was«, fuhr das Mädchen mit unverändert sanfter Stimme fort, »ich möchte Sie gern wiedersehen. Vielleicht sogar sehr oft. Sind Sie viel auf Reisen? Da könnte ich mich anschließen. Ich hätte große Lust, die Welt zu sehen.« Sie griff nach seiner rechten Hand und verschränkte ihre Finger mit den seinen.

Sein Verlangen war geweckt, aber zugleich kam ihm ein Gedanke, der ihm sagte, daß er die Verwirrung des Mädchens ausnützen würde (wie es, auch das war ihm klar, fast jeder andere Mann an seiner Stelle getan hätte), und weiter dachte er, daß er die Erinnerung an Phyl nicht verlieren wollte und daran, wie sie mit ihm zusammen-

gewesen war, nicht so, wie dieses Mädchen sein würde, das zwar fast eine Kopie von ihr war, aber eben doch nicht Phyl. Nicht einmal ihr Gesicht war ganz das gleiche. Jeff lächelte und entzog ihr seine Hand. »Nun beruhigen Sie sich erst mal. Sie sind ja völlig außer sich.«

Sie war nicht gekränkt. »Sie sind vielleicht ein komischer Vogel«, sagte sie und musterte ihn kokett.

Jeff biß trotzdem nicht an. »Sie wissen doch, daß Sie Ihren Auserwählten heiraten werden.« Er zündete sich eine neue Zigarette an. »Warum lassen Sie sich da noch mit anderen Männern ein?«

»Glauben Sie etwa, ich würde so was öfter –« »Ach, kommen Sie mir doch nicht mit dem Scheiß!« Diesmal kapierte sie. »Jetzt reden Sie wie ein Amerikaner.«

»Ich bin Amerikaner, das hab ich Ihnen doch gesagt.« Er war wütend, und jetzt wußte er auch, warum, ganz genau sogar. Dieses Mädchen würde ihn zum Narren halten, würde ihn und vielleicht auch andere, jüngere Männer ins Elend stürzen – genau wie Phyl damals –, sofern sie dumm genug wären, sich in sie zu verlieben. Aber kaum, daß er so häßlich von ihr gedacht hatte, empfand er Mitleid für das Mädchen, als ob er seine Gedanken laut geäußert und sie damit verletzt hätte. »Das heißt nicht... daß ich Ihr Feind bin«, sagte er. Obwohl es natürlich genau das bedeutete. »Warum lassen wir nicht alles so, wie es ist? Ohne Komplikationen?«

Jetzt hatte er sie offenbar verwirrt.

Das Telefon klingelte, und Jeff atmete auf wie ein Boxer, der noch einmal am K.o. vorbeigekommen ist. Er nahm den Hörer ab.

»Allo?« sagte eine tiefe Stimme.

»Hallo! Hier Cormack.«

»Ha-ha! Hier Kyrogin. Wie spät ist es?«

Kyrogin klang ein bißchen beschwipst. »Weiß nicht. So gegen vier. Mr. Kyrogin, ich würde mich sehr gern mit Ihnen treffen. Und danke, daß Sie mich zurückgerufen haben. Sie sind im Intercontinental?«

»Ja, und ich bin sehr müde. Aber ich weiß... ich weiß, Sie sind ein amerikanischer Ingenieur.«

»Stimmt. Hören Sie, kann ich morgen früh zu Ihnen ins Hotel kommen? Ich meine: heute morgen? Wenn Sie sich ausgeschlafen haben?«

Schweigen. Tiefe Atemzüge. Zündete Kyrogin sich eine Zigarette an, oder dämmerte er weg?

»Mr. Kyrogin ... Semyon?« fragte Jeff.

»Hier Semyon«, sagte Kyrogin.

»Es geht um das Projekt im Weißen Meer. Sie wissen schon«, hakte Jeff nach. Falls um die Zeit noch jemand das Telefon abhört, dachte er, dann hat derjenige sich einen Orden verdient. »Haben Sie... haben Sie in der Sache schon etwas unternommen, oder sind wir noch im Gespräch?« Lange Pause. »Haben Sie heute abend bereits mit jemand anderem verhandelt?«

»Heute abend war ich bei meiner französischen Freundin«, sagte Kyrogin. Jeff lächelte. »Verstehe.« Er ließ sich auf den Stuhl fallen, der hinter ihm stand. »Wenn das so ist, darf ich Sie dann anrufen – wenn Sie ausgeschlafen haben –so gegen zehn? Ja, ich werde mich gegen zehn Uhr

melden. Ihren ersten Termin haben Sie mit mir, abgemacht, Mr. Kyrogin? Mit Jeff Cormack.«

»*Right you are*«, sagte Kyrogin, als besänne er sich plötzlich auf seinen Englischunterricht. »Heute abend bin ich überhaupt nicht zum Arbeiten gekommen«, setzte er bedauernd hinzu.

In Jeffs Ohren klang sein Geständnis wie Musik. »Machen Sie sich deswegen keine Gedanken, Semyon. Schlafen Sie gut. Gute Nacht.« Jeff legte auf und wandte sich freudestrahlend nach dem Mädchen um.

Eileen lächelte so triumphierend zurück, als wäre sie an seinem Sieg beteiligt. »Sie werden als erster mit ihm verhandeln.«

»Ja, sieht so aus.« Jeff klatschte in die Hände und stand auf. »Ich genehmige mir noch einen Scotch.«

»Fein. Darf ich mich anschließen?«

Jeff schenkte zwei Whisky ein, und da die Vichy-Flasche leer war, füllte er das dritte Glas im Bad mit Leitungswasser, für den Fall, daß sie ihre Drinks verdünnen wollten. Er spürte die Begeisterung des Mädchens, ihre Freude an seinem Erfolg (oder dem ersten Schritt dazu), genau wie früher bei Phyl. Es war wie in alten Zeiten. Das Mädchen hatte ihm Glück gebracht, wie Phyl damals. Sie war es gewesen, die Jeff den Mut eingeflößt hatte, sich von seinem Boss zu trennen und eine eigene Firma zu gründen. Ihr verdankte er seinen kometenhaften Aufstieg, sie hatte ihm grenzenloses Selbstvertrauen geschenkt und alles Glück der Welt. Jeff wußte, daß er jetzt mit diesem Mädchen ins Bett gehen könnte, genau wie er in einer sol-

chen Situation und Stimmung oft mit Phyl geschlafen hatte. Er begehrte sie genauso wie Phyl damals, und er betrachtete das Mädchen jetzt mit anderen Augen, so als sähe er sie zum erstenmal.

Sie begriff, stellte ihr Glas hin und kam in seine Arme, preßte sich an ihn. »Ja?« flüsterte sie.

Die Antwort war immer noch nein. Aber diesmal konnte Jeff es nicht erklären, mochte nicht einmal nach Worten suchen, um es sich oder ihr verständlich zu machen. »Nein«, sagte er nur und machte sich von ihr los.

Er holte seinen batteriebetriebenen Rasierapparat aus dem Schlafzimmer und rasierte sich. Als er sich noch die Zähne geputzt hatte, ging er wieder zu Eileen.

»Ich geh jetzt ins Bett und laß mich um halb zehn wecken. Wollen Sie sich nicht auch hinlegen? Vielleicht sollten wir tauschen, und ich nehme das Sofa?«

»Nein«, sagte sie schläfrig. Sie war also doch endlich müde geworden. Jeff machte keine Einwände, denn auch er war müde. »Darf ich Sie noch um einen Gefallen bitten?«

»Klar.«

»Erwähnen Sie Ihrer Mutter gegenüber meinen Namen nicht, niemals. Okay?«

»Warum sollte ich? Sie haben ja nichts getan.«

Er lächelte. Vielleicht würde sie seinen Namen sowieso nicht behalten.

»Ist gut, Eileen, dann gute Nacht.« Er schloß die Tür hinter sich, rief beim Empfang an und bat, ihn um 9 Uhr 30 zu wecken. Dann legte er sich ins Bett, seufzte tief und war

im Nu fest eingeschlafen.

Als er am nächsten Morgen vom Klingeln des Telefons geweckt wurde, stand das Mädchen schon fertig angezogen vor dem Spiegel im Salon und schminkte sich. Jeff bestellte Frühstück für zwei Personen.

»Wann erwarten Sie Ihre Mutter?« fragte er.

»Oh ... Ihre Maschine landet um zehn, glaube ich.«

Jeff war erleichtert. Er würde seinen Koffer packen, seine Rechnung begleichen und – hoffentlich – den Großteil des Vormittags mit Kyrogin verbringen. Und Phyl würde noch nicht gleich, ja nicht einmal in der kommenden Stunde im Hotel eintreffen. Jeff war noch bei der ersten Tasse Kaffee, als er Kyrogin anrief. Zu seiner Überraschung meldete der sich nicht nur prompt, sondern klang auch hellwach.

»Schön, Mr. Cormack! Ich erwarte Sie!«

Jeff packte in aller Eile seine Sachen, und als er den Koffer zumachte, sagte er zu dem Mädchen: »Wenn Sie wollen, können Sie gern bis Mittag hier bleiben, aber ich werde mich jetzt unten abmelden, denn –«

»Viel Glück mit dem Russen!« unterbrach ihn Eileen, die an dem ovalen Tisch im Salon saß und frühstückte.

Jeff lächelte zuversichtlich. »Danke, Eileen. Ich hab ein gutes Gefühl. Ich glaube, Sie haben mir Glück gebracht. Aber jetzt muß ich mich verabschieden, ich bin spät dran.«

Sie hatte sich eine Zigarette angezündet, und nun stand sie auf. »Auf Wiedersehen und danke für die Gastfreundschaft.«

»Nichts zu danken. Ich wünsche Ihnen alles Gute! Wiedersehen, Eileen.« Jeff nahm seinen Koffer und die Aktentasche und ging.

Er deponierte den Koffer unten beim Portier, ließ sich die Rechnung geben und sagte, er würde sie nachher begleichen, wenn er seinen Koffer abholen käme. Jetzt wollte er so schnell wie möglich zu Kyrogin. Er nahm ein Taxi zum Hotel Intercontinental. Es war nur eine kurze Fahrt.

Kyrogin empfing Jeff auf seinem Zimmer. Er trug einen seidenen Morgenmantel, auf dem Tisch standen ein abgeessenes Frühstückstablett und eine halbleere Wodkaflasche. Sie bestellten frischen Kaffee. Kyrogin goß einen Schluck Wodka in seine Tasse. Das Telefon klingelte, und Kyrogin erklärte jemandem auf englisch, es tue ihm leid, aber er sei im Augenblick sehr beschäftigt. In weniger als einer halben Stunde hatte Jeff Kyrogins mündliche Zusage. Er wandte seine bewährte Überredungstaktik an, sprach zunächst von den Hindernissen und den Auslagen, taxierte dann den Zeit- und Kostenaufwand, den eine andere Firma im Vergleich zu Ander-Mack veranschlagen würde, und überließ endlich dem Verhandlungspartner die Entscheidung – wobei er sich vorerst mit einer mündlichen Absprache begnügte, damit Kyrogin sich nicht unter Druck gesetzt fühlte. Jeff hatte sechs Kopien seines Vertragsentwurfs dabei und überließ Kyrogin vier, die der als Information für seine Kollegen verlangt hatte.

»Vielleicht trinken Sie jetzt einen Wodka mit?« fragte Kyrogin.

»Da sag ich nicht nein! Wo ich mit so guten Nachrichten nach New York zurückkehren kann.«

»Erzählen Sie's denen doch gleich! Rufen Sie an«, sagte Kyrogin und wies mit einer Handbewegung zum Telefon.

»Das tat ich schon gern. Wenn's Ihnen wirklich nichts ausmacht?« Jeff ging bereits auf das Telefon zu. Kyrogin hatte augenscheinlich nichts dagegen. Jeff nannte der Telefonistin eine New Yorker Nummer, Ed Simmons' Privatanschluß. In New York war es jetzt fünf Uhr früh, aber von einer Erfolgsmeldung, wie Jeff sie anzubieten hatte, würde Ed sich gern wecken lassen. Die Telefonistin sagte erst, sie würde ihn zurückrufen, doch dann hieß es, nein, sie sei gleich durchgekommen, und Jeff konnte hören, wie bei Ed das Telefon klingelte.

Ed meldete sich verschlafen, aber als er Jeffs Stimme erkannte, war er sofort hellwach.

»Hier ist alles glattgegangen«, sagte Jeff.

»Dann haben wir den Auftrag?«

»Ja, wir haben ihn. Bis bald, alter Junge.« Und Jeff legte auf.

Kyrogin spendierte ihm eine ausgezeichnete Zigarre. Es war wie in alten Zeiten, dachte Jeff, als ob er wieder dreiundzwanzig wäre und gerade einen phänomenalen Abschluß getätigt hätte (oder was er damals dafür hielt) und nun heimgehen würde zu Phyl – Phyl, die irgendwo auf ihn wartete. Es lag an dem Mädchen, an Eileen, daß er sich Phyl jetzt so nahe fühlte, Phyl mit dem Zwinkern in den Augen und ihrem Stolz auf seinen Sieg, einem Stolz, der einen beflügelte wie das Hurrageschrei eines ganzen Footballstadions. Und mit jedem neuen Sieg war er ihr nähergekommen.

»Woran denken Sie?« fragte Kyrogin ihn lächelnd durch eine Wolke von Zigarrenrauch.

»Ach, ich hab nur geträumt. Das kommt von Ihrem guten Wodka«, sagte Jeff und stand auf, um sich zu verabschieden. Sie schüttelten sich freundschaftlich die Hand. Der Russe hatte einen kraftvollen Händedruck.

Es war zwei Minuten vor zwölf. Jeff nahm sich vor Kyrogins Hotel ein Taxi und fuhr zurück ins Lutetia.

Als er die Halle betrat, stand da wieder das Mädchen. Und neben ihr Phyl. Diesmal blieb er wirklich wie vom Blitz getroffen stehen. Phyl trug einen Hut. Sie stand mit Eileen etwas abseits vom Empfang, und sie war unverkennbar böse, ja richtig wütend. Ihre Wangen brannten, während sie ihrer Tochter offenbar die Leviten las. Phyl wirkte kleiner als das Mädchen, kleiner, als er sie in Erinnerung hatte, aber dann merkte Jeff, daß es nur so aussah, weil sie fülliger geworden war. Phyl fuchtelte mit erhobener Faust in der Luft herum. Das Mädchen duckte sich kaum, wich keinen Schritt zurück. Was hatte Phyl ihr vorzuwerfen? Vielleicht war ihr zu Ohren gekommen, daß ihre Tochter die Nacht in der Suite eines Mannes verbracht hatte. Das konnte sie vom Portier erfahren haben, oder vielleicht auch von dem Mädchen selbst.

Plötzlich war sein Traum erloschen. Etwas ging entzwei, war tot. Alles war dahin. Phyl blickte in seine Richtung, nahm ihn aber in ihrer Erregung nicht wahr. Er dagegen sah, daß ihr Gesicht schwammig geworden war, daß ihr Haar, das sie jetzt kürzer trug, einen unschönen Rotstich hatte. Allein, das war es nicht, was ihn abstieß, sondern ihr wutverzerrtes Antlitz, dieses häßliche Mißtrauen und die

Art, wie sie das Mädchen herunterputzte. Er war jetzt überzeugt, daß sie Eileen Vorhaltungen machte, weil sie die Nacht mit einem Fremden in dessen Hotelzimmer verbracht hatte, selbst wenn dabei »nichts passiert« war. Es war die gottverdammte Prüderie, die Scheinheiligkeit, dieses Das-schickt-sich-nicht-Getue, was ihn anwiderte, das selbstgerechte Gefasel davon, daß ein-Mädchen-auf-sich-halten-muß. Diese ganze Heuchelei empörte ihn, denn hatte Phyl es, als sie im Alter ihrer Tochter war, nicht genauso gemacht und sich eine Affäre mit einem anderen geleistet, der zufällig er, Jeff Cormack, gewesen war? Um sich dann nach ihrem kleinen Abenteuer anstandslos zu bekehren und in die Rolle der tugendhaften Ehefrau zu schlüpfen, die sie jetzt so gewichtig verkörperte?

War das die Frau, die er all die Jahre geliebt hatte?

Angenommen, er wäre heute mit Phyl verheiratet?

Jeff fühlte sich sterbenselend. Doch es war kein Schwächeanfall, er war nicht wacklig auf den Beinen, sondern blieb im Gegenteil wie versteinert auf ein und demselben Fleck stehen, bis Phyl und Eileen auf den Fahrstuhl zu-steuerten, Phyl immer noch starr vor Zorn, das Mädchen aufbegehrend und rebellisch. Und Jeff erinnerte sich an das, was er letzte Nacht oben in seinem Zimmer gedacht hatte: Das Mädchen würde es halten wie Phyl, würde sich nicht mit einem begnügen, sondern sich nach ihm einen anderen suchen (vielleicht noch vor der Hochzeit), ihm erst den Kopf verdrehen und ihn dann fallenlassen, um sich standesgemäß zu verheiraten, vielleicht eine Tochter bekommen, sehr hübsch natürlich, die es genauso machen würde, und das würde dann ewig so weitergehen und sich

endlos wiederholen.

Hinter diesem Gedankengang lauerte ein zweiter, eine furchtbare Frage, die Jeff sich nicht zum erstenmal stellte: Wenn Phyl Guy betrogen hatte, als der noch nicht, aber doch beinahe schon ihr Mann gewesen war, hätte sie dann nicht irgendwann auch ihn betrogen, selbst wenn er sie geheiratet hätte? Wem Liebesschwüre nicht viel bedeuten, der würde es auch mit dem Ehegelübde nicht so ernst nehmen. Was hatte eigentlich Vorrang? Egal, eines hing mit dem anderen zusammen, und Mädchen wie Phyl fühlten sich auf Dauer an beides nicht gebunden. Für sie zählte am Ende nur der äußere Schein. Was Mädchen wie Phyl gemeinsam hatten, war eine gewisse Herzenskälte. Jeff war heilfroh, als die Fahrstuhltüren sich hinter den beiden schlossen.

Er ging zum Empfang, holte seinen Koffer ab, legte die Rechnung vor und zahlte bar. Dann verließ er mit Reise- und Aktenkoffer das Hotel, schlug das Anerbieten des Portiers, ihm ein Taxi zu rufen, aus und machte sich zu Fuß auf den Weg. Ohne ersichtlichen Grund bog er an der ersten Ecke rechts ab. Sein Verstand arbeitete immerhin so klar, daß er erkannte, wie benommen er war und wie gleichgültig ihm alles schien: wohin er ging, was er tat, wo er, ja, selbst wer er war. Welche Zeit, welches Land – egal! Eine ganze Weile wankte Jeff so mit seinem Gepäck, das nicht schwer war, durch die Straßen.

Dieses Pharisäertum! Diese Halt-dein-Kränzlein-rein-Heuchelei, dachte er. Widerlich! Und es paßte überhaupt nicht zu Phyl. Und doch war sie jetzt so geworden. Er hatte all die Jahre von einem Traum gezehrt, einem aberwitzigen

Traum. Aber wovon hatte er eigentlich geträumt? Nicht einmal davon, sie eines Tages doch noch heiraten zu können. Trotzdem, er hatte einen Traum gehabt. Wenn er sie heute bloß nicht wiedergesehen hätte!

Und was wäre damit gewonnen gewesen?

Sein Leben. Soviel war klar. Darüber hinaus wußte er nichts, aber Klarheit in einem Punkt war immerhin etwas. Und bei Kyrogin hatte er auch Erfolg gehabt, und heute würde er nach New York zurückfliegen, in seine Firma. Nur ließ ihn all das auf einmal völlig kalt. Genauso wie sein trügerisches Eheglück mit Betty, wie die verlogene Familienfassade samt halbwüchsigem Sohn, der die richtige Schule besuchte. Geld! Es bedeutete ihm gar nichts. Nicht einmal sein Leben bedeutete ihm etwas.

Jemand stupste ihn von hinten zwischen die Schulterblätter. Jeff sah, daß er an der Kreuzung eines breiten, vier- oder sechsspurigen Boulevards stand und nicht reagiert hatte, als die Fußgängerampel auf Grün gesprungen war. Trotzdem wußte er, was er vorhatte, zumindest die eine Hälfte seines Ichs wußte oder verstand es. Die andere Hälfte zählte nicht. Er hatte aufgehört zu denken – über das Denken war er hinaus. Hatte er damit nicht schon genug Zeit vertan? Das alles ging ihm in Sekundenschnelle durch den Kopf, und als ein großer Laster auf ihn zuge donnert kam, der mit Höchstgeschwindigkeit direkt an ihm vorbeibrausen wollte, da ließ Jeff Koffer und Aktentasche fallen und warf sich der Länge nach vor den Kühler, wie ein Football-Tackler, der sich ins Leere wirft. Gespürt hat er dabei eigentlich nur den Aufprall aufs Kopfsteinpflaster.

Anhang

Nachwort

Short Stories bedienen seit dem neunzehnten Jahrhundert einen riesigen Zeitschriftenmarkt, und aus Gründen der leichten Konsumierbarkeit setzt man voraus, sie erklären sich selbst. Wer sie in der U-Bahn liest, wo er heftig durchgeschüttelt wird, darf erwarten, ein kompaktes, abgeschlossenes Stück Fiktion zu verzehren. Auch die Erzählungen von Patricia Highsmith, die hier unter dem Titel *Die Augen der Mrs. Blynn* erstmals in Buchform (und in einigen Fällen sogar als Welterstveröffentlichung) erscheinen, eifern diesem Gesetz nach. Sie sind, wie schon Edgar Allan Poe forderte, *in one sitting* zu lesen, und sie verlieren keine überflüssigen Worte. Manche entführen uns in eine längst versunkene und für Highsmith-Leser ungewohnte Welt, etwa in das München der Nachkriegszeit, wo sich die materielle Not an billigen Strümpfen und fadenscheinigen Jacken ablesen läßt. Andere scheinen eher die Erwartung an Kriminalerzählungen zu erfüllen, also an das Genre, mit dem man den Namen der Autorin häufig verbindet.

Und dennoch empfiehlt es sich, sie nicht wie Wartezimmer-Geschichten zu behandeln. Denn diese nachgelassenen *Stories 1952-1980* bergen Geheimnisse, die über ihr jeweiliges künstlerisches Gewicht hinausgehen. Wie schon beim Vorgänger, dem Band *Die stille Mitte der Welt: Stories 1938-1949*, liegen die Motive der Autorin für ihre Zurückhaltung den eigenen Geschichten gegenüber weitgehend im dunkeln. Einerseits haben die Stories überlebt,

gehörten also nicht zu den rund dreihundert Seiten Kurzprosa, die Patricia Highsmith 1973 nach gründlicher Sichtung vernichtete. Andererseits schienen sie nicht in die Sammlungen zu passen, die seit 1970 (*Der Schneckenforscher*), nach immerhin dreizehn Romanen, im Abstand von wenigen Jahren erschienen. Doch während der erste Band aus dem Nachlaß sich noch als Frühwerk bezeichnen läßt – sämtliche darin enthaltenen Erzählungen stammen aus der Zeit vor dem ersten veröffentlichten Roman *Zwei Fremde im Zug* (1950) –, wird die Scheu gegenüber der Kurzprosa aus den Jahren 1952 bis 1980 bei näherer Beschäftigung immer rätselhafter.

Die Augen der Mrs. Blynn enthält Geschichten aus den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren, also aus genau den drei Jahrzehnten, in denen sich Patricia Highsmith in Europa einen außergewöhnlichen Ruf erwarb: den einer »literarischen« Suspense-Autorin. Wollte man das präzisieren, müßte man es vernebeln, denn im Grunde ist sie eine Schriftstellerin jenseits gängiger Kategorien. Die vorliegenden Texte umfassen nicht nur alle Register, die der Autorin zu Gebote standen – psychologische Erzählung, Prosafarce, Kriminal- oder Suspense-Story, Gespenster- und Tiergeschichte –, sie dürften auch eine Rolle bei der Bewältigung persönlicher Konflikte gespielt haben, die das äußerlich ruhige, zurückgezogene Leben von Patricia Highsmith heimsuchten. Dadurch lassen sie sich in mehrfacher Optik lesen: als literarische Erzählungen, als Versuchsanlage für wiederkehrende Motive in ihrem Schreiben und manchmal sogar als chiffriertes Tagebuch. Vorausgesetzt, man konfrontiert die Texte mit den

Zeugnissen, die uns in Gestalt der Tage- und Notizbücher der Autorin, die im Schweizerischen Literaturarchiv in Bern aufbewahrt werden, zur Verfügung stehen.

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Patricia Highsmith einen so bunt gemischten Band aus rund drei Jahrzehnten selbst zusammengestellt und zum Druck befördert hätte. Dennoch tut man ihrem Werk damit keine Gewalt an; im Gegenteil, man nimmt es gegen die Selbstzweifel der Schriftstellerin und die Bedingungen, unter denen sie ihren Lebensunterhalt verdiente, in Schutz. Dieser Umstand erlaubt es uns heute, zu Unrecht vergessene Texte von beträchtlicher Qualität aus dem papiernen Grab ihres Nachlasses zu befreien und nebeneinander ins Licht zu halten. Ihr wichtigstes gemeinsames Motiv ist mit einem einzigen Wort benannt: *failure* – Scheitern.

Aus Gründen, die sich leider nicht restlos erhellen lassen, scheint mir die Titelerzählung das Juwel der ganzen Sammlung. Nicht viele Leser würden ›Die Augen der Mrs. Blynn‹ als Highsmith-Erzählung identifizieren. Es kommt nichts Unheimliches darin vor, nichts Absonderliches oder Abgründiges. Es gibt keine Marotte zu bestaunen, keinen Tick, keine Anomalie. Ein Mord findet erst recht nicht statt. Worum sich die Geschichte dreht, ist nur ein kleines häßliches Kalkül, das einen raschen Blick auf die viel größere Häßlichkeit der Welt freigibt. Diese Häßlichkeit ist nicht reformierbar.

Eine alte Frau stirbt. Das Haus, in dem sie liegt, ein kleines Haus an der englischen Ostküste, ist nur für ein paar Wochen gemietet, desgleichen die Haushälterin und die Pflegerin. Diese Pflegerin, die verwitwete Mrs. Blynn,

hat selbst einmal in dem Haus gewohnt und sieht jetzt Mrs. Palmer beim Sterben zu. Es sind ihre harten Augen, die den Text leitmotivisch durchziehen, ihr Blick liegt auf allem, was die Sterbende um sich versammelt hat, darunter eine Anstecknadel aus Amethyst. Im Notizbuch steht unter dem 24. Juli 1964 der schöne, getragene Satz: »The world widens when death comes near, all that lies in us is apparent – our lens has widened, and certainly it is too much for the average person...«

Man wünschte sich, Schriftsteller würden ihren Lesern öfter auf derartige Weise die Mühen der Deutung erleichtern. Daß die Welt »weiter« wird, wenn der Tod näher tritt, daß alles im Menschen Angelegte an die Oberfläche drängt und den, der nicht stirbt, erschrecken könnte – all das geht in der Erzählung leise, fast unmerklich vor sich, es läuft ab mit der Natürlichkeit ruhiger Atemzüge. Womöglich fiel der Autorin die Einfühlung in die alte Dame, die sich unterwegs in der Fremde zum Sterben niederlegt, nicht besonders schwer. Patricia Highsmith selbst zog im Dezember 1963, kurz nach Abschluß der ersten Fassung des Romans *Die gläserne Zelle*, um einer Freundin willen von Italien nach Aldeburgh in Suffolk (Südengland). Als sie den Ort ein halbes Jahr zuvor besucht, beschreibt sie im Notizbuch die Tristesse und das stürmische Klima: »Es ist schwer vorstellbar, daß jemand freiwillig hier überwintert, nur um Aldeburghs willen. Für die Leute ist es etwas anderes: Sie sind verheiratet und können nicht weg.«

Genau dieses Nichtwegkönnen – wegen einer Krankheit zum Tode – prägt die Erzählung ›Die Augen der Mrs. Blynn‹. Der unbewegliche Körper und der geweitete Blick

sorgen für völlige Klarheit. Alles geschieht, wie es geschehen muß. Im Gesicht der Pflegerin, so heißt es im Notizbuch, sieht Mrs. Palmer »eine kosmische Vision des Lebens und aller Dinge, die darin fehlgeschlagen sind. Die Pflegerin ist wie Unglück, gescheitertes Verständnis, eine falsche Auffassung von gutem Willen, das Verschließen des Herzens« (»a misreading of goodwill, the shutting of the heart«, 22. November 1963).

Neben die reine, wehrlose Mrs. Palmer tritt in der möglicherweise um dieselbe Zeit entstandenen Erzählung ›Nichts Auffallendes‹ eine andere, ebenso reine Seele. Und doch das völlige Gegenteil. Während die alte Dame in die Kissen sinkt und immer weniger wird, scheint Hélène Sacher-Hartmann im österreichischen Wintersportort zu expandieren und sich die ganze Welt zu Füßen zu legen. Der Eindruck täuscht alle, denen sie begegnet. Die gesunde, gesellige Hélène sucht mit einer Bestimmtheit, die man fast heiter nennen muß, den Tod.

Auf ihrer großen Europareise, 1951 bis 1953, hatte Patricia Highsmith auch in München Station gemacht und dort eine Hélène (oder Helena) kennengelernt, deren Schönheit, Attraktivität und mütterliche Ausstrahlung sie am 10. Juli 1951 im Tagebuch beschrieb – »womanly health, fertility, affection, charm, humor, all of that! Christ!« Einiges spricht dafür, daß diese starke visuelle Erinnerung in die Figur der Erzählung eingegangen ist. Deren Wirkung, der sich niemand zu entziehen vermag, beruht darauf, daß sie ihrem Gegenüber den vollkommenen Spiegel bietet, ohne ihrerseits etwas für sich zu fordern. Diese Anspruchslosigkeit wirkt wie ein zauberkräftiges

Parfüm. Die Hotelgäste, einer nach dem anderen, verlieben sich in Hélène.

In *Suspense oder Wie man einen Thriller schreibt* (1985) hat Patricia Highsmith diese Erzählung zur Illustration der Frage herangezogen, auf welche Weise man einen Stoff »emotional erfüllt«. Sie erklärt, es sei schwierig für sie gewesen, sich in das Bewußtsein einer Selbstmörderin zu versetzen, weil sie keine Erfahrung damit habe und selbst noch nie dem Selbstmord nahe gewesen sei. Dann folgt, bezogen auf die Erzählung, die lakonische Auskunft: »In diesem Fall machte ich es mir also leicht und gab keine Erklärung für den Geisteszustand der Frau. (›Niemals erklären und sich niemals entschuldigen^ hat ein englischer Diplomat einmal gesagt; und Baudelaire fand, das einzig Gute an einem Buch seien die nichtgegebenen Erklärungen.)« Tatsächlich geht die Rechnung auf: In den hier versammelten Erzählungen findet sich kein schlüssigerer Selbstmord als dieser, der einzige, der nicht erklärt oder begründet wird.

Geübte Highsmith-Leser mögen sich über die Galerie extradeutscher Namen wundern, mit denen wir es in ›Nichts Auffallendes‹ zu tun haben: Hélène Sacher-Hartmann etwa oder Gert und Hedwig von Böchlein, die allesamt im Hotel Waldhaus in Alpenbach logieren. Doch die Schriftstellerin war nicht nur des Deutschen einigermaßen mächtig (sie hatte die Sprache aus Sympathie mit der Herkunft ihres Vaters in der Highschool gelernt), sie führte zeitweise sogar auf deutsch Tagebuch. Auf ihrer Europareise 1951 bis 1953 schrieb sie eine weitere Erzählung, in der sie das deutsche Lokalkolorit mit ähnlich kräftigem Pinsel auftrug.

›Die Heimkehren schildert das Zerbrechen einer Paarbeziehung über mehrere Jahre hinweg und mit nüchterner Aufmerksamkeit für beide Seiten, was im Werk von Patricia Highsmith sonst kaum vorkommt. Daneben ist die Erzählung mit ihrem Nachkriegsflair und ihren wiederholten Anspielungen auf den deutschen Antisemitismus eines der seltenen Beispiele für historisch-politischen Zeitbezug. Die Tagebücher verraten, daß die Schriftstellerin im Dezember 1951 in München die jüdische Freundin einer Freundin kennenlernte, deren rascher finanzieller Aufstieg in der Nachkriegszeit offensichtlich das Modell für die Figur der Esther Friedmann in den ›Heimkehrern‹ abgab. Erst zehn Monate später, in einem Pariser Hotelzimmer, begann Patricia Highsmith mit der Niederschrift ihrer »German story«, die sie gut drei Wochen später, am 21. Oktober 1952, abschloß.

Es ist bemerkenswert, wie oft das Wort *failure* in den Notizen und Plot-Entwürfen zu den Erzählungen auftaucht. Behält man die Idee des verpfuschten und gescheiterten Lebens im Kopf, dann lassen sich die meisten Geschichten des Bandes in dieselbe Richtung kämmen: Patricia Highsmith war eine skeptische Schriftstellerin, die dem Menschen das Böseste zutraute und seine Fähigkeiten zu Selbsterkenntnis und Selbstkorrektur gering einschätzte. Zwei oder drei von vierzehn Erzählungen des Bandes neigen sich allerdings in die entgegengesetzte Richtung. Es sind unerwartete Tröster, die Ausnahmen von der Regel. Und dazu gehört ausgerechnet jene, die das Scheitern im Titel trägt, ›Born Failure‹ (›Zum Versager geboren[^]).

Patricia Highsmith kommt in der 1953 geschriebenen

Erzählung, was für sie ungewöhnlich ist, der Parabel sehr nahe. Winthrop Hazlewood, ein kleiner Einzelhändler in der Provinz, hat es in seinem Leben zu wenig gebracht. Für seine mageren Einkünfte schuftet er bis tief in die Nacht, sein nichtsnutziger Bruder bestiehlt ihn, alle Geschäftsprojekte versanden, und seine Ware verdirbt im feuchten Keller. Da erbt er hunderttausend Dollar, von denen ihm achtzigtausend bleiben, er muß sie nur beim Anwalt in New York abholen. Auf der Fähre, die ihn nach Hause zurückbringen soll, das Geld in der Aktentasche verstaute, denkt Winthrop Hazlewood über sein Leben nach. Die Stationen ziehen an ihm vorüber, allesamt gezeichnet von Unkenntnis, Tolpatschigkeit und Pech, und es scheint ihm, als liege der einzige Erfolg seines Lebens darin, Mißerfolge wie mit der Wünschelrute aufzuspüren. Der kleine Händler, der es zu nichts gebracht hat – allerdings führt er eine glückliche Ehe, und seine Rose beklagt sich nicht –, dieser Winthrop Hazlewood erkennt im Scheitern das Muster seiner Existenz, gewissermaßen den angemessenen Ausdruck seiner Persönlichkeit. Diese Überlegung verwandelt das in der Aktentasche verstaute Geld in etwas Unanständiges: »Er verdiente es nicht.« Und während er an den neuen Reichtum denkt und an die Möglichkeiten, die er und Rose nun haben werden, kommen ihm die Tränen, und indem er zum Taschentuch greift, schubst er versehentlich die Aktentasche über Bord, die mit einem leisen »Plopp!« ins Wasser fällt und versinkt.

Die Geschichte ist hier noch nicht zu Ende, aber es empfiehlt sich, kurz innezuhalten. Denn man darf nicht auf den Ausgang starren, wenn man die Konturen des Motivs

deutlich erkennen will. Und dieses Motiv beschäftigt die 1921 geborene Patricia Highsmith seit ihren frühesten Aufzeichnungen. Undatierte Sätze in ihrem zweiten Notizbuch, das sie von November 1939 bis Juli 1940 führt, sprechen von einer Romanidee, nämlich der »Geschichte eines Scheiterns«. Versagen, so die junge Schreiberin, komme »notwendigerweise« häufiger vor als Erfolg. Dann der Satz: »A good man thoughtful, sensitive, eternally optimistic at last sees himself honestly after middle age.« Das ist, in einer Nußschale, das Porträt Winthrop Hazlewoods, der zur Selbsterkenntnis fähig ist und die Bedingungen seiner Existenz ohne Selbsttäuschung und Schönfärberei bilanziert.

Damit ist nicht gesagt, die frühen Überlegungen der Autorin seien zwangsläufig auf eine schmale Erzählung zugelaufen, die sie erst zwölf Jahre darauf zu Papier brachte. Sondern eher, daß die Story ›Zum Versager geboren‹ ein spätes Produkt ein und derselben Fixierung ist. Der eigentliche Plan, nämlich einen Roman über einen gescheiterten Künstler zu schreiben, wurde nicht verwirklicht. Am 14. September 1940 ärgert sich Patricia Highsmith im Notizbuch über die »Vagheit« ihrer Prosa, sobald sie von der Konzeption zum Ausformulieren übergehen möchte. Sie erkennt auch das Problem: Da sie selbst noch jung ist und jede Darstellung eines Künstlers auf die eine oder andere Weise ein Selbstporträt birgt, kann sie sich einen alternden, zurückblickenden Künstler einfach nicht vorstellen. Am 19. September 1940 verabschiedet sie die Künstlerfigur (»zu schwach und vage«) endgültig und hält fest, daß sie ihre Figuren dem wirklichen Leben ab-

schauen muß. Schon mit neunzehn Jahren weiß die Erzählerin um die Spannung zwischen reiner Erfindung und der Umwandlung des tatsächlich Erlebten. In derselben Aufzeichnung zitiert sie ihre Professorin am Barnard College, Ethel Sturtevant, mit dem Satz, die Fähigkeit zur abstrakten Hervorbringung literarischer Figuren komme erst »mit der Erfahrung«. (Neun Jahre später, bei der Revision des Romans *Zwei Fremde im Zug*, wird sie von den Ratschlägen der klugen Miss Sturtevant abermals profitieren.)

Wie auch immer Patricia Highsmith die Erfahrung gewonnen hat – zumindest der ehrgeizlose Stiefvater stand ihr als trauriges Exempel schon früh vor Augen –, mit zweiunddreißig Jahren schreibt sie eine Erzählung über den Versager Winthrop Hazlewood, schildert mit Genauigkeit und Ökonomie dessen Fährnisse – und dreht sein Schicksal plötzlich himmelwärts, statt es mit Tempo in den Abgrund rauschen zu lassen. Statt verhöhnt und geächtet zu werden, wird Hazlewood gefeiert und auf Schultern getragen. Dieser Augenblick ist entscheidend. Denn es geht weniger um poetische Gerechtigkeit im konventionellen Sinn und durchaus nicht um die Frage, ob Hazlewood die Liebe seiner Frau, die Freundschaft und Anerkennung seiner Nachbarn nicht tatsächlich »verdient« habe. Natürlich hat er sie verdient. Aber haben nicht auch andere Highsmith-Figuren mehr verdient, als sie bekommen? Und wenn ja, warum führt ihr Weg dann so oft bergab?

Der Punkt, an dem Patricia Highsmith der Hazlewood-Story eine Wendung gibt, ist heikles Gelände für sie. Denn hier, in diesem Augenblick, müssen Lesererwartungen be-

friedigt oder enttäuscht, Genre-Konventionen erfüllt oder durchbrochen, Sinnangebote gemacht oder verweigert werden. In diesem Fall entscheidet die Autorin sich für ein Finale, das an ein Märchen erinnert: Der gewaltige materielle Verlust zählt nicht mehr, er ist nichts gegen die Selbstbesinnung, die der Held durchlaufen hat. Und die Frau, deren Mann soeben achtzigtausend Dollar versenkt hat, nennt sich so glücklich wie nie zuvor. Irgend etwas im Leben des Winthrop Hazlewood, so scheint es, hat sich erfüllt.

Einige Erzählungen des vorliegenden Bandes laufen in vergleichbarer Weise auf ein Entweder-oder zu, tatsächlich lassen sie sich ebenso leicht mit gutem wie mit bösem Ausgang denken. Zum Beispiel ›Ein Spatz in der Hand‹, eine undatierte Erzählung, auf die sich weder im Notizbuch noch im Tagebuch ein Hinweis findet. Der friedliche, harmlose Douglas McKenny bessert mit systematischer Schwindelei seine kargen Finanzen auf. Als ihm ein Reporter auf die Schliche kommt, droht seine Existenz vernichtet zu werden. Doch Patricia Highsmith deutet auch hier an, daß es sich um eine Lehrerzählung handeln könnte. McKenny macht Menschen, denen ihr Wellensittich entfliegen ist, wieder glücklich, indem er ihnen einen neuen bringt, den sie für den entflohenen halten sollen. Daß er dafür saftige Belohnungen kassiert, fällt kaum ins Gewicht. Denn McKenny ist außerdem freundlich zu seinen Nachbarn, ein Philanthrop der kleinen Geste. ›Ein Spatz in der Hand‹ erweist sich somit als didaktische Geschichte: Die Anständigkeit des Mannes – seine Tierliebe nicht zu vergessen – übersteigt bei weitem die Bedeutung seiner Schwindeleien.

Auch eine dritte Geschichte, ›Des Menschen bester Freund‹ geschrieben im Juli 1952, läßt den Helden davonkommen und ein stilles, entsagungsvolles Glück finden. Man darf sich von dem Umstand, daß es sich hier um eine von drei Tiergeschichten des Bandes handelt, nicht täuschen lassen: Worauf es in der farcenhafte Erzählung des abgewiesenen Liebhabers, den sein Schäferhund Baldur auf den Pfad von Ordnung und Disziplin zurückführt, vor allem ankommt, ist das wiedergewonnene Leben im Gegensatz zum verpfuschten. Klarer als andere Stories erlaubt ›Des Menschen bester Freund‹, die Erzählapparatur von Patricia Highsmith bei der Arbeit zu sehen. Im Notizbuch hält die Autorin bei zwei Gelegenheiten fest, der Held, Dr. Fenton, in die Enge getrieben von seinem unerträglich anständigen Hund, begehe am Ende Selbstmord, um das Joch seiner absurden moralischen Knechtschaft abzuschütteln. In der tatsächlich geschriebenen Version bleibt es jedoch bei zwei Selbstmordversuchen, die der Hund vereitelt. (Auch Douglas McKenny in ›Der Spatz in der Hand‹ erwägt, sich das Leben zu nehmen, bevor er die Idee als unehrenhaft verwirft.) Gleichsam in letzter Sekunde verschiebt die Autorin das Motiv des Scheiterns von einer Figur auf die andere: Statt mit der Verzweiflung des Dr. Fenton endet die Erzählung mit dem erschreckenden Altern, der unappetitlichen Vulgarisierung jener Frau, in die der Arzt vormals so unglücklich verliebt war.

Bei dem Hin und Her zwischen Selbsterhaltung und Selbstmord, zwischen Rettung und Vernichtung geht es für Patricia Highsmith ums Ganze, nicht um beliebig einsetzbare erzählerische Bauelemente und schon gar nicht

um Leichtigkeit oder Frivolität planerischen Kalküls. Dieser existentielle Ernst erklärt aber nicht jeden Schluß zu einem gelungenen; mancher ist eben nur dies: tiefernst und bleischwer. Um es statistisch zu sagen, von den vierzehn hier versammelten Erzählungen wird in genau sieben der Selbstmord erwogen und in fünf Erzählungen auch ausgeführt.

Wer sich allerdings mit der Ziffer zufriedengibt und nicht nach Sinn und Funktion dieser Selbstmorde fragt, läuft Gefahr, Entscheidendes zu übersehen. Das gilt besonders für zwei Erzählungen, die man als existentialistische Kriminalstories bezeichnen könnte, sowie eine dritte, die ins Gespensterfach greift: ›Ein gefährliches Hobby‹ (1960) und ›Ein Mord‹ (konzipiert 1978, erschienen 1980) sowie ›Die zweite Zigarette‹, geschrieben zwischen 1976 und 1978. In ›Ein gefährliches Hobby‹ scheint es, als hätte sich der Text unter den Händen der Autorin gehäutet: Aus einer Kriminalstory wird die Studie über einen Verzweifelten, der den Erfolg seines Verbrechens und das Ausbleiben des Weltgerichts nicht erträgt. Die schiere Virtuosität der Diebstähle im ersten Teil würde schlecht zu der Alles-oder-nichts-Entscheidung am Ende passen, steckte hinter der Selbstbezeichnung des Mörders nicht auch die »Sehnsucht nach dem Scheitern«, über die Patricia Highsmith – in anderem Zusammenhang – am 15. Juni 1957 im Notizbuch schreibt.

Die Erzählung ›Ein Mord‹ ist wie eine Wand aus Reisepapier, hinter der andere und weit größere Schatten umherhuschen. Zwar gibt es im Notizbuch nur einen einzigen direkten Hinweis auf den Text, nämlich am 17. Juni 1978

die Paraphrase einer kurzen Zeitungsmeldung (»Edward usw., vierundzwanzig Jahre alt, ermordet seine zweiundzwanzigjährige Frau Laura...«), dem eine kleine Plot-Skizze vorausgeht. Doch die Geschichte selbst legt eine allegorische Lesart nahe. Robert Lottman tötet seine Frau Lee, weil sie seinem Bild – der Kunstmuse, die er einst in einer Skulptur verewigte – nach der Heirat und nach der Geburt eines Kindes nicht mehr entspricht.

Die Erzählung entfaltet das Motiv des Irrationalen, aber Zwingenden des Verbrechens mit größter Klarheit. In keiner anderen Geschichte des Bandes übernimmt eine bloße Idee – eher ein reichlich verstiegenes Konstrukt – so sehr die Herrschaft wie hier. Robert ist ein friedlicher, gleichgültiger Mörder, der keinen anderen Ausweg sähe, selbst wenn er eine zweite Chance bekäme. Er war nicht wütend, sagt er. Am Anfang hatte er in der jungen Frau eine Göttin gesehen. Dann wurde sie Mutter und zu einem anderen Menschen. Sie abzuschieben und einem anderen Mann unterzujubeln schlug fehl. Sie gab das Fotografieren auf. Sie begann ihn zu langweilen. Sein schöpferischer Impuls erlahmte. Er lebte in einer Atmosphäre stiller Hoffnungslosigkeit. Was hätte er tun sollen?

Der Selbstmord in der Gefängniszelle, der später folgt, ist so verstiegen und erschreckend wie die Erzählung selbst. Das Notizbuch allerdings gibt eine zweite Schicht der Allegorisierung frei. Denn tatsächlich erweisen sich die Besorgnisse des Bildhauers Robert – *männliche* Besorgnisse – als brennende Fragen der Schriftstellerin Patricia Highsmith, die in Liebesbeziehungen den männlichen Part zu übernehmen pflegte und sich oft genug mit Ansprüchen

konfrontiert sah, die sie von ihrer Kunst zu entfernen drohten. Jedenfalls haben die angstbesetzten Themen der Erzählung ›Ein Mord‹ – Partnerschaft, Ehe, Kinder, ein kunstferner Alltag – in den Notizbüchern der Schriftstellerin regelmäßige Auftritte, und stellenweise liest sich das wie ein aus unbelasteter Macho-Perspektive geschriebener Klagekatalog. Der Künstler – »the honest man and the honest artist«, wie es am 30. April 1955 heißt – ist bei Patricia Highsmith genau das, ein Er, der sich zwecks höherer Selbstfeier lästige Partnerinnen und deren noch lästigere Forderungen vom Leibe halten muß. Daß die späte Highsmith ihre frühen Obsessionen in dieser Erzählung abermals literarisch verarbeitete, zeugt von der Langlebigkeit ihres Kunstidealismus. Er dürfte dauerhafte Bindungen in ihrem Privatleben verhindert haben.

Der Selbstmorde ist noch kein Ende. Auch ›Die zweite Zigarette‹, die einzige Gespenstergeschichte des Bandes, endet auf diese Weise. Daneben kehrt in der Erzählung das Highsmith-Motiv der gegensätzlichen und komplementären Brüder wieder, die sich ebendeshalb voneinander angezogen fühlen – schon der erste Roman *Zwei Fremde im Zug* baut auf diesen Konflikt auf. Hier allerdings ist er auf die Spitze getrieben, indem sich die komplementären Charaktere in ein und dasselbe Leben gezwängt sehen. Daß die »irreale« Hälfte der Figur die »reale« an deren Versagen in verschiedenen Lebensbereichen erinnert, verklammert ›Die zweite Zigarette‹ mit anderen Stories des Bandes.

Was *failure* betrifft, bilden ›Das mürrische Taubenpaar‹, ›Wer ist hier verrückt?‹ und ›Quitt‹ ein Terzett der resigna-

tiven Stimmung. So unterschiedlich die drei Erzählungen an der Oberfläche sein mögen, eine Schicht tiefer zeigen alle drei dasselbe Material: Sie sprechen von den Niederlagen, denen man sich zu beugen hat, der Mensch nicht anders als das Tier. Im Fall des Taubenpaars sind es die faulen Kompromisse der Zweisamkeit, in ›Wer ist hier verrückt?‹ ist es die Flucht in den Wahnsinn, in der Kriminalgeschichte ›Quitt‹ die hilflos hingenommene Erpressung durch eine berechnende, heiratswütige Frau.

Das Tagebuch gibt gelegentlich Einzelheiten preis, die einem jede Illusion über den kommerziellen Erfolg der Schriftstellerin Patricia Highsmith rauben. Am 30. Dezember 1963 notiert sie, der Verkauf der Erzählung ›Wer ist hier verrückt?‹ (die sie laut eigenen Worten »nicht sehr liebt«) an *Ellery Queen's Mystery Magazine* beende eine siebzehnmonatige Phase völliger finanzieller Dürre. Das ist bitter, denn die sechziger Jahre sind eine Phase intensiver und vielfältiger Arbeit bis hin zu Essays und Rezensionen. In zehn Jahren entstehen immerhin sieben Romane, darunter einige ihrer besten. Doch in Amerika werden sogar Bücher wie *Die zwei Gesichter des Januar* und *Die gläserne Zelle* abgelehnt, und erst 1968, so Patricia Highsmith in einem Interview, geht es ihr finanziell einigermaßen gut. Nimmt man die emotionale Unsicherheit des Aufenthalts in England hinzu – ihre Freundin hatte in London Ehemann und Kind und ließ sich nur selten in Aldeburgh blicken –, wächst die Vorstellung des Scheiterns auch im Alltagsleben der Autorin zu beachtlichen Dimensionen heran.

Eine ähnliche Wendung wie in ›Quitt‹ droht dem Helden der Geschichte ›Spiel mit Variationen‹, die 1958 skizziert,

aber erst 1973 in *Alfred Hitchcock's Mystery Magazine* veröffentlicht wurde. In der misogynen Note der Schlußzeilen weist die Erzählung eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Roman *Der Schrei der Eule* auf, der etwa vier Jahre später entsteht. In beiden Fällen geht es um Fingerabdrücke auf einem Messer, mit dem ein Mensch ermordet wurde. Und in beiden Fällen gelingt es dem Helden, einem jungen Mann, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Für die Frauen ist in beiden Texten kein angenehmes Schicksal reserviert. Daß sich Patricia Highsmith in ihren Büchern auch an unzuverlässigen Freundinnen gerächt hat, dieser Eindruck ist angesichts der Tücke, mit der manche Frauenfiguren malträtirt und bestraft werden, schwer von der Hand zu weisen.

Die Tagebücher erwähnen die bemerkenswerte Story ›Ein Mädchen wie Phyl‹ mit keinem Wort. Wir wissen fast nichts über sie außer dem schlichten Umstand, daß sie erstmals 1980 im deutschen *Playboy* erschien. Gelegentlich taucht in den Notizbüchern der Name »Phyllis« auf, mit der Konnotation: Mädchen der Upper class, konservativ, distinguiert. Ferner ist bekannt, daß Patricia Highsmith 1963 in Positano mit Phyllis und George Green befreundet war. Wer würde es wagen, daraus einen schöpferischen Zusammenhang zu konstruieren? Wir müssen es dabei belassen, daß die Erzählung – sieht man von den wenigen Schlußzeilen ab – zu den beeindruckendsten des Bandes gehört. Sie zeigt, wie Enttäuschungen im Leben ihre eigenen Muster erschaffen und wie die unerledigte Vergangenheit die Gegenwart vergiftet. Die lange Nacht im Hotel, in der der Geschäftsmann Jeff Cormack zwischen Neugierde,

Sehnsucht, Befangenheit und Schock hin und her taumelt, ist das Werk einer versierten Autorin. Und während der Lektüre kann man nicht bedauern, daß Patricia Highsmith mit der Erfahrung des Scheiterns so vertrauten Umgang pflegte.

Paul Ingendaay

Editorische Notiz

Der Nachlaß von Patricia Highsmith umfaßt etwa fünfzig Laufmeter. Der literarische Nachlaß im engeren Sinn enthält Typoskripte von Short Stories, Essays, Gedichten, Theaterstücken, Drehbüchern für Fernsehspiele, Hörspielen, Notizbüchern, Romanen (Fragmenten bzw. von der Autorin zum Zeitpunkt der Niederschrift als nicht zur Veröffentlichung bestimmten und daher zurückgezogenen Manuskripten), Reisebeschreibungen und Kindergeschichten. Dieses Material bewahrte Patricia Highsmith in insgesamt fünfzehn sogenannten »accordion files« auf. Über 120 Short-Story-Typoskripte und -druckfassungen sind in den Files »Oldest Short Stories 1945-1955 c.«, »Middle Short Stories«, »Short Stories 1972-74-78-80-81-82« und »Short Stories 1983-88« abgelegt; bei rund fünfzig davon handelt es sich um Typoskripte oder Erstdrucke von Stories, die später in ihre sieben zu Lebzeiten veröffentlichten Story-Sammlungen aufgenommen wurden; von den über achtzig verbleibenden nachgelassenen Short Stories ist vermutlich mehr als die Hälfte weltweit unpubliziert.

Wie schon beim ersten Band aus dem Nachlaß publizierter Kurzgeschichten, *Die stille Mitte der Welt: Stories 1938-1949*, läßt sich die Frage, warum die Autorin eine solche Vielzahl an Stories zurückbehielt, nur ansatzweise beantworten. Auch die Publikationsgeschichte vieler Stories ist aufgrund der zahlreichen Reisen und Umzüge, durch die viele Texte verloren gingen, und der wechselnden Agenten nur lückenhaft rekonstruierbar; zudem übermitteln die noch karge Sekundärliteratur wie auch die Autorin

selbst meist unvollständige, falsche oder widersprüchliche Angaben zu den einzelnen Stories.

Die Zeitspanne zwischen 1952 und 1980, in denen die Stories im vorliegenden Band entstanden oder erstmals in amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften erschienen, verbringt Patricia Highsmith in Mexiko, den USA und zum Teil auf Reisen durch Europa, wo sie sich 1963 endgültig niederläßt. Die räumliche Distanz erschwert den Kontakt zu ihrer amerikanischen Agentin Pat Schartle, die zwischen den Romanen der Autorin auch ihre Short Stories verkaufen soll, was ihr aber nur sporadisch gelingt. 1965 gibt Highsmith, vermutlich erstmals zu ihrer Kurzgeschichtenproduktion befragt, zu Protokoll, ihre Short Stories, obwohl sehr zahlreich und für sie »lebenswichtig«, seien nur zu einem »Bruchteil [...] bisher gedruckt worden« (Interview mit Francis Wyndham. *Sich of Psychopaths*. In: *The Sunday Times*, 11.4.1965). Doch erst Ende der sechziger Jahre beginnt die Autorin ihre Stories erstmals zu sichten, im Dezember 1966 im Hinblick auf eine von Maurice Richardson geplante (und nicht zustande gekommene) Anthologie, in der Highsmith zusammen mit Graham Greene vertreten sein soll. Im Februar 1969 kann Pat Schartle den New Yorker Verlag Doubleday für einen Short-Story-Band interessieren; dort war soeben ein Highsmith-Roman (*Das Zittern des Fälschers*) erstmals nicht als Suspense-Roman, sondern in der allgemeinen literarischen Reihe erschienen. Freudig überrascht und fast triumphierend berichtet die Schriftstellerin einem Freund, daß ihr Verlag ihr endlich den langgehegten Wunsch erfüllen will: »Du kannst Dir vorstellen, wie sehr ich mich

freue, denn welcher Schriftsteller wünschte sich nicht einen Band mit seinen Kurzgeschichten, doch die Verleger weigern sich immer, weil es nichts einbringt.« (18.2.1969 an Alex Szogyi) Bei diesem ersten Short-Story-Band *The Snail-Watcher* (*Der Schneckenforscher*) scheint die Autorin darauf bedacht gewesen zu sein, die Suspense-Geschichten ganz auszuklammern und einen repräsentativen Querschnitt durch ihre literarische, mehrfach ausgezeichnete und bereits in Zeitungen und Zeitschriften erstveröffentlichte Kurzprosaproduktion zu geben, inklusive »mindestens zwei witzige Stories«, denn »in meinen Romanen bin ich nie witzig« (25.6.1969 an Szogyi). Die ebenfalls 1969 bereits fertige Kurzgeschichtensammlung *Little Tales of Mysogyny* (*Kleine Geschichten für Weiberfeinde*) erscheint erst 1975, zusammen mit den 1973 entstandenen *The Animal Lover's Book of Beastly Murder* (*Kleine Mordgeschichten für Tierfreunde*, ohne die im vorliegenden Band abgedruckte, gleichzeitig skizzierte »Mordgeschichte für Tierfreunde« ›Two Disagreeable Pigeons‹).

Die Kurzgeschichten, die 1973 Highsmiths gründliche Sichtung und anschließende Vernichtung von dreihundert Seiten »unnützer, gräßlicher Short Stories« überleben, scheinen nicht in die geordneten Sammlungen zu passen, die ab 1979 in regelmäßigen Abständen veröffentlicht werden und meist nur die neueste Produktion zeigen. Highsmiths treueste Abnehmer von Kurzgeschichten sind in den siebziger Jahren bis zu ihrem Tod der französische und deutsche Zeitschriftenmarkt, dem sie fast ausnahmslos Kriminalgeschichten anbietet, die sie auch bei ihrem

amerikanischen Hauptabnehmer, dem Kriminalmagazin *Ellery Queen's Mystery Magazine*, unterbringen kann.

Der vorliegende zweite Band nachgelassener Erzählungen enthält die Mehrzahl der im Nachlaß erhaltenen und in den Jahren 1952 bis 1980 entstandenen Kurzgeschichten. Von vornherein ausgeschieden wurden die Fragment gebliebenen sowie die eindeutig im Entwurfsstadium belassenen oder von der Autorin selber als unfertig oder als nicht zur Veröffentlichung geeignet bezeichneten Geschichten. Ebenfalls nicht ausgewählt wurden Auftragsarbeiten oder von der Autorin als reine »commercial stories« bezeichnete Kriminalgeschichten, die überdies oft nur thematische Varianten zu anderen, bereits in Buchform veröffentlichten Stories darstellen. Aus den verbliebenen rund fünfzig Kurzgeschichten wurden für den vorliegenden und einen (unter dem Titel *Die stille Mitte der Welt. Stories 1938-1949* erschienenen) ersten Band nachgelassener Stories die achtundzwanzig besten und/oder für spezifische Zeitabschnitte repräsentativsten Stories ausgewählt.

Die meisten nachgelassenen Stories dieses Bandes sind undatiert; mit Ausnahme der 1960 im *Ellery Queen's Mystery Magazine* erschienenen Story ›A Dangerous Hobby‹ (›Ein gefährliches Hobby‹), sind von allen Stories Typskripte erhalten, die Patricia Highsmith mehr oder weniger chronologisch in ihren Kladden »Oldest Short Stories 1945-1955« (›The Returnees, ›Born Failure, ›Man's Best Friend‹, ›A Bird in Hand‹, ›The Trouble With Mrs. Blynn, the Trouble with the World‹), »Middle Short Stories« (›A Dangerous Hobbys ›Nothing that Meets the Eye‹, ›Who's Crazy?‹, ›It's A Deal‹, ›Variations on a Game‹, ›A Girl

Like Phyl«) und »Short Stories 1972-74-78-80-82« (»The Second Cigarettes »Two Disagreeable Pigeons«) ablegte.

Wenn nicht anders vermerkt, folgen die hier abgedruckten Texte der jeweiligen Erstpublikation; diese wurden mit den vorhandenen Typoskripten und/oder Zweitpublikationen verglichen.

Für das Nachwort und den folgenden Nachweis zu Publikationsgeschichte und Textgrundlage konnten sich die Herausgeber erstmals auf Dokumente des inzwischen weitgehend erschlossenen Nachlasses und Archivs von Patricia Highsmith im Schweizerischen Literaturarchiv in Bern stützen und darin insbesondere auf ihre – rund 8000 handschriftliche Seiten umfassenden – Notizbücher (*notebooks* oder *cahiers*) und Tagebücher (*diaries*).

Die Trennung zwischen Tagebüchern und Arbeitsheften ist bei Patricia Highsmith keineswegs streng; manche Tagebücher enthalten Arbeitsnotizen, während die Notizbücher ihrerseits nicht nur Themen und Obsessionen, Einfälle für Bücher, sondern auch Ortsnamen, (verschlüsselte) Begegnungen, gewöhnliche Lebensroutine, Gedichte (eigene und fremde), Lektürenotizen, Zitate, Überlegungen zur amerikanischen und zur Weltpolitik festhalten. Den siebenunddreißig Notizbüchern, die die Autorin zwischen 1938 und 1992 führte, stehen 18 Tagebücher (1941 bis 1984) gegenüber, die ab 1954 nur noch in sporadischen Blöcken geführt wurden. Insgesamt rangieren die Tagebücher in ihrer Bedeutung weit hinter den Notizbüchern: Mit diesen hat Patricia Highsmith kontinuierlich gearbeitet, während jene sich oft jahrelang ansammelten, ohne bei neuen Projekten herangezogen zu werden.

Die Augen der Mrs. Blynn / The Trouble With Mrs. Blynn, the Trouble With the World, n Typoskriptseiten (TSS), undatiert. Entstanden vermutlich 1963/64 in Aldeburgh, Suffolk. Unveröffentlicht.

Nichts Auffallendes / Nothing that Meets the Eye. 22 TSS, undatiert. Entstanden vermutlich im April 1964. Unveröffentlicht.

Die Heimkehrer / The Returnees. 24 TSS, undatiert. Entstanden in München und Paris September/Okttober 1952. Unveröffentlicht.

Zum Versager geboren / Born Failure. 18 TSS, undatiert. Entstanden zwischen 22. und 29. Mai 1953. Unveröffentlicht.

Des Menschen bester Freund / Man's Best Friend. 16 TSS, undatiert. Skizziert im Juni 1952, niedergeschrieben 3.-9. Juli 1952. Unveröffentlicht.

Der Spatz in der Hand / A Bird in Hand. 16 TSS, undatiert. Unveröffentlicht.

Ein gefährliches Hobby / A Dangerous Hobby. Kein Typoskript. Konzipiert im Juni 1959, zuerst erschienen als ›The Thrill Seeker‹ in *Ellery Queen's Mystery Magazine*, August 1960, S. 10-21 (das Separatum im SLA trägt Highsmiths handschriftlichen Vermerk »A Dangerous Hobby«), Erstveröffentlichung in Buchform (in französischer Übersetzung) als ›L'amateur de frissons‹ in Patricia Highsmith, *Les cadavres exquis* (Paris: Calmann-Lévy 1989) und in englischer Sprache als ›The Thrill Seeker‹ in Patricia Highsmith, *Chillers* (London: Penguin 1990).

Die zweite Zigarette / The Second Cigarette. 19 TSS, undatiert, geschrieben (zuerst unter den Titeln ›Twin Story‹ und ›Poynters‹) zwischen April 1976 und Januar 1978, erstpubliziert (in französischer Übersetzung) als ›La deuxième cigarette‹ in Patricia Highsmith, *On ne peut compter sur personne* (Paris: Calmann-Lévy 1996).

Ein Mord/ A Murder. 17 TSS, undatiert. Konzipiert im Juni 1978, erschienen als ›Things Had Gone Badly‹ in *Ellery Queen's Mystery Magazine*, März 10/1980, S. 64-78, erstmals in Buchform veröffentlicht (in französischer Übersetzung) als ›Un meurtre‹ in Patricia Highsmith, *Le jardin des disparus* (Paris: Calmann-Lévy 1982).

Das mürrische Taubenpaar / Two Disagreeable Pigeons. 9 TSS, undatiert. Konzipiert am 21. Dezember 1973. Un-publiziert.

Quitt / It's A Deal. 14 TSS, undatiert. Konzipiert im Oktober 1963, erstveröffentlicht (in deutscher Übersetzung) als ›Quitt‹ in *Tintenfaß* 24 (Zürich: Diogenes 2000).

Wer ist hier verrückt? / Who's Crazy? 15 TSS, undatiert. Geschrieben zwischen Dezember 1962 und August 1963 in Aldeburgh, Suffolk, erstveröffentlicht als ›The Hate Murders‹ in *Ellery Queen's Mystery Magazine*, Mai 1965, S. 11-22, erstmals erschienen in Buchform (in französischer Übersetzung) als ›Une logique folle‹ in Patricia Highsmith, *Le jardin des disparus* (Paris: Calmann-Lévy 1982).

Spiel mit Variationen / Variations on a Game. 19 TSS, undatiert. Skizziert im Februar 1958, erstveröffentlicht in

Alfred Hitchcock's Mystery Magazine, Vol. 18, Februar 1973, Erstveröffentlichung in Buchform (in französischer Übersetzung) als ›Photo à l'arrivée‹ im gleichnamigen Band (Paris: Calmann-Lévy 1995).

Ein Mädchen wie Phyl / A Girl Like Phyl. 29 TSS, undatiert. Erstpublikation (in deutscher Übersetzung) als ›Ein Mädchen wie Phyl‹ in *Playboy* 8/1980, Erstveröffentlichung in Buchform (in französischer Übersetzung) als ›Le portrait de sa mère‹ in Patricia Highsmith, *Le jardin des disparus* (Paris: Calmann-Lévy 1982).

Anna von Planta

Editionsplan

Zwei Fremde im Zug. Roman (1950)*
Carol. Roman einer ungewöhnlichen Liebe (1952/1984)
Der Stümper. Roman (1954)
Der talentierte Mr. Ripley. Roman (1955)*
Tiefes Wasser. Roman (1957)
Ein Spiel für die Lebenden. Roman (1958)
Der süße Wahn. Roman (1960)
Der Schrei der Eule. Roman (1962)*
Die zwei Gesichter des Januar. Roman (1964)
Die gläserne Zelle. Roman (1964)
Der Geschichtenerzähler. Roman (1965)
Venedig kann sehr kalt sein. Roman (1967)
Das Zittern des Fälschers. Roman (1969)*
Der Schneckenforscher. Stories (1970)
Ripley Under Ground. Roman (1970)*
Lösegeld für einen Hund. Roman (1972)*
Ripley's Game oder Der amerikanische Freund. Roman (1974)
Kleine Mordgeschichten für Tierfreunde. Stories (1975)
Kleine Geschichten für Weiberfeinde. Stories (1975)
Ediths Tagebuch. Roman (1977)
Leise, leise im Wind. Stories (1979)

Der Junge, der Ripley folgte. Roman (1980)
Keiner von uns. Stories (1981)
Leute, die an die Tür klopfen. Roman (1983)
Nixen auf dem Golfplatz. Stories (1985)
Elsies Lebenslust. Roman (1986)
Geschichten von natürlichen und unnatürlichen
Katastrophen. Stories (1987)
Ripley Under Water. Roman (1991)
›Small g‹ – eine Sommeridylle. Roman (1995)
Die stille Mitte der Welt. Stories aus dem Nachlaß*
Die Augen der Mrs. Blynn. Stories aus dem Nachlaß*
Datum in Klammern = Jahr der Erstausgabe des Originals
* bereits erschienen